

DER HERR VON BEMBIBRE

BIBLIOTECA



ENRIQUE GIL



Paradiso Gutenberg

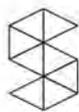
Aus dem Spanischen von
FLORIAN WEBER



DESTINO FRANKFURT 2022

Un romántico en la construcción de Europa

#BooksfromSpain



ESPAÑA
Creatividad Desbordante
Invitado de Honor en la
Feria del Libro de Fráncfort 2022



DESTINO FRANKFURT 2022 [*Enrique Gil: un romántico en la construcción de Europa*] Im Mittelpunkt des Projekts, das 2021 und 2022 mit Partnern aus verschiedenen Bereichen der Kultur durchgeführt wird, steht die Konstruktion Europas insbesondere seit der Romantik. Verfolgt wird das Ziel, einen gesamteuropäischen Kulturdialog anzustoßen. Geplant sind v. a. die Dauerausstellung *Un romántico en la construcción de Europa* (Ponferrada), eine Wanderausstellung (u. a. im Europäischen Parlament), die Erstellung der Faksimileausgabe *Los manuscritos de Enrique Gil en el Archivo Histórico Nacional*, die Digitalisierung der Übersetzungen von *El Señor de Bembibre* sowie eine Reihe thematischer Anthologien.

FUNDACIÓN BIBLIOTECA ENRIQUE GIL con la participación de

AC/E
ACCIÓN CULTURAL
ESPAÑOLA



DIPUTACIÓN DE LEÓN



INSTITUTO LEONÉS DE CULTURA



EOLAS
ediciones

Ludwig
VERLAG LUDWIG

Paradiso
Gutenberg

Der Herr von Bembibre
von Enrique Gil

Aus dem Spanischen
von Florian Weber

BIBLIOTECA ENRIQUE GIL
Volumen XV

Diese Übersetzung wurde gefördert von der Acción Cultural Española (AC/E).



Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> (abrufbar).

© 2021 Bierzo Paradiso SL

© 2021 Verlag Ludwig

Holtenuer Str. 141, 24118 Kiel – Tel.: 0431-85464
info@verlag-ludwig.de – www.verlag-ludwig.de

© 2021 Universidad de León

© 2021 FUNDACIÓN BIBLIOTECA ENRIQUE GIL

Übersetzung und Leseführer: Florian Weber, 2021

Vorwort: Javier Gómez-Montero, 2021

Geleitwort: Valentín Carrera, 2021

Cover und Bildtafeln: Juan Carlos Mestre, 2015

Vignetten: José María Luengo, 1929

Umschlaggestaltung: Denis Fernández Cabrera, Sacauntos

ISBN Paradiso_Gutenberg: 978-84-123747-2-8

ISBN Ludwig: 978-3-86935-404-0

ISBN Universidad de León: 978-84-18490-29-3

ISBN epub: 978-84-123747-3-5

Dep. Legal: C 704-2021

Dieses Buch darf ohne Genehmigung der Urheberrechtsinhaber weder ganz noch
teilweise reproduziert werden.



Paradiso
Gutenberg

Ludwig

www.bibliotecaenriquegil.com

**PUBLIKATIONEN DES TALLER DE TRADUCCIÓN LITERARIA
DER CHRISTIAN-ALBRECHTS-UNIVERSITÄT ZU KIEL**

Direktion: Javier Gómez-Montero
Lektorat der Reihe: Karina Gómez-Montero †
www.uni-kiel.de/lites

Band 13



TALLER DE TRADUCCIÓN LITERARIA
SEMINARIO DE LENGUAS Y LITERATURAS ROMÁNICAS
DE LA UNIVERSIDAD CHRISTIANA ALBERTINA DE KIEL

Ficha catalográfica:

Kataloginformation der Universität León:

Gil y Carrasco, Enrique (1815-1846)

El Señor de Bembibre. Alemán

Der Herr von Bembibre / von Enrique Gil ; Aus dem Spanischen von Florian Weber. -- [León]: Universidad de León, Área de Publicaciones : Paradiso_Gutenberg ; Kiel : Ludwig, [2021]

354 p. : il., ; 23 cm. -- (Biblioteca Enrique Gil ; v. XV) (Publikationen des Taller de Traducción Literaria der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel ; Bd. 13)

ISBN 978-84-18490-29-3 (Universidad de León). -- 978-84-123747-2-8 (Paradiso Gutenberg). -- 978-3-86935-404-0 (Ludwig)

I. Weber, Florian. II. Universidad de León. Área de Publicaciones. II. Título. III. Serie

821.134.2-31"18"=112.2

Vorwort

zur deutschen Übersetzung der „anmuthigen Novelle
el S[eñor]r de Bembibre, die zur Zeit der Tempelherren spielt“¹

Für die deutschen Romantiker nahm Spanien einen privilegierten Platz im kulturellen Imaginarium Europas ein. Die Geschichte und die reiche Literatur des Landes dienten ihnen als Projektionsfläche für ihre eigene Gedanken- und Gefühlswelt. Und so – durch die Rezeption der großen spanischen Werke, ihrer Gestalten, ihrer pittoresken Typen und Sitten, ihrer Landschaften, ihrer historischen Bauten und Ruinen – bildeten sich fortan die unverwechselbaren Konturen eines deutschen Spanienbildes heraus, das bis in die Gegenwart lebendig geblieben ist.

Überaus freundlich empfing der spanischkundige Alexander von Humboldt im Sommer 1844 einen gewissen Enrique Gil y Carrasco, der als Gesandter der spanischen Regierung im Rang eines Legationssekretärs am preußischen Königshof in Berlin vorstellig geworden war, um die Handelsbeziehungen seines aufstrebenden Landes mit Preußen zu festigen. Wenige Monate später schenkte ihm der junge Diplomat einen historischen Liebesroman mit dem Titel *El Señor de Bembibre*, an dem er 1842/43, noch in Spanien, gearbeitet hatte und den er erst in Berlin gedruckt sehen sollte. Ein Exemplar dieser – so Humboldt – „anmuthigen Novelle“², die am preußischen Hof gleichsam das spanische Mittelalter auferstehen ließ, wurde am ersten Weihnachtstag 1845 dem jungen König Friedrich Wilhelm IV. überreicht, der sich sogleich eine Karte der Region El Bierzo zeigen ließ und den Autor kurzerhand mit der Großen Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft auszeichnete.

¹ Alexander von Humboldt in einem vermutlich am 24. Februar 1846 verfassten Brief an den Bibliothekar und Herausgeber der Spenerschen Zeitung Samuel Heinrich Spiker. Zitiert nach Faak, Margaret: „Alexander von Humboldt in seinen Beziehungen zu dem spanischen Dichter Enrique Gil y Carrasco“, in: *Organon* 12/13, 1976/77, S. 233-247, hier S. 239.

² Zitiert nach Faak 1976/77, S. 239.

Enrique Gil y Carrasco verkörperte in Berlin ein neues Spanien, das sich seit 1833 bemühte, aus dem Schatten einer absolutistischen Monarchie zu treten. Durch Schriftsteller und Intellektuelle im diplomatischen Dienst sollte einerseits das moderne Gesicht des Landes an den Höfen bzw. in den jungen Republiken Europas vermittelt werden, zum Beispiel in Paris und London zeitweise durch den Theaterautor Martínez de la Rosa und den Zeitungsverleger Andrés Borrego. Andererseits kam ihnen nach ihrer Rückkehr auch die Aufgabe zu, durch ihre im Ausland gesammelten Erfahrungen und neu geschmiedeten Projekte den Anschluss Spaniens an die europäische Moderne zu befördern. Jedenfalls hinterließ Alexander von Humboldt dem heutigen Leser des *Herrn von Bembibre* in einem vermutlich am 24. Februar 1846 verfassten Brief an den Bibliothekar und Herausgeber der Spenerschen Zeitung Samuel Heinrich Spiker ein überaus liebenswürdiges Porträt des Autors, das von Respekt und Empathie für den geschätzten Diplomaten und „Litterator“ zeugt:

Er war hierher geschickt bei Gelegenheit der Industrie-Ausstellung und hatte mit Eifer unsere Sprache erlernt. Er war talentvoll und von feinen Sitten, in allen gesellschaftlichen Kreisen beliebt. Der König, der die span[ische] Litteratur zu schätzen versteht und die Sprache weiß, hatte ihm noch vor wenigen Wochen die grosse goldene Medaille für die Wissenschaft verliehen.³

Alle Zeugnisse aus jenen Monaten unterstreichen, dass die stimmungsvollen bis dramatisch-erhabenen Landschaftsschilderungen des Bierzo und die pittoresken Sittengemälde des Romans, weit mehr als der Stoff (die Liebesintrige und das mittelalterliche Dekor um die Tempelritter, die gewissermaßen zu erwarten waren), einen tiefen Eindruck bei den Berliner Lesern hinterließen. Und vielleicht ergeht es dem heutigen Leser nicht anders, der – wie Humboldt – an den Kapiteln 21 bis 25, der Initiation Don Álvaros und der Beschreibung der Kampfvorbereitungen bei den römischen Goldminen der Médulas Gefallen finden mag. Die Emotionalisierung eines mittels der Natur- und Geschichtsdarstellung für den Verfasser identitätsstiftenden Territoriums erlaubt demjenigen Leser, der die Region des Bierzo kennt – durch die heute wie damals der Jakobsweg führt, von Astorga im Osten hin nach Ponferrada und Villafranca im Westen –, seine eigenen Erfahrungen in die malerischen Topographien der erzählten Welt zu projizieren.

Die Möglichkeiten eines solchen Dialogs mit der im Roman dargestellten Landschaft erweitern sich noch unter dem Eindruck einer Dramatik der Kontingenzen, wie sie das Schicksal der Protagonisten Don Álvaro und Doña

³ Zitiert nach Faak 1976/77, S. 244.

Beatriz bestimmt, wenn sie in dem perfiden Ränkespiel des Grafen von Lemus und des Infanten Don Juan zum Opfer politischen Ehrgeizes und Machtstrebens werden wie etwa zur gleichen Fiktionszeit die beiden Liebenden bei den Capuletti und den Montecchi in Verona. Doch die Romanhandlung erlöst das Paar schließlich – auch hierin ähneln sie Romeo und Julia – aus der Zwangsläufigkeit dieser Kontingenzdramatik. So beschließt der Neffe des Tempelmeisters von Kastilien, sich zum Tempelritter weihen zu lassen, um nach Doña Beatriz' Tod seinem Schicksal zu trotzen und ihm eine die eigene Existenz transzendierende Bedeutung zu verleihen. Auf diese Weise adelt Don Álvaro sein tätiges Bestreben, eine als Willkür und List getarnte Tragik zu bezwingen, wie der Zusammenhang von ritterlicher Initiation, passiver Todeserfahrung, Rückzug als Einsiedler auf den Gipfel des Monte Aquiana und schließlich Offenbarung als Bewahrer der Erinnerung an Doña Beatriz Ossorio verdeutlicht. Insofern birgt der Lebensweg des Protagonisten auch eine Suche nach Erkenntnis in sich, das Verlangen nach Selbststeigerung und Erschließung der eigenen Biographie, die als individueller Schlüssel zu Weltverständnis und tieferer Durchdringung der Existenz gelten kann.

Keinen Mittelalter-Thriller, keine Mystery- oder Esoterikunterhaltung um spanische Tempelritter darf der Leser des *Herrn von Bembibre* erwarten, vielmehr ein aufrechtes Streben nach Wahrheit und Erkenntnis im universellen Gewand des Liebesdrangs. Historische Kulisse des Romans ist die Zeit vor dem Konzil von Vienne (1311/12), als König Philipp IV. von Frankreich die Tempelritter unter dem Vorwand der Ketzerei, der Sodomie und des Götzendienstes bereits im eigenen Land verfolgt hatte und nun den in Avignon residierenden Papst Clemens V. zu bewegen suchte, ihnen seine Unterstützung zu entziehen und durch Bullen und Bannflüche überall in Europa – auch in Spanien, wo der Orden überaus mächtig war – ihre Verhaftung und Enteignung zu erwirken. Ungeachtet der Vorbildlichkeit Don Ávaros als edler Ritter und bedingungslos Liebender beanspruchen die Werte eines Ordens Geltung, dessen Geheimlehren, Riten und Zeichen von katholischer Seite vielfach in die Nähe häretischer Praktiken gerückt, von der Freimaurerei indes gerne für sich reklamiert worden sind. Zum einen verleiht der Erzählstrang um die Templer dem Roman Handlungs- und Interpretationsstruktur; zum anderen reizten die freimaurerischen Ansätze die poetische Imagination Gil y Carrascos, der wie andere spanische Romantiker – über die bereits erwähnten hinaus sicher auch José de Espronceda, Antonio Alcalá Galiano und viele mehr – im Umfeld der Madrider Loge zu verorten ist. Ob diese Tatsache die gute Aufnahme des Autors und des Werkes in Berlin begünstigte, wo der König gerade 1840 das Protektorat über die drei preußischen Großlogen übernommen hatte, sei dahingestellt. Fakt ist, dass die Initiationsszene, in der Don Álvaro das

Gelübde des Tempelordens ablegt, in der Dramaturgie des Romans eine zentrale Rolle spielt und auch auf die Vermittlung ideeller Werte abhebt, die zur Profilierung einer neuen, besseren Identität beitragen, wie die Figur des Protagonisten sie verkörpern will.

Ein solches Deutungspotential der *narratio* mag umso wirksamer im Zusammenhang mit der Dialektik von Krise und Konflikt erscheinen, die in der Sekundärliteratur (etwa von Picoche und Mestre/Muñoz Sanjuán) immer wieder als Erklärung für die Evokation des Mittelalters als Projektionsfläche zeitgenössischen Geschichtsbewusstseins bei Gil y Carrasco angeführt wurde. Doch lässt sich dieses Projektionsverfahren unter Einbezug der heutigen Krisenverhältnisse in Spanien im Sinne einer Epochentrias durchaus noch weiterdenken: Der heutige Leser könnte bei der Lektüre eine Dialektik von Aufbruch und Entzauberung, Euphorie und Depression, Utopie und Widerstreit entdecken, wie sie die spanische Gesellschaft in den etwa 40 Jahren, die mit der *Transición democrática* nach Francos Tod 1975 einsetzten, geprägt hat und auch heute noch, vor allem seit der Finanzkrise 2008, prägt. Insofern hätte der Roman als politische und gesellschaftliche Allegorie seine Kraft keineswegs eingebüßt: *Historia magistra vitae*. Und vergessen wir nicht, dass *Der Herr von Bembibre* gelegentlich, immer aber ausdrücklich, die historischen Verhältnisse Spaniens im frühen 14. Jahrhundert auch in den europäischen Kontext der Zeit einbettet.

Die nun im Kieler Verlag Ludwig erschienene deutsche Übersetzung des Romans ergänzt die 2015 gegründete, von Valentín Carrera herausgegebene Sammlung der Biblioteca Enrique Gil, unter deren Siegel die Originalwerke des Autors, die Akten eines wissenschaftlichen Symposiums von 2014 sowie die englische, die französische und auch eine chinesische Übersetzung von *El Señor de Bembibre* publiziert wurden, die wie die vorliegende Ausgabe mit Originalbildern des vielbeachteten Dichters und Malers Juan Carlos Mestre versehen sind. Die deutsche Version findet zugleich einen Ehrenplatz in der Reihe der Literarischen Übersetzerwerkstatt Kiel (Taller de Traducción Literaria de Kiel), in der seit 2005 bereits ein Dutzend Bände mit literarischen Texten aus Spanien erschienen sind (www.uni-kiel.de/lites/publikationen.html).

Schließen möchte ich mit denselben Worten, die Alexander von Humboldt in seinem offiziellen Schreiben vom 16. Januar 1846 anlässlich der Aushändigung der Großen Goldenen Medaille für Kunst und Wissenschaft an Enrique Gil y Carrasco richtete. Mit Fug und Recht vermag das folgende Zitat nämlich auch die Leistung der frischen, schwungvollen deutschen Übertragung Florian Webers zu würdigen, die den Ton der historisch im 19. Jahrhundert verwurzelten Sprache des Originaltextes bewahrt. Denn dem jungen Kieler Romanisten ist eine wirklich eindrucksvolle Romanübersetzung gelungen, die Stimmung, Handlung,

Landschaften und Passionen der erzählten Welt angemessen auffängt und dem heutigen Leser spannend vermittelt:

Die Ufer des Sil, die Gebirge von Aguiana, das Kloster von San Pedro de Montes am Fuß eines beschneiten Gipfels haben Ihnen Gelegenheit zu Beschreibungen gegeben, die in einem malerischen und immer harmonischen sprachlichen Gewand ein tiefes Gefühl für die Natur zeigen.⁴

Der vorliegenden Übersetzung sei nun im 21. Jahrhundert erneut jene gute Aufnahme gewünscht, die der großzügige Baron von Humboldt dem Autor höchstpersönlich angedeihen ließ, und somit, dass sie viele aufmerksame Leser finden möge.

KIEL IM APRIL 2021

JAVIER GÓMEZ-MONTERO

Literatur

Faak, Margaret: „Alexander von Humboldt in seinen Beziehungen zu dem spanischen Dichter Enrique Gil y Carrasco“, in: *Organon* 12/13, 1976/77, S. 233-247.

⁴ Zitiert nach Faak 1976/77, S. 244.

Geleitwort

Bei dem vorliegenden Band handelt es sich um die erste vollständige deutsche Übersetzung des spanischen Klassikers *El Señor de Bembibre* (1844) von dem Diplomaten, Journalisten und Schriftsteller Enrique Gil, der im Kontext der europäischen Romantik durchaus auf einer Ebene mit dem *Ivanhoe* des von Gil zutiefst bewunderten Sir Walter Scott zu sehen ist.

Der Autor

Enrique Gil y Carrasco (* 1815 in Villafranca del Bierzo, † 1846 in Berlin) gilt als herausragender Vertreter der spanischen Romantik, der sich im Madrid der späten 1830er und frühen 1840er Jahre, wo er in den literarischen, revolutionären und freimaurerischen Kreisen seines Freundes José de Espronceda verkehrte, als Reisejournalist, Literatur- und Theaterkritiker, Dichter und Romanautor einen Namen machte. Trotz seines frühen Todes – er starb im Alter von gerade einmal 31 Jahren an der Schwindsucht – hinterließ er nach kaum einem Jahrzehnt schriftstellerischer Tätigkeit ein beachtliches Œuvre.

Im Frühjahr 1844 schloss Enrique Gil in seinem Büro an der spanischen Nationalbibliothek in Madrid, wo er damals als stellvertretender Direktor tätig war, die Arbeit an dem Roman *El Señor de Bembibre* ab. Das handschriftliche Original, das uns leider nicht erhalten ist, übergab er dem Madrider Verleger Francisco de Paula Mellado und brach kurz darauf zu seiner romantischen *Grand Tour* auf, die ihn nach dem Vorbild Lord Byrons und Chateaubriands durch das Herz Europas – Frankreich, Belgien, die Niederlande, Deutschland – und schließlich in das preußische Berlin führen sollte, wo er seinen neuen Posten als Gesandter der spanischen Regierung antrat. *El Señor de Bembibre* wurde somit in seiner Abwesenheit publiziert; die ersten gedruckten Exemplare sollte er erst in Berlin erhalten, wenige Monate vor seinem Tod im Februar 1846.

Tempelherren und Freimaurerei

Obwohl die Handlung des *Herrn von Bembibre* als ‚historisch‘ gilt, ist vieles von dem, was uns der Erzähler mitteilt, doch frei erfunden oder vermischt anachronistisch Ereignisse und Personen aus verschiedenen Zeiten. So fand die Verfolgung der Tempelritter ihr Ende eigentlich erst 1314 mit der Verbrennung des Großmeisters Jacques de Molay. Und Graf Don Pedro Fernández de Castro – eine der Hauptfiguren unseres ‚ahistorischen‘ Romans – wurde erst 1343 geboren und konnte somit gar nicht in die Ränke und Machenschaften gegen den Tempelorden verwickelt gewesen sein.

Die Episode um die gewaltsame Verfolgung der Tempelritter, die die europäischen Monarchien und den Vatikan zu Beginn des 14. Jahrhunderts in ihren Grundfesten erschütterte, war ein vortrefflicher Stoff für die romantische Sensibilität Enrique Gils, der seine Kindheit und Jugend in der Stadt Ponferrada (gelegen in der leonesischen Region des Bierzo) verbracht hatte, spielend und umhertollend in den Ruinen der dortigen Burg, die im 13. Jahrhundert von den Templern beherrscht worden war. Diese verfallene Szenerie hinterließ einen tiefen Eindruck bei unserem Dichter, der sich in seinem gesamten Werk widerspiegelt.

Dass Enrique Gil dem Schicksal der Tempelritter spannende Seiten abgewinnen konnte, hängt zudem mit der Freimaurerei zusammen, der er und Espronceda ebenso angehörten wie König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen und dessen Kammerherr Alexander von Humboldt oder die von ihm bewunderten britischen Romantiker Lord Byron und Sir Walter Scott. Als Gil 1844 nach Berlin reiste, machte der preußische Zweig der Freimaurer gerade seinen Anspruch auf das Erbe des Tempelordens geltend. Und als Friedrich Wilhelm IV. am ersten Weihnachtstag 1845 der Templer- und Freimaurerroman *El Señor de Bembibre* überreicht wurde, erkannte er darin sofort die charakteristischen Riten, Gebräuche, Zeichen und Ideale.

Dank der guten Aufnahme seines Romans und seiner freundschaftlichen Beziehung zu Alexander von Humboldt erlangte Enrique Gil höchstes Ansehen am preußischen Königshof in Berlin und auf Schloss Sanssouci in Potsdam, wo er die Prinzessin Maria Luise Alexandrina im Spanischen unterrichtete.

Der Herr von Bembibre wurde schließlich zu Gils ‚Eintrittskarte‘ ins Pantheon der spanischen Literatur: Bald nämlich wurde der Roman in seiner Heimat als *Quijote* von El Bierzo verehrt, und jedes Schulkind dort kannte die ersten Zeilen:

En una tarde de mayo de uno de los primeros años del siglo XIV, volvían de la feria de San Marcos de Cacabelos tres al parecer criados de alguno de los grandes señores que entonces se repartían el dominio del Bierzo ...

Zu Deutsch lesen sich diese Zeilen nun wie folgt:

An einem Mainachmittag in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts kamen drei Männer aus San Marcos de Cacabelos vom Viehmarkt zurück, dem Anschein nach Diener eines der großen Lehnsherren, die sich damals den Besitz des Bierzo teilten

...

Die Biblioteca Enrique Gil

2015 jährte sich der Geburtstag des Dichters zum 200. Mal. Gefeierte wurde dies sowohl mit einem internationalen Kongress, dessen Akten in dem Band *Enrique Gil y el Romanticismo*⁵ publiziert worden sind, als auch mit unserer Edition des Gesamtwerkes: zehn Bücher – gedruckt und elektronisch –, die zusammen die Biblioteca Enrique Gil (ehem. Biblioteca Gil y Carrasco) bilden.

Dank der Biblioteca Enrique Gil ist das vollständige Werk des Autors nun in einer modernen, illustrierten und ausführlich kommentierten Ausgabe kostenlos verfügbar. Seit November 2017 gehört das Portal www.bibliotecaenriquegil.es der Universität León und ist in deren offizielle Website integriert, was unseren Autor der wissenschaftlichen Gemeinschaft ebenso zugänglich macht wie jedem interessierten Leser. 2017 wurde in der Biblioteca Enrique Gil mit *The Lord of Bembibre* zudem die erste englische Ausgabe des Romans publiziert – übersetzt von Margarita Núñez, Brian Morrissey und Alonso Carnicer und versehen mit einem Vorwort von Doireann MacDermott und Derek Flitter – und 2019 mit *Le Seigneur de Bembibre* die erste französische Übersetzung, die von keinem Geringeren verfertigt worden ist als Jean-Louis Picoche, dem wichtigsten Biographen Enrique Gils.

Als ich im Frühjahr 2019 beide Übersetzungen vor der Real Academia Española präsentierte, zusammen mit den beiden leonesischen Akademiemitgliedern José María Merino und Luis Mateo Díez, meinte jener, halb im Scherz: „Jetzt fehlt dir aber noch eine deutsche Ausgabe“, und sein Kollege fügte hinzu: „Und eine chinesische.“

Zwei Jahren später liegt das Hauptwerk Enrique Gils nun in fünf Sprachen vor: *El Señor de Bembibre*, *The Lord of Bembibre*, *Le Seigneur de Bembibre*, *Der Herr von Bembibre* und 本維夫雷公爵 – sowohl gedruckt und gebunden wie auch als online frei verfügbares E-Book (auf der Website der Universität León).

⁵ Carrera, Valentín (Hrsg.): *Enrique Gil y el Romanticismo. Actas del Congreso Internacional, El Bierzo, 14-18 de julio de 2015*. Santiago de Compostela: Andavira 2015.

Die Ausgabe

Seit 1846 sind mehr als hundert Ausgaben und Neuauflagen von *El Señor de Bembibre* entstanden, allesamt katalogisiert von dem aus Bembibre stammenden Bücherliebhaber Jovino Andina. Unter ihnen findet sich lediglich eine unvollständige, stark adaptierte deutsche Übersetzung, erschienen 1991 im Ostberliner Verlag Neues Leben, der sich mit dieser Publikation vor allem an jugendliche Leser richtete.

Für unsere Jubiläumsausgabe von 2015 anlässlich des 200. Geburtstages Enrique Gils – auf der die vorliegende deutsche Übersetzung beruht – haben wir sechs grundlegende Editionen miteinander verglichen: die *editio princeps* (Mellado, 1844), die Ausgabe von Jorge Campos (BAE, 1954), die von Ramón Carnicer (Barral, 1971), die von Picoche (Castalia, 1986), die von Rubio Cremades (Cátedra, 132014) und die von Mestre/Muñoz Sanjuán (Austral, 2004).

Wie die spanische, die englische und die französische Version, so sucht auch die vorliegende deutsche Erstausgabe die Verbindung zum Leser des 21. Jahrhunderts, indem sie sich ihm mit einem ungewöhnlichen avantgardistischen Bilderschatz präsentiert, nämlich mit 21 vom Roman selbst inspirierten Bildtafeln, gestaltet – und der Biblioteca Enrique Gil mit dankenswerter Großzügigkeit zur Verfügung gestellt – von dem aus Villafranca del Bierzo gebürtigen Dichter und Maler Juan Carlos Mestre, der damit die Illustrationen Eusebio Zarzas und Félix Bataneros von 1844 in ganz ähnlicher Weise neu interpretiert hat wie Pablo Picasso das Gemälde *Las Meninas* des Barockmalers Diego Velázquez.



Hinzu kommen die von José María Luengo handgezeichneten Vignetten aus seiner 1929 erschienenen Monographie *El Castillo de Ponferrada*, die einige Inschriften und Wandzeichen aus der alten Templerfestung von Ponferrada

wiedergeben. Handelt es sich hierbei bloß um bedeutungslose, von Steinmetzen angebrachte Markierungen oder doch vielleicht um geheimnisvolle Symbole, deren tieferer Sinn Uneingeweihten verschlossen bleibt: bei den Kragsteinen mit der Rose und dem Baphomet⁶ etwa oder bei den „zwei makellosen Quadraten“, wie Gil sie beschreibt, „die sich in gleichen Winkeln überschneiden; rechts davon ist eine Art Sonne abgebildet, links ein Stern“?



Die Übersetzung

Dass *El Señor de Bembibre* nun auch in deutscher Sprache vorliegt, ist dem jungen Romanisten Florian Weber zu verdanken, der seit 2019 als wissenschaftlicher Mitarbeiter für spanische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel tätig ist. Innerhalb eines – zweifellos arbeitsreichen – Jahres hat er eine eindrucksvolle, textnahe und spannend zu lesende deutsche Übersetzung unseres Klassikers zustande gebracht. Es ist sein Verdienst, dass der deutschsprachige Leser nun eine Romanübersetzung – die erste vollständige – in Händen hält, die Sinn und Stil von *El Señor de Bembibre* so originalgetreu wie möglich wiederzugeben sucht.

Sprachlich ist der fast zweihundertjährige Roman kaum modernisiert bzw. an den heutigen Gebrauch angepasst worden. Änderungen sind immer nur so weit vorgenommen worden, wie dies zum Verständnis und zur besseren Lesbarkeit des Textes geboten erschien. Auf diese Weise sollte der besondere Ton des spanischen Originals auch im Deutschen erhalten bleiben. Zeichensetzung, Gliederung in Absätze und typographische Hervorhebung etwa von direkter Rede folgen weitgehend der 2015 in der Biblioteca Enrique Gil erschienenen spanischen Jubiläumsausgabe; nur, was im Deutschen verwirrend gewirkt oder den Lesefluss gestört hätte, ist geändert worden.

Begleitet wurde das Projekt von Javier Gómez-Montero, Direktor des Romanischen Seminars derselben Universität und Leiter der dortigen Übersetzerwerkstatt (Taller de Traducción Literaria de Kiel), der seit 2006 die jeden Sommer in der leonesischen Ortschaft Castrillo de los Polvazares

⁶ Das Götzenbild, das die Tempelritter südfranzösischen Gerichtsprotokollen aus dem Tempelprozess zufolge angebetet haben sollen.

stattfindenden Übersetzer- und Schriftstellertreffen koordiniert. Sein einführendes Vorwort beleuchtet den historischen Kontext um Gils Aufnahme in Berlin und dessen Verhältnis zu Alexander von Humboldt und bietet eine interpretatorische Annäherung an zentrale Aspekte des Romans wie die Landschaftsschilderungen, die unglückliche Liebe Don Álvaro und Doña Beatriz‘ und den Untergang des Tempelordens.

Bevor der Leser nun in die Welt des *Herrn von Bembibre* eintaucht, sei abschließend noch auf den Leseführer im Anhang verwiesen, der zum besseren Verständnis des Textes dienen soll. Er enthält eine Zusammenfassung der Handlung, eine Übersicht der wichtigsten Personen und Schauplätze und eine Karte des Bierzo, die zugleich auch als herzliche Einladung verstanden sein möchte, León und das Bierzo zu besuchen, die verschiedenen Orte des Romans kennenzulernen – vom Valle del Silencio bis zu den Médulas, von Bembibre und Carracedo bis nach Cornatel – und die Lektüre im Dialog mit unserer schönen Landschaft fortzusetzen, so, wie es Enrique Gil selbst hervorragend zu tun verstand.

SANTIAGO DE COMPOSTELA IM APRIL 2021

VALENTÍN CARRERA

HERAUSGEBER DER BIBLIOTECA ENRIQUE GIL





Der Herr von Bembibre

Aus dem Spanischen
von Florian Weber

Kapitel I

An einem Mainachmittag in den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts kamen drei Männer aus San Marcos de Cacabelos vom Viehmarkt zurück, dem Anschein nach Diener eines der großen Lehnsherren, die sich damals den Besitz des Bierzo teilten. Einer von ihnen, schon weit über die Fünfzig, ritt einen Galicier, der zwar nicht sehr ansehnlich war, aber auf den ersten Blick eine Robustheit und Ausdauer erkennen ließ, wie sie zur Ausübung der Jagd geeignet waren. Auf seiner behandschuhten Linken trug er einen Edelfalken, dessen Kopf mit einer Haube bedeckt war. Ein Spürhund von schöner Rasse, seinen Befehlen und Handzeichen gehorsam, suchte beide Seiten des Weges ab. Der Mann war hager und gelenk, sein Gesicht lebhaft und von der Sonne gebräunt, und alles an seiner Haltung und seinen Bewegungen verriet, dass er Jäger war.

Der zweite Mann mochte Mitte dreißig sein, und er war die Kehrseite der Medaille: Ein massiges, ausdrucksloses Gesicht verband er mit einem schwerfälligen Körper, dessen ohnehin wenig anmutige Züge die Fettleibigkeit vollends zu verwischen drohte. Die überhebliche Art, mit der er sein stolzes Andalusierfohlen zügelte, und die Genauigkeit, mit der er es alle erdenklichen Bewegungen ausführen ließ, wiesen ihn als Zureiter oder Reitknecht aus. Der Dritte schließlich, der auf einem kräftigen Schlachtross saß und etwas prunkvoller ausgestattet war als die anderen beiden, war ein Jüngling von angenehmster Erscheinung, ungezwungen und von großer Gewandtheit, mit einer Spur von Hohn im Gesicht und in der Blüte seiner Jahre. Jeder hätte ihn, ohne zu zögern, als den Schildknappen oder Pagen eines hohen Herrn erkannt.

Die drei Männer unterhielten sich angeregt, und natürlich sprachen sie über die Angelegenheiten ihrer jeweiligen Herren, wobei sie unter ihr vieles Lob eine ebenso große Menge an Getratsche und leerem Gerede mischten.

„Ich sage dir, Nuño“, sprach der Reitknecht, „unser Gebieter handelt wie ein Mann, denn seine einzige Tochter und Erbin des Hauses von Arganza einem gewöhnlichen Hidalgo zur Frau zu geben, wo er sie mit einem so mächtigen Granden wie dem Grafen von Lemus verheiraten kann, das wäre doch mehr als töricht. Nicht gerade eine vorteilhafte Partie, dieser Herr von Bembibre!“

„Aber, mein lieber Freund“, entgegnete der Schildknappe spöttisch, obwohl die Worte des Reitknechtes gar nicht an ihn gerichtet waren, „was kann denn mein Herr dafür, dass die Zofe deiner jungen Herrin mir mehr zusetzen ist als dir? Deshalb brauchst du ihn doch nicht gleich wie einen

Feind zu behandeln. Du hättest Gott bitten sollen, dir etwas mehr Verstand und etwas weniger Fleisch zu geben; dann würde Martina dich auch mit anderen Augen ansehen, und der Herr müsste nicht für die Sünden des Knechtes büßen.“

Zornesröte stieg in das breite Gesicht des Reitknechts, der sein Fohlen zur Seite lenkte und den Schildknappen starr anblickte. Dieser zahlte es ihm mit gleicher Münze heim und lachte ihn obendrein aus, so dass wir nicht wissen, wie dieses unglücklich begonnene Gespräch ausgegangen wäre, wenn der Jäger Nuño sich nicht schlichtend eingemischt hätte.

„Mendo“, redete er den Zureiter an, „es war nicht klug von dir, so über den Herrn von Bembibre zu sprechen. Schließlich ist er ein hoch angesehener Ritter, den jedermann im Land für sein edles Wesen und seinen Mut liebt und schätzt, und du bist selbst schuld, wenn du Milláns etwas allzu heftigen Spott auf dich gezogen hast. Der sorgt sich zweifellos mehr um die Ehre seines Herrn als um die Barmherzigkeit, zu der wir Christen verpflichtet sind.“

„Ich sage doch nur, dass unser Herr gut daran tut, seine Tochter nicht Don Álvaro Yáñez zu geben, damit sie stattdessen *velis nolis* Gräfin von Lemus und Herrin über halb Galicien werden kann.“

„Er tut nicht gut daran“, widersprach der kluge Jäger, „denn Doña Beatriz schätzt den Grafen ebenso wenig wie ich einen alten, blinden Falken, und mag er dem Herrn von Bembibre auch an Reichtum überlegen sein, so steht er ihm an Tugenden und vorzüglichen Eigenschaften doch weit nach, und vor allem in der Gunst unserer jungen Herrin, die bei ihrer Wahl etwas mehr Verstand bewiesen hat als du.“

„Der Herr von Arganza, unser Gebieter, hat sich zu nichts verpflichtet“, entgegnete Mendo, „soll Don Álvaro also dahin verschwinden, wo er hergekommen ist.“

„Gewiss, soviel ich weiß, hat unser Herr weder sein Wort verpfändet noch sich voreilig festgelegt, doch in dem Fall ist es nicht recht von ihm gewesen, Don Álvaro so zu empfangen, als sollte er sein Schwiegersohn werden, und seiner Tochter zu erlauben, mit jemandem zu verkehren, der durch seinen Umgang und seine Anmut alle Welt für sich einnimmt und in den sich eine Jungfrau von solcher Zurückhaltung und Schönheit wie Doña Beatriz zwangsläufig verlieben musste.“

„So wie die Liebe kommt, so kann sie auch wieder gehen“, antwortete der Reitknecht stur, „außerdem wird sie schon aufhören ihn zu lieben, wenn ihr Vater es ihr gebietet, denn sie ist bescheiden wie die Erde und zärtlich wie ein Engel, die Ärmste.“

„Da täuschst du dich aber gewaltig“, antwortete der Jäger. „Ich kenne sie besser als du, denn ich war schon dabei, als sie zur Welt kam. Wohl würde sie für eine gute Sache ihr Leben hingeben, doch wenn man sie zwingt und

ihr Böses will, dann hört sie nur auf Gott.“

„Lasst uns jetzt nicht mehr streiten“, mischte sich Millán in das Gespräch ein, „aber sag mal, Mendo, was hat dir mein Herr eigentlich getan, dass du ihm so feindlich gesinnt bist. Soweit ich weiß, spricht keiner hierzulande so schlecht von ihm wie du.“

„Ich habe gar nichts gegen ihn“, antwortete Mendo, „und wenn der Graf von Lemus hier nicht aufgetaucht wäre, hätte ich in ihm gern den neuen Herrn unseres Hauses gesehen, doch was soll ich sagen, mein Freund? Jeder ist sich selbst der Nächste, und niemand tauscht gern einen Grafen gegen einen Hidalgo ein.“

„Mein Herr ist zwar kein Graf, aber er ist edel und wohlhabend, und was noch wichtiger ist, er ist der Neffe des Meisters der Tempelritter und ein Verbündeter des Ordens.“

„Ein Haufen Ketzer und Hexer“, murmelte Mendo.

„Willst du wohl schweigen, Unseliger?“, sagte Nuño leise zu ihm und packte ihn zornig am Arm. „Wenn dich einer von ihnen hört, nageln sie dich ans Kreuz wie den heiligen Andreas.“

„Keine Sorge“, entgegnete Millán, dessen wachen Ohren nicht ein einziges der geflüsterten Worte entgangen war. „Gott sei Dank sind Don Álvaro's Diener nie Spitzel gewesen, noch haben sie je Böses im Schilde geführt, denn schließlich versucht in der Gefolgschaft wahrer Ritter ein jeder, so zu sein wie sie.“

„Auch der Graf von Lemus ist ein Ritter, und er hat mehr als eine gute Tat vollbracht.“

„Gewiss“, antwortete Millán, „aber nur, wenn Leute dabei waren, die sie gleich überall herumposaunten. Doch wäre dein hochverehrter Graf imstande, für seinen eigenen Vater zu tun, was Don Álvaro für mich getan hat?“

„Und was war das?“, fragten die beiden Gefährten wie aus einem Mund.

„Etwas, das ich nie vergessen werde. Wir überquerten die alte Brücke von Ponferrada, die, wie ihr wisst, kein Geländer hat. Ein Sturm war losgebrochen, der Fluss stieg immer höher und toste wie das Meer. Da entlädt sich plötzlich eine Wolke, und ein Blitz leuchtet vor meinem Zelter auf. Der bäumt sich geblendet vom hellen Licht, und ohne zu wissen, wie uns geschieht, platsch, fallen wir beide kopfüber in den Fluss. Was, meint ihr, tat Don Álvaro? Nun, meine Freunde, ohne sich Gott oder dem Teufel zu empfehlen, gab er seinem Pferd die Sporen und sprang mir nach. Um ein Haar wären wir beide ertrunken. Schließlich wurde mein Pferd vom Fluss fortgerissen, ich aber, halb benommen, schaffte es ans Ufer, weil er, Don Álvaro, mich an den Haaren packte und dorthin zog. Als ich wieder zu mir kam, wusste ich wirklich nicht, wie ich ihm danken sollte, weil mir ein Klob im Hals saß und ich nicht sprechen konnte; er aber bemerkte es, lächelte

und sagte zu mir: „Komm, mein Freund, schon gut, es ist nicht der Rede wert, beruhige dich und schweige über das, was passiert ist; sonst hält man dich noch für einen schlechten Reiter.“

„Welch eine Heldentat, bei meinem Leben“, rief Mendo mit einer Begeisterung, die seine Voreingenommenheit und sein träges Wesen kaum erwarten ließen, „und das, ohne sich aus dem Sattel reißen zu lassen! Ein guter Ritter! Der Teufel soll mich holen, wenn eine solche Tat nicht annähernd so viel wert ist wie die beste Grafschaft Spaniens! Andererseits“, fuhr er sich mäßigend fort, „wäre sein stolzes Pferd Almanzor nicht gewesen, Gott weiß, wie es ihm dann ergangen wäre ... viel hängt von den Tieren ab!“, sprach er weiter und strich seinem Fohlen mit beinahe väterlicher Genugtuung über den Hals. „Doch sag, Millán, was ist am Ende aus deinem geworden? Ist es ertrunken, das Ärmste?“

„Nein“, antwortete Millán, „es konnte sich ein gutes Stück weiter unten ans Ufer retten. Dort fing es ein Maurensklave der Tempelritter ein, der nach Pajariel gegangen war, um Feuerholz zu holen. Aber das arme Tier hatte so viel abgekriegt, dass es auch nach drei Monaten noch nicht ganz genesen war.“

Unter diesen und anderen Reden kamen sie nach Arganza und stiegen vor dem Stammhaus ihres Herrn, des erlauchten Don Alonso Ossorio, aus dem Sattel.





Kapitel II

Dank der Gesprächigkeit der Diener werden unsere Leser bereits einiges von dem erahnt haben, was damals zwischen der Familie Arganza und dem Herrn von Bembibre vor sich ging. Aber auch wenn ihr Bericht der Wahrheit im Grunde schon recht nahekommt, ist er doch so unvollständig, dass wir noch auf ein paar weitere Einzelheiten eingehen müssen, die wir zum Verständnis dieser beklagenswerten Geschichte für unerlässlich halten.

Don Alonso Ossorio, Herr von Arganza, war einst Vater zweier Söhne gewesen, doch einer starb, noch ehe er der Kindheit entwachsen war, und der andere, als er auf seinem ersten Feldzug mit großer Tapferkeit gegen die andalusischen Mauren kämpfte. Daher hatten sich alle seine Hoffnungen auf seine Tochter Doña Beatriz gerichtet, die damals noch ein Kind war, aber schon ebenso viel Schönheit wie Begabung und edle Gesinnung erkennen ließ. In ihrem Wesen vermischte sich die Tatkraft, die ihren Vater auszeichnete, mit der Sanftheit und Schwermut ihrer Mutter Doña Blanca de Balboa, einer frommen Dame, deren Leben ein eindringliches und fortwährendes Beispiel an Güte, Verzicht und christlichem Erbarmen gewesen war. Obwohl der frühe Verlust der beiden Söhne ihre ohnehin schwächliche Gesundheit vollends zugrunde gerichtet hatte, hinderte sie dies nicht daran, in der sorgfältigen Erziehung der Tochter ihre für die Zeit außergewöhnliche Bildung einzusetzen und die herrlichen Anlagen, mit denen sie die Natur so verschwenderisch ausgestattet hatte, zur Blüte zu bringen. Ohne eine andere Hoffnung als die so geliebte und schöne Tochter überhäufte Doña Blanca sie mit ihrer Zärtlichkeit und ihren Wünschen und Träumen für die Zukunft. So wuchs Doña Beatriz wie eine sanfte, duftende Lilie in der Wärme der mütterlichen Liebe auf, behütet vom Namen und von der Macht ihres Vaters und allseits umgeben von der Achtung und Liebe ihrer Vasallen, die in ihr eine zuverlässige Trösterin und unermüdliche Wohltäterin sahen.

Unterdessen zogen die Jahre rasch dahin, und mit ihnen verflog die Kindheit des edlen Mädchens. Daher musste ihr Vater bald daran denken, für sie einen Gatten auszusuchen, der ihres Standes und ihrer hohen Gaben würdig war. Im Bierzo gab es damals nur zwei Häuser, die einander an Besitz und Vasallen ebenbürtig waren: das von Arganza und das der alteingesessenen Familie Yáñez, deren Ländereien die fruchtbaren Ufer von Bembibre und den Großteil der angrenzenden Berge umfassten. Die Yáñez hatten zwei Meister des Tempelordens hervorgebracht und genossen hohes Ansehen im Lande. Aber ein sonderbarer Zufall wollte es, dass ebenso wie der Name Ossorio am zerbrechlichen Dasein einer Frau hing, auch der Name Yáñez an das Leben eines einzigen Mannes gebunden war, das in

diesen verworrenen und unheilvollen Zeiten nicht minder zerbrechlich und ungewiss war. Don Álvaro Yáñez und sein Onkel Don Rodrigo, Meister des Tempelordens in Kastilien, waren die Einzigen, die von diesem erlauchten und weit verzweigten Geschlecht übriggeblieben waren; der eine seines Alters und seiner Gelübde wegen ein trockener, fruchtloser Ast, der andere ein Spross voller Saft und Kraft, der ein langes Leben und reife Früchte verhieß. Don Álvaro hatte als Kind seine Eltern verloren, und sein Onkel, damals Komtur des Ordens, hatte ihn so erzogen, wie es sich für einen hohen Ritter ziemte. Zufrieden sah er, wie seine Bemühungen und Gebete mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt waren. Auf seinem ersten Feldzug hatte Don Álvaro unter dem Befehl Don Alonso Pérez de Guzmáns in Andalusien gekämpft und großen Ruhm davongetragen, vor allem durch seinen Einsatz für die Befreiung des Infanten Don Enrique aus den Händen der Mauren. Des Weiteren bezeugen das hohe Ansehen, das ihm, wie wir im vorigen Kapitel erfahren haben, von jedermann im Lande entgegengebracht wurde, und der Bericht seines Schildknappen sein ritterliches Wesen und seine Großmut besser, als unsere Worte es je vermöchten.

Aus all diesen Gründen schien es, dass der mächtige Einfluss der Sterne das Schicksal der beiden jungen Leute miteinander verflocht, und doch musste Don Alonso einen erheblichen Widerwillen überwinden, um sich auf eine solche Verbindung einzulassen. Das enge Bündnis, das seit jeher zwischen den Yáñez und dem Tempelorden bestand, drohte tausendmal, dieses Vorhaben zu vereiteln, von dem die Vergrößerung zweier erlauchter Häuser und das Glück zweier allseits geschätzter Menschen abhingen.

Die Tempelritter hatten damals die Zeit ihres größten Reichtums und ihres Verfalls erreicht, und ihr Hochmut war für den Großteil der unabhängigen Lehnsherren wahrhaft unerträglich. Der Herr von Arganza hatte es mehr als einmal am eigenen Leib erfahren und stets seinen Zorn stillschweigend hinuntergeschluckt, weil der Orden, dem die Burgen des Landes gehörten, mit allem und jedem seinen Spott treiben konnte, aber sein Verdruss hatte sich in Hass auf die ebenso tapferen wie glücklosen Ritter verwandelt. Glücklicherweise stieg dann Don Rodrigo Yáñez zum Tempelmeister von Kastilien auf, dessen maßvoller, besonnener Charakter den Ausschweifungen mancher Ritter Einhalt gebot und die Freundschaft vieler seiner unzufriedenen Nachbarn zurückgewinnen konnte. Unter ihnen war Don Alonso der erste, der der höflichen und rücksichtsvollen Art des Tempelmeisters nicht widerstehen konnte, und ohne sich gänzlich mit dem Orden zu versöhnen, verband er sich schließlich mit ihm, Don Rodrigo, in aufrichtiger Freundschaft. Auf ihr gründete das Vorhaben, die beiden Häuser miteinander zu vereinen. Jedoch konnte sich der Herr von Arganza der beunruhigenden Vorstellung nicht erwehren, dass seine Vasallenpflichten ihn eines Tages dazu zwingen könnten, gegen einen

Orden in den Krieg zu ziehen, der schon damals Gegenstand von Neid und Eifersucht war, dem aber die Treue aufzukündigen die Ehre seinem künftigen Schwiegersohn verbieten würde. Wie dem auch sei, die Macht der Tempelritter und die Schwäche der Krone schienen ein solches Ereignis in unbestimmte Ferne zu rücken, und es dünkte ihn nicht klug, diesen Ängsten die Ehre seines Hauses und das Glück seiner Tochter zu opfern.

Wohl hätte Don Alonso gewollt, wie auch Don Rodrigo, dass eine solche Verbindung rasch vollzogen würde, doch Doña Blanca, deren Herz von reinsten Zärtlichkeit und Güte war, wollte ihre einzige Tochter nicht in die Arme eines Mannes geben, der für sie in gewisser Weise ein Fremder war. Denn sie glaubte, und durchaus zu Recht, dass das gegenseitige Kennenlernen der Charaktere und der Einklang der Gefühle zuverlässigere Bürgen für das häusliche Glück seien als Standesräson und Zweckmäßigkeitkalkül. Doña Blanca hatte sehr unter dem hartherzigen und jähzornigen Wesen ihres Gatten gelitten und wünschte sehnlichst, ihre Tochter vor dem Kummer zu bewahren, der ihr Leben verbittert hatte. Also drang sie in ihren edlen Gatten und flehte ihn an, bis sie von ihm schließlich die Zustimmung errang, dass die beiden jungen Leute erst einmal miteinander Umgang haben und sich kennenlernen sollten, ohne zu wissen, welches Schicksal ihnen vorbestimmt war. Ein unheilvoller Wunsch, der allen noch so bittere Stunden bereiten würde!

Dies war der Anfang einer Liebe, deren herrliche Morgenröte sich bald in einen Tag voll Trauer und Finsternis verwandeln sollte. Kurze Zeit später begann sich in Frankreich jener Sturm zusammenzubrauen, in dem schließlich die berühmte Ritterschaft des Tempelordens unterging. Eben solche Gewitterwolken zogen auch über Spanien auf, und da wurden die Ängste des Herrn von Arganza mit ungeheurer Heftigkeit wieder wach, denn er wusste sehr wohl, dass Don Álvaro die, die im Glück seine Freunde gewesen waren, im Unglück nicht im Stich lassen konnte. So wie die aufsehenerregenden Ereignisse sich zu entwickeln schienen, war es nicht ausgeschlossen, dass seine Familie das schmerzliche Schauspiel darstellen würde, das Bürgerfehden immer ihre äußerste Hässlichkeit verleiht. Zu diesem Beweggrund, der nicht frei von Vernunft und Verstand war, kam ein zweiter, unglücklicherweise noch entscheidenderer, der jedoch der edlen Gesinnung völlig widersprach, die Don Alonso bislang selbst in seinen geringsten Taten hatte durchscheinen lassen. Der Graf von Lemus hatte um Doña Beatriz' Hand angehalten, und zwar durch den Infanten Don Juan, Onkel des Königs Don Ferdinand IV., dem Don Alonso seit dessen kurzer Herrschaft in León in Pflichttreue und Freundschaft verbunden war. Nur auf das ehrgeizige Ziel bedacht, seine Familie mit einer so reichen und mächtigen Adelslinie zu verbinden, vergaß er seine Absprachen mit dem Tempelmeister und war fest entschlossen, seine Tochter notfalls zu

zwingen, wenn sie seinen Wünschen nicht entsprechen wollte.

So war der Stand der Dinge, als die Diener Don Alonsos und der Schildknappe Don Álvaro an jenem Nachmittag vom Viehmarkt in Cacabelos zurückkamen. Der Herr von Bembibre und Doña Beatriz saßen unterdessen im Erker eines spitzförmigen Fensters, das bei dem herrlichen Wetter weit geöffnet war und ein mit prächtigen Möbeln ausgestattetes, reich geschmücktes Zimmer hell erleuchtete. Sie war von vorzüglichem Wuchs, schlank und ebenmäßig; ihre Haut war weiß, ihre Augen und Haare schwarz und ihr griechisches Profil von außergewöhnlicher Reinheit. Ihr natürlicher Gesichtsausdruck zeugte von engelsgleicher Sanftmut, doch an ihrem Mund und ihrer Stirn hätte jeder halbwegs aufmerksame Beobachter die Spuren eines leidenschaftlichen und energischen Charakters entdecken können. Obwohl sie saß, wusste man, dass ihr Gang und ihre Gebärden zugleich von Anmut, Würde und Sittlichkeit beherrscht sein mussten, und ihr herrliches, mit leuchtend bunten Blumen besticktes Kleid unterstrich noch den natürlichen Liebreiz ihrer Erscheinung.

Don Álvaro war groß, mannhaft und kräftig, seine Augen und sein Haar kastanienbraun und sein Gesicht offen, edel und von bewundernswertem Ebenmaß. Er hatte einen durchdringlichen Blick, und sein Benehmen zeugte gleichzeitig von großer Gewandtheit und Würde. Er trug mächtige Goldsporen an den Stiefeln, ein Schwert mit reich verziertem Knauf und um den Hals ein Jagdhorn mit feinsten Silbereinlagen, das sich von seinem dunklen, mit erlesenen Pelzen besetzten Wams deutlich abhob. Kurz, er war einer jener Männer, die bei jeder Gelegenheit ihre hohen Gaben erkennen lassen und unwillkürlich eines jeden Aufmerksamkeit und Zuneigung für sich gewinnen, der sie nur ansieht.

Gerade verschwand die Sonne hinter den Bergen, die die Grenze zwischen dem Bierzo und Galicien bilden, und umhüllte sie mit einer leuchtenden Aureole, die sich auf befremdliche Weise von ihren dunklen Stellen absetzte. Einige Wolken von eigentümlicher und sich launenhaft wandelnder Gestalt, die hie und da über einen herrlich klaren Himmel verstreut waren, nahmen je nachdem, wie die Sonnenstrahlen auf sie einfielen, verschiedene Farben an. In den Gärten des Hauses standen die Rosenbüsche und die meisten Obstbäume in voller Blüte, und der Wind, der sie sanft hin und her wog, war wie trunken von süßen Düften. Nachtigallen und Stieglitze sangen klangvolle Lieder, und es war schwer, sich einen köstlicheren Nachmittag vorzustellen. Keiner hätte gedacht, dass sich auf einer solchen Bühne eine so schmerzliche Szene abspielen würde.

Doña Beatriz richtete ihren unsteten, tränentrüben Blick bald auf das abendliche Wolkenspiel, bald auf die Bäume im Garten, bald zu Boden; und Don Álvaro, den seinen fest auf sie geheftet, verfolgte ängstlich jede ihrer Bewegungen. Die beiden jungen Leute befanden sich in schmerzlicher

Verlegenheit, und keines von ihnen wagte, das Schweigen zu brechen. Sie liebten sich mit der ganzen Tiefe eines neuen, brennenden Gefühls, hatten es sich aber noch nie gestanden. Wahre Zuneigung äußert sich nämlich in einer eigentümlichen Scham und Zurückhaltung, als hätten die Worte ihren Glanz und ihre Klarheit verloren. Genauso war es Don Álvaro und Doña Beatriz ergangen, die, versunken in ihr Glück, nie daran gedacht hatten, es zu benennen oder das Wort „Liebe“ nur in den Mund zu nehmen. Und doch schien dieses Glück zusammen mit der Sonne, die gerade hinter dem Horizont verschwand, dahinzugehen, und es war nötig, den Blick nun von jenem Trugbild abzuwenden, das ihnen das Leben bislang wie einen köstlichen Garten hatte erscheinen lassen.

Don Álvaro ergriff wie üblich als Erster das Wort:

„Wollt Ihr mir nicht sagen, Señora“, fragte er mit ernster und wehmütiger Stimme, „was die Zurückhaltung Eures Vaters, meines Herrn, für mich zu bedeuten hat? Ist es denn wahr, was mein Herz mir weissagt, seit gewisse Gerüchte über den Grafen von Lemus in Umlauf sind? Sollte man ernsthaft daran denken, mich von Euch zu trennen?“, fuhr er fort und sprang plötzlich auf.

Doña Beatriz senkte den Blick und schwieg.

„Ach! Also ist es wahr?“, sprach der betrübte Ritter weiter. „So wird es denn auch wahr sein“, fügte er mit bebender Stimme hinzu, „dass man Eure Hand dazu bestimmt hat, mir diesen Schlag zu versetzen?“

Wieder trat ein Augenblick der Stille ein, dann hob Doña Beatriz ihre schönen, tränenbenetzten Augen und sprach mit ebenso sanfter wie schmerzgefüllter Stimme:

„Auch das ist wahr.“

„Hört mir zu, Doña Beatriz“, antwortete er, sich zur Ruhe zwingend. „Ihr wisst noch gar nicht, wie sehr ich Euch liebe und wie sehr meine Seele Euch untertan ist. Nie zuvor hatte ich es Euch gesagt ... Aber wozu hätte ich auch mit Worten sagen sollen, was doch der Ton meiner Stimme, meine Augen und noch die kleinste meiner Gebärden immerzu offenbaren. Ich habe allein und ohne Familie in der Welt gelebt, und mein ungestümes Herz hat weder die Liebkosungen einer Mutter noch die Wärme eines Zuhauses gekannt. Wie ein Pilger bin ich bisher in der Einöde meines Lebens umhergezogen, doch als ich sah, dass Ihr das Heiligtum wart, zu dem es meine ungewissen Schritte hinzog, wünschte ich, dass meine Pein noch tausendmal größer wäre, damit ich geläutert und voller Verdienste zu Euch gelangen würde. Es war allzu anmaßend von mir, zu Euch emporsteigen zu wollen, die Ihr ein Engel von reinstem Licht seid; das sehe ich nun. Doch wer, Beatriz, wer auf der Welt könnte Euch mehr lieben als ich?“

„Ach, keiner“, rief Doña Beatriz mit herzerreißender Stimme und rang die Hände.

„Und doch wollen sie mich von Euch trennen!“, fuhr Don Álvaro fort. „Ich werde Euren Vater stets achten; keiner würde seinem Haus mehr Ehre einbringen als ich, denn seit ich Euch liebe, sind in meiner Seele neue Kräfte wach geworden, und aller Ruhm, alle Macht der Welt dünken mich wenig, um sie Euch zu Füßen zu legen. Oh, Beatriz, als ich aus Andalusien zurückkam, mit großer Ehre und gelobt von den edelsten Rittern, liebte ich den Ruhm, weil mir eine heimliche Stimme zu sagen schien, dass Ihr Euch eines Tages mit seinen Strahlen schmücken würdet. Ohne Euch aber, die Ihr das Licht meines Weges seid, werde ich mich in den Abgrund der Verzweiflung stürzen und mich gegen den Himmel selbst wenden!“

„Oh, mein Gott!“, murmelte Doña Beatriz. „So viele Träume des Glücks, so süße Freuden, muss es wirklich so enden?“

„Beatriz“, rief Don Álvaro aus, „wenn Ihr mich liebt und Euch Eure Seelenruhe nicht gleichgültig ist, könnt Ihr Euch doch nicht damit abfinden, eine Kette zu tragen, die mein Verderben und vielleicht auch das Eure wäre.“

„Ihr habt ja Recht“, antwortete sie und versuchte sich zu beruhigen. „Ich werde diese Kette auch nicht tragen. Jetzt aber, da ich um Euretwillen zum letzten Mal mit Euch spreche und Gott in meinem Herzen liest, will ich Euch in sein Geheimnis einweihen: Gebe ich Euch nicht am Fuße des Altars und vor meinem Vater das Eheversprechen, so will ich mit Jungfrauenschleier sterben; aber niemand soll je sagen können, die einzige Tochter des Hauses von Arganza beflecke den Namen, den sie ererbt hat, mit Ungehorsam.“

„Und wenn Euer Vater Euch zwingt, dem Grafen von Lemus Eure Hand zu geben?“

„Ihr kennt ihn schlecht; mein Vater hat noch nie Gewalt gegen mich angewendet.“

„Reine, arglose Seele, Ihr wisst nicht, wozu Ehrgeiz die Menschen treibt! Und wenn Euer Vater Euch doch Gewalt antut, welchen Widerstand würdet Ihr ihm entgegensetzen?“

„Ich würde vor aller Welt nein sagen!“

„Und hättet Ihr den Mut, den Skandal und die Schande Eurer Familie zu ertragen?“

Doña Beatriz blickte verstört um sich, als befiele sie ein heftiger Anfall, aber dann fasste sie sich augenblicklich wieder und antwortete:

„Dann würde ich den Allmächtigen um Hilfe bitten, und er würde mir Kraft geben. Ich sage es noch einmal: Entweder gehöre ich Euch oder Gott.“

Der Ton, in dem sie diese knappen Worte sprach, ließ eine Entschlossenheit erkennen, der keine Macht der Welt je etwas würde entgegensetzen können. Don Álvaro betrachtete sie einen Augenblick wie

verzaubert, dann sagte er mit tiefer Rührung:

„Seit je habe ich Euch wie ein übermenschliches Wesen verehrt und geliebt, Señora, aber erst heute erkenne ich, welch himmlischer Schatz sich in Euch verbirgt. Euch jetzt zu verlieren, das wäre wie aus dem Himmel herniederzustürzen, um im Jammertal der Menschen mühsam herumzukriechen. Das Vertrauen, das ich in Euch setze, ist blind und grenzenlos wie das, das wir in der Stunde des Unglücks in Gott setzen.“

„Seht“, antwortete sie und zeigte nach draußen, „die Sonne ist untergegangen, und es ist schon Zeit, Abschied zu nehmen. Geht in Frieden und seid gewiss, edler Don Álvaro, sie können Euch zwar von mir fernhalten, aber meinen Willen können sie sich nicht so leicht untertan machen.“

Daraufhin verneigte sich der Ritter, küsste ihr stumm die Hand und verließ gemessenen Schrittes das Zimmer. An der Tür wandte er sich noch einmal um, seine Augen trafen sich mit denen von Doña Beatriz, und sie tauschten einen langen, leidvollen Blick aus, der, wie es schien, der letzte sein sollte. Dann eilte er in den Hof, wo sein getreuer Millán den berühmten Hengst Almanzor am Zügel hielt. Er saß auf und verließ schnell wie der Blitz jenes Haus, wo allein eine unglückliche Jungfrau noch seiner gedachte, die sich derweil in bitteren Tränen erging.

Kapitel III

Als Don Álvaro den Palast der Familie Arganza verließ, war unter den wirren Gefühlen, die in seinem Inneren tobten, eines, das ganz im Einklang mit seinem Verdross und seiner Bitterkeit stand und daher alle anderen überdeckte. Dies war der Drang, den Grafen von Lemus zu einem Kampf auf Leben und Tod herauszufordern und so das größte Hindernis zwischen ihm und Doña Beatriz aus dem Weg zu räumen. An eben diesem Tag war er ihm in Cacabelos begegnet, wo er offenbar die Nacht verbringen wollte, und so schlug er unwillkürlich den Weg dorthin ein; doch sein Schildknappe, dem nicht verborgen geblieben war, was sich zwischen ihm und Doña Beatriz zugetragen hatte, und der an seinen entzündeten Augen, seinen hastigen Bewegungen und seinen harschen Worten erkannte, wozu er sich entschlossen haben könnte, sprach sehr vernehmlich zu ihm:

„Señor, der Graf ist nicht mehr in Cacabelos. Heute Nachmittag, noch bevor ich zurückritt, überbrachte ihm ein Bote des Königs einen Brief, der ihn bewog, in aller Eile nach Lemus zurückzukehren.“

In seiner Erregung machte es Don Álvaro wütend, dass sich der gute Millán auf diese Weise in seine geheimsten Gedanken einmischte, und so fuhr er ihn mit verzogener Miene an:

„Was hat der Diener in der Seele seines Herrn zu suchen?“

Millán ertrag stumm den Schlag gegen ihn, und Don Álvaro fuhr wie mit sich selbst redend fort:

„Ja, ja, ein Bote des Königs ... und dann brach er in aller Eile nach Galicien auf ... es geht zweifellos voran mit dem höllischen Komplott ... Millán“, sagte er gleich darauf in völlig verändertem Ton, „komm einmal neben mich. Ich habe in Cacabelos nichts mehr zu tun. Die Nacht über werden wir in der Burg von Ponferrada bleiben“, sprach er weiter, während er sein Pferd umlenkte und den neuen Weg einschlug, „aber bis wir dort sind, wirst du mir sagen, was für Gerüchte man sich auf dem Markt über die Tempelritter erzählt.“

„Recht seltsame, bei meinem Leben, Señor!“, antwortete der Schildknappe. „Angeblich tun sie schreckliche Dinge und führen heidnische Zeremonien durch, und in Frankreich hat der Papst sie exkommuniziert; sie werden dort gefangen gehalten und sollen bestraft werden, und wenn es wahr ist, was man sagt, dann geschieht ihnen das ganz recht, denn sie verhalten sich eher wie Juden und Heiden als wie christliche Ritter.“

„Aber was tun sie denn und was für Zeremonien sollen das sein?“

„Man erzählt sich, dass sie eine Katze anbeten und ihr Verehrung zollen wie Gott, dass sie Christus lästern, dass sie allerlei schmäbliche Dinge tun und dass sie dank eines Paktes mit dem Teufel Gold herstellen, dem sie ihren

großen Reichtum verdanken. Aber alle, die davon sprechen, sehen sich misstrauisch um und senken die Stimme, denn sie fürchten den Orden mehr als den Leibhaftigen.“

Dann zählte der gute Schildknappe all die groben Verleumdungen auf, die man sich in jener Zeit der Einfalt und Unwissenheit ausdachte, um die Macht des Tempelordens zu untergraben, und die in Frankreich bereits so schreckliche und abscheuliche Folgen gezeitigt hatten. Don Álvaro, zunächst ganz aufmerksam, weil er dachte, er würde irgendetwas Neues über diese unerquickliche Angelegenheit erfahren, fiel nach kurzer Zeit in seine Grübeleien zurück und ließ Millán schwatzen, der trotz seines klugen Verstandes und seines Scharfsinns nicht frei von gemeiner Unwissenheit und Aberglauben war. Erst als sie an die Brücke über den Sil kamen, die wegen ihrer vielen Eisenstäbe der Stadt den Namen *Ponsferrata* gegeben hatte, mit dem sie in den alten Schriften bezeichnet wird, ermahnte er ihn streng. Nicht nur solle er sich fortan mehr zurückhalten, sondern auch besser von einem Orden denken, mit dem er, Don Álvaro, in Bündnistreue und Freundschaft stehe, und sich nicht an das boshafte Geschwätz des einfältigen Pöbels halten. Der Schildknappe versicherte hastig, er erzähle nur, was er gehört habe, glaube selbst aber nichts davon, was übrigens nicht ganz der Wahrheit entsprach. Unterdessen kamen sie an die Barbakane der Burg. Dort blies Don Álvaro in sein Horn, und nach den üblichen Formalitäten, denn bei den Templern wurde der Wachdienst mit strengster Disziplin durchgeführt, tat sich das Burgtor auf, die Zugbrücke fiel herunter, und Herr und Knappe betraten den Waffenplatz.

Noch heute ist diese schöne Festung erhalten, wenn auch nur als Schatten ihrer einstmaligen Größe. Ihre Bauweise ist nicht sehr regelhaft, weil die Tempelritter an eine alte Burg mit ihren massigen und schweren Formen eine modernere Festungsanlage angebaut hatten, bei der Festigkeit mit stattlicher Würde einherging. So fehlte es dem Ganzen zwar an Harmonie, nicht aber an Verwegenheit und pittoresker Erscheinung. Sie ist auf einer schönen Anhöhe gelegen, von der aus man das ganze untere Bierzo mit seinen endlos vielen Hügeln überblickt, und der Sil, der zu ihren Füßen fließt, um sich etwas flussabwärts mit dem Boeza zu vereinen, scheint ihr seine Ehrerbietung zu erweisen.

Heute ist von der Macht der Tempelritter nichts weiter übrig als hie und da in die unerschütterlichen Mauern geritzt ein paar Bibelverse, Zeugnis ihrer Riten und Zeremonien, und das berühmte Kreuz, Schrecken der Ungläubigen; doch zu der Zeit, von der hier die Rede ist, war die Burg ein Sinnbild für die Macht ihrer Besitzer. Don Álvaro überließ sein Pferd der Obhut einiger afrikanischer Sklaven und begab sich geleitet von zwei Edelknaben in den Meistersaal hinauf, ein herrliches Zimmer mit rot und golden getäfelten Wänden und Decken, mit arabesken Fenstern und

orientalischen Teppichen, kurzum ein Prunkgemach, wie es dem weltlichen und geistlichen Oberhaupt eines so ruhmreichen und wohlhabenden Ordens zukam.

Die beiden Edelknaben verließen den Ritter nach dem üblichen Benedicite an der Tür, und der, der im Vorzimmer Wache hielt, wies ihn in das Gemach seines Onkels. Don Rodrigo Yáñez war ein ehrwürdiger Greis, groß und dürr, mit weißem Bart und Haar und einem Gesichtsausdruck, der von Enthaltung und tiefster Sammlung, aber auch von grenzenloser Güte zeugte. Er war von der schweren Last der Jahre schon ein wenig gekrümmt, doch man sah deutlich, dass die Kraft seine an die Mühen des Krieges gewöhnten und durch Fasten und nächtliche Gebete abgehärteten Glieder noch nicht verlassen hatte. Er trug das weiße Ordensgewand und unterschied sich äußerlich kaum von einem einfachen Ritter.

Die Gefahr, die dem Orden zu drohen schien, und die Kümmernisse, die, wie er bereits seit einiger Zeit kommen sah, seinen geliebten Neffen, den letzten Spross seines Geschlechts, in äußerste Erregung versetzen mussten, umwölkten seine Stirn mit Traurigkeit und verliehen seinem Gesicht einen noch ernsteren Ausdruck.

Nachdem der Meister Don Álvaro mit etwas mehr Rührung als sonst umarmt hatte, führte er ihn in eine Art Zelle, wo er sich für gewöhnlich aufhielt und deren Ausstattung noch jene ursprünglichen Grundsätze der Strenge und Armut erkennen ließ, die Hugo von Payns und seine Gefährten dem Orden auferlegt hatten und die durch das Emblem des Tempelordens, zwei Ritter, die auf demselben Pferd sitzen, so lebhaft veranschaulicht werden.

Don Rodrigo wollte seines Amtes wegen, aber auch aus Härte gegen sich selbst ein solches Beispiel an Demut und Bescheidenheit geben. Sie nahmen auf Holzstühlen an einem ungehobelten Nussbaumtisch Platz, auf dem eine mächtige Kupferlampe brannte. Don Álvaro berichtete dem Greis ausführlich, was sich zugetragen hatte, und dieser hörte ihm aufmerksam zu.

„In alldem“, antwortete er schließlich, „sehe ich die Hand dessen, der bei Tarifa dem kleinen Guzmán die Kehle durchschnitt, und zwar vor den Augen seines Vaters. Der Graf von Lemus ist mit ihm und einigen anderen Herren verbündet, die auf den Untergang des Tempelordens hoffen, um sich an seinen Trümmern zu bereichern. Und da sie fürchten, dass deine Verbindung mit einer an Land und Vasallen so reichen Frau uns noch stärker machen würde, haben sie Don Alonsos Ehrgeiz geschmeichelt und alles darangesetzt, euch auseinanderzubringen. Arme Doña Beatriz!“, fügte er wehmütig hinzu. „Wer hätte ihrer frommen Mutter sagen sollen, als sie sie mit so viel Eifer und Fürsorge aufzog, dass ihre Tochter einer solch niederträchtigen Kabale zum Opfer fallen würde?“

„Aber, Señor“, entgegnete Don Álvaro, „glaubt Ihr denn, der Herr von

Arganza stellt sich taub für die Stimme der Ehre und der Natur?“

„Stocktaub, mein Sohn“, antwortete der Tempelritter. „Eitelkeit und Ehrgeiz lassen die Seele verdorren, und damit entfernt sich der Mensch von Gott, Quell aller Tugend und wahren Edelmut.“

„Aber gibt es zwischen Euch und ihm nicht irgendeine formelle Übereinkunft?“

„Keine. Von der Wiege an stand dein Schicksal unter einem ungünstigen Stern, Don Álvaro, denn wie hätte es sonst dazu kommen können, dass Doña Blanca, die dich so sehr schätzt, nun die Ursache deines Leides ist? Sie widersetzte sich zunächst eurer Verbindung, weil sie wollte, dass ihre Tochter dich erst einmal kennenlerne, bevor sie dir ihre Hand gäbe, und Don Alonso beugte zum ersten Mal seinen Stolz und gab den Bitten seiner Gattin nach. Somit können wir ihn, mag sein Gewissen ihn auch verdammten, zu nichts zwingen.“

„Das heißt also“, rief Don Álvaro aus, „mir bleibt kein anderer Weg als der, den mir die Verzweiflung weist.“

„Dir bleibt das Vertrauen auf Gott und auf deine eigene Ehre, das vermag dir keiner zu nehmen“, antwortete der Meister mit tiefer Stimme, streng und zärtlich zugleich. „Außerdem“, fuhr er gelassener fort, „gibt es noch andere Mittel und Wege, die vielleicht mächtig genug sind, Don Alonso von dem Pfad des Verderbens abzubringen, auf den er seine Tochter führen will. Ich werde erst mit ihm sprechen, wenn es nicht mehr anders geht, denn trotz meiner vorsichtigen Art könnte es den Hass auf unseren edlen Orden noch steigern; morgen aber wirst du dich nach Carracedo begeben und dem Abt einen Brief von mir überbringen. Sein geistliches Amt verleiht ihm vielleicht einigen Einfluss auf den stolzen Herrn von Arganza, und wenn ich ihn darum ersuche, wird er sich, hoffe ich, einem seiner Brüder nicht verweigern. Sein Orden und der meine gehen beide auf den heiligen Bernhard zurück und empfangen ihre ersten Glaubensvorschriften aus der Heiligkeit seines Herzens. Selig waren die Zeiten, in denen wir der Fahne des unsichtbaren Anführers folgten, auf der Suche nach einem Königreich, das nicht von dieser Welt war.“

Da errötete Don Álvaro ein wenig, denn er sah, dass er in seinem eigenen Schmerz den Kummer und die Sorgen vergessen hatte, die wie eine Dornenkrone dieses ehrwürdige graue Haupt umgaben. Dann erzählte er ihm von den Gerüchten, die in Umlauf waren, und der Greis stieg, auf seine Schulter gestützt, die Treppe hinunter und führte ihn an das äußerste Ende des großen Waffenplatzes, unter dessen Mauern der Fluss lag.

Die Nacht war ruhig, und der Mond schien an einem blauen, sternklaren Himmel. Die Waffen der Wachtposten schimmerten in seinem Licht, wenn sie sich bewegten, und der Fluss, einem Silberstreifen gleich, zog leise rauschend am Fuße des Hügels vorbei. Die Wälder und Berge nahmen die

sanften, undeutlichen Formen an, in die der Mond sie zu hüllen pflegt, und alles trug dazu bei, jene Schwermut aufkeimen zu lassen, der großmütige Seelen auf dem Grunde ihrer Gefühle stets begegnen. Der Meister nahm auf einer der Steinbänke Platz, die sich auf jeder Seite der Mauerzinnen befanden, und sein Neffe setzte sich ihm gegenüber.

„Du denkst vielleicht, mein Sohn“, sprach er zu ihm, „dass die Macht der Tempelritter unerschütterlich sei, weil sie in Kastilien weit über zwanzig Kommenden besitzen, viele andere befestigte Orte von geringerer Bedeutung gar nicht mitgezählt, in Aragonien ganze Städte und europaweit mehr als neuntausend Häuser und Burgen, und dass der Orden genug besitze, worauf er den Hochmut und die Anmaßung gründen könne, die ihm gemeinhin vorgeworfen werden.“

„Das denke ich“, antwortete sein Neffe.

„Das denken die meisten von uns“, gab der Meister zurück, „und daher hat der Hochmut sich unser bemächtigt, der Hochmut, der den ersten Menschen ins Verderben riss und der noch so viele seiner Söhne ins Verderben reißen wird. In Palästina haben wir mit Verachtung und Stolz auf die Beschwerden und die Begehrlichkeit der anderen geantwortet, und das Ergebnis war der Verlust Palästinas, unseres Vaterlandes, unseres einzigen und wahren Vaterlandes. Oh, Jerusalem, Jerusalem, Stadt der Ehrfurcht, Freude der ganzen Welt!“, rief er mit feierlicher Stimme. „Auf dich übertrug sich die Kraft unserer Arme, und als wir die heilige Stadt Akko verloren, hauchten wir unseren letzten Seufzer aus! Seitdem sind wir Pilger, Fremde in Europa, umgeben von mächtigen Feinden, die nach unserem Reichtum trachten, und unsere einfachen, bescheidenen Sitten sind in Verfall gekommen. Alle Welt verschwört sich gegen uns, und selbst die Papstkrone, die uns stets als Schild gedient hat, scheint sich auf die Seite unserer Feinde zu schlagen. In Frankreich stöhnen unsere Brüder bereits in den Kerkern des Königs, und Gott weiß, welches Ende sie erwartet. Aber sie sollen sich bloß in Acht nehmen!“, rief er mit donnernder Stimme, „dort haben sie uns überrascht, aber hier und andernorts werden sie uns zum Kampf gerüstet vorfinden. Der Papst kann unsere Bruderschaft auflösen und uns über das Antlitz der Erde verstreuen wie das Volk Israels; aber vor der Verurteilung wird er uns anhören müssen, und der Tempelorden wird sich nicht unter dem Stab einer weltlichen Macht zur Richtstätte treiben lassen wie eine Hammelherde.“

Die Augen des Meisters schienen Blitze um sich zu werfen, und sein Gesicht war von einem Feuer und einer Entschlossenheit belebt, die bei seinem hohen Alter keiner für möglich gehalten hätte.

Wegen seiner geheimnisumwobenen Organisation und der Stärke und Festigkeit, die die Gemeinschaft als Ganzes und ihre Anhänger kennzeichneten, zog der Orden die wildesten Phantasien wie magnetisch an.

Es war schwierig, und insbesondere für die Unerfahrenheit der Jugend, in dieser mächtigen und vereinten Bruderschaft mehr zu erkennen als Standhaftigkeit und unverwüsthliche Stärke, denn in so jungen Jahren glaubt man, dass Mut und Willenskraft alles vermögen; so konnte auch Don Álvaro nur erwidern:

„Und das, Onkel, glaubt Ihr, soll der Lohn sein, den Gott der Allmächtige für den zweihundert Jahre andauernden Kampf bereithält, den Ihr für die Ehre seines Namens geführt habt. So weit, glaubt ihr, hat er sich von Eurem Haus entfernt?“

„Wir sind es“, antwortete der Greis, „die sich von ihm abgewandt haben, und daher verwandeln wir uns in den Stein des Anstoßes und des Ärgernisses. Und ich“, fuhr er mit äußerster Bitterkeit fort, „werde fern von den Meinen sterben, ohne sie mit dem Schild meiner Autorität beschützen zu können, und die Krone meiner alten Tage werden Einsamkeit und Verbannung sein! Gottes Wille geschehe, aber welches Schicksal auch immer den Templern vorbestimmt ist, sie werden sterben, wie sie gelebt haben, getreu dem Mut und frei von unwürdiger Schwäche.“

In diesem Augenblick läutete die Glocke der Burg zur Andacht, mit schaurigen und wehmütigen Klängen, die sich über die ganze Einsamkeit ergossen, an den Felsen im Fluss brachen und, vermischt mit dessen Murmeln, in der Ferne mit einem lang nachhallenden, eigentümlichen Geräusch erstarben.

„Die Stunde des letzten Gebets und der Stille“, sagte der Meister, „geh und sammle dich, mein Sohn, und bereite dich auf die morgige Reise vor. Vielleicht habe ich dich zu sehr die Schwächen sehen lassen, die in diesem alten Herzen wohnen. Aber auch der Herr war bis zu seinem Tod traurig und sagte: ‚Vater, willst du, so nehme diesen Kelch von mir.‘ Davon einmal abgesehen bin ich nicht umsonst Meister des Tempelordens in Kastilien, und in der Stunde der Bewährung wird nichts auf der Welt meine Seele schwächen.“

Don Álvaro begleitete seinen Onkel zu dessen Gemach, und nachdem er ihm die Hand geküsst hatte, begab er sich in das seine, wo er nach langer Ruhelosigkeit schließlich doch, erschlagen von den merkwürdigen Szenen und Eindrücken dieses Tages, in den Schlaf fiel.





Kapitel IV

Die Ritterschaft vom Tempel Salomos war auf dem Höhepunkt der Kreuzzüge entstanden, und die Entbehrungen und strengen Sitten, die ihr durch die Regeln des heiligen Bernhard auferlegt waren, eines Mannes von inbrünstigem Glaubenseifer, hatten ihr allseits Achtung und Beifall eingebracht. Die Tempelritter waren in der Tat das ewige Inbild jenes edlen Gedankens, der Augen und Herz der gesamten Christenheit auf das Grab Jesu lenkte. In ihrem Krieg gegen Ungläubige duldeten sie keine Waffenruhe, noch war es ihnen erlaubt, dem Feind jemals den Rücken zu kehren, so überlegen er auch sein mochte; daher stieg die Zahl derer, die auf dem Schlachtfeld fielen, ins Unendliche. Wenn die Pilger und neu angeworbenen Krieger in Asien an Land gingen, fanden sie dort die Fahne des Tempelordens vor, in deren Schatten sie, behütet vor den Unwägbarkeiten dieser gefährlichen Reise, nach Jerusalem gelangten. Die Müßigkeit des Klosterbruders war ihnen ebenso verboten wie der weltliche Ruhm und Prunk des Soldaten, und ihr ganzes Leben war ein Geflecht von Mühsal und Verzicht. Europa hatte sich natürlich beeilt, einen Orden auszuzeichnen, der in seinen ersten Jahren ebenso viele Helden wie Soldaten zählte, und die Ehren, Privilegien und Reichtümer, die bald auf ihn herabzuregnen begannen, ließen ihn binnen kurzer Zeit gefürchtet und mächtig werden. So gehörten ihm, wie Don Rodrigo sagte, neuntausend Häuser nebst den dazugehörigen Soldaten und Reisigen.

Wie dem auch sei, die alles verschlingende Zeit, der Reichtum, der selbst die Bescheidenen hochmütig macht, die Hinfälligkeit der menschlichen Natur, die am Ende der übermenschlichen Anstrengungen müde wird, und insbesondere die Erbitterung über die verheerenden Ereignisse im Heiligen Land und die Streitigkeiten mit den Johannitern, das alles hat die anfänglich makellosen, strahlend weißen Seiten der Ordensgeschichte letztlich doch befleckt. Von der Höhe ihrer Taten und Tugenden war ihr Sturz tief und jammervoll. Schließlich verloren sie die Stadt Akko, und als das Feuer der Kreuzzüge erloschen war, dessen Wärme sie hatte gedeihen lassen, begann ihr Stern zu sinken, und die Erinnerung an ihre Fehler, Neid und Misstrauen, die ihre Macht und ihre Reichtümer erregten, waren alles, was sie aus Palästina, ihrer ruhmreichen Wahlheimat, in das alte Europa mitbrachten, einen Ort der Einsamkeit und Verbannung für Gemüter, die an das Getöse des Krieges und das rastlose Treiben der Feldlager gewöhnt waren.

Um die Wahrheit zu sagen, waren die Ängste der Monarchen nicht unbegründet, denn der Deutsche Orden war gerade mit weitaus geringeren Kräften als die Tempelritter über das Land der Pruzzen hergefallen und hatte dort einen Staat gegründet, dessen Pracht und Stärke bis zum heutigen

Tage immerfort angewachsen sind. Ihre Zahl war zweifellos klein, aber ihr stolzer und entschlossener Geist, ihre feste Organisation, ihre militärische Erfahrung und ihre gefürchtete Reiterei wogen die Größe der schwerfälligen Streitkräfte auf, die ihnen das feudale Europa damals entgegensetzen vermochte.

Um diese Gefahren zu bannen, strebte Philipp der Schöne, König von Frankreich, selbst das Großmeisteramt des Ordens an, der noch immer so hieß wie einst in Outremer; die kränkende Zurückweisung jedoch, die er erfuhr, und die Gier, die beim Anblick des Ordensschatzes in ihm aufkeimte, als ihm die Tempelritter Schutz vor einem Volksaufstand gewährten, bewogen seine rachsüchtige Seele schließlich, jene abscheuliche Verfolgung aufzunehmen, mit der sein Andenken auf ewig befleckt sein wird. Der Papst als einziger Richter über eine kirchliche Körperschaft hätte der widerrechtlichen Einmischung einer weltlichen Macht entgegentreten sollen, doch er wagte es nicht, den König von Frankreich zu verärgern, weil er fürchten musste, dass das Leben und Andenken seines Vorgängers Bonifatius dem Urteil eines Generalkonzils ausgesetzt sein würden, wie Philipp es mit aller Heftigkeit forderte. So kam es, dass viele Leute, und allen voran die Geistlichen, als sie sahen, wie halbherzig das Haupt der Kirche die Sache der Tempelritter verteidigte, vom Schlimmsten ausgingen und die schändlichen Verleumdungen des Königs beim abergläubischen und ungebildeten Pöbel von Tag zu Tag mehr Zustimmung fanden.

Obwohl der fortwährende Krieg gegen die Sarazenen dafür sorgte, dass bei den spanischen Templern noch reinere Sitten herrschten, und ihnen einen edlen und ruhmvollen Daseinszweck verlieh, dessen sie in Frankreich entbehrten, so waren ihre Verirrungen doch auch in unserem Vaterland sichtbar. Hinzu kam, dass die Tempelritter letztlich einem ausländischen Orden angehörten, dessen Anführer in fernen Landen weilte, während hierzulande die Ritterorden von Calatrava, Alcántara und Santiago an Ruhm und Ansehen gewannen, einheimische Gewächse gediehen auf dem Boden des spanischen Rittertums und imstande, die Leere auszufüllen, die ihre Brüder in den christlichen Schwadronen hinterlassen würden. Jeder Vergleich zwischen den Orden musste den Templern auf die Dauer also schaden, und zum anderen war es eingedenk der engen Bande innerhalb der Bruderschaft schwierig, die spanischen Tempelritter von den Anschuldigungen des französischen Hofes auszunehmen, so dass sie, wenn auch geachteter und weniger gehasst als in anderen Ländern, dennoch immerzu Gegenstand des Neides und der Habsucht für die Großen und der Abneigung für die Kleinen wurden, während sie zugleich ihre Stärke und ihr Ansehen in der moralischen Seuche verloren, die ihre Eingeweide zersetzte.

Diese Überlegungen, die wir auf die Gefahr hin, unsere Leser damit zu langweilen, ausgeführt haben, um den raschen Aufstieg und den plötzlichen

Niedergang des Tempelordens zu erklären, hatten sich auch dem ernstesten Tempelmeister von Kastilien viele Male dargeboten und waren die Ursache der Schwermut und der Zerstretheit, die ihm lange schon anzumerken waren; die meisten seiner Untergebenen schrieben dies jedoch der etwas strengen Frömmigkeit zu, die sein Leben seit jeher ausgezeichnet hatte. Don Álvaro, der, wie wir schon bemerkt haben, leidenschaftlicher und weniger grüblerisch war als sein Onkel, vermochte sich die Mutlosigkeit eines so tapferen und klugen Menschen nicht zu erklären, und so war er, als er am nächsten Tag nach Carracedo ritt, mehr mit seinen eigenen Sorgen und Kümernissen beschäftigt als mit den Gefahren, die seinen edlen Verbündeten drohten. An dem Gespräch, das er mit dem Abt von Carracedo führen würde, hingen vielleicht die süßesten Hoffnungen seines Lebens, denn dieser Prälat, Beichtvater der Familie Ossorio, übte großen Einfluss auf Don Alonso aus. Andererseits verlieh ihm seine weltliche Macht nicht wenig Achtung und Gewicht, denn nach der Ballei von Ponferrada erfreute sich niemand größerer Reichtümer und gebot niemand über mehr Vasallen als dieses berühmte Kloster.

Don Álvaro war also von tausend widerstreitenden Gefühlen befallen, schweigsam und in sich gekehrt, und deswegen, aber auch weil sich seinen Augen wenig Neues darbot, schenkte er der heiteren Landschaft keine Aufmerksamkeit, die sich ringsumher unter den ersten Strahlen der Maiensonne entfaltete. Hinter ihm lag die Burg von Ponferrada; zu seiner Rechten erstreckte sich das Weideland von Fuentes Nuevas mit seinen schönen Weinbergen und Eichbäumen; zu seiner Linken zog der Fluss an Büschen, Dörfern und Wiesen vorbei, die seine gesegneten Ufer säumen und die Hänge der Gebirge um den Monte Aquiana zieren, und vor ihm ragte zwischen Kastanien- und Nussbäumen, beinahe verdeckt von ihren Kronen, in Gärten von immerwährendem Grün, der majestätische Bau des Klosters hervor, das am Ufer des Cúa von König Don Bermudo dem Gichtbrüchigen gegründet und dank der Barmherzigkeit des Kaisers Don Alonso und seiner Schwester Doña Sancha umgebaut und vergrößert worden war. Die Vögel sangen fröhlich ihre Lieder, und die frische Morgenluft war von den Düften unzähliger wildwachsender Blumen erfüllt, die ihre Blüten öffneten, um die ersten Blicke der tagbringenden Sonne zu erhaschen.

Ein herrliches Schauspiel, das eine unbekümmerte Seele in stille, lebhaftere Verzückerung versetzt hätte!

Dank der Schnelligkeit Almanzors, den Don Álvaro auf dem Feldzug in Andalusien einem besiegten Maurenführer abgenommen hatte, fand er sich bald vor dem Tor des Klosters wieder. Mehr zur Zierde des Hauses denn zu Verteidigungszwecken wurde es von zwei Stabträgern bewacht, die dem Herrn von Bembibre die Ehrerbietung erwiesen, die seinem Stand

entsprach; einer von ihnen zog eine Glocke und kündigte damit die Ankunft des erlauchten Gastes an. Don Álvaro stieg im Hof aus dem Sattel und wurde von zwei Mönchen, die ihm entgegenkamen und von denen ihm der ältere den Friedenskuss entbot, wobei er einen Vers aus der Heiligen Schrift zitierte, in die Ehrenkammer geleitet, in der der Abt Fremde von Rang zu empfangen pflegte. Es war dasselbe Zimmer, wo die Infantin Doña Sancha, Schwester des Kaisers Don Alonso, über die Völkerschaft des Bierzo Recht gesprochen und deren Elend mit den Schätzen ihres erbarmungsvollen Herzens überschüttet hatte; ein herrliches Gemach mit zierlichen Säulen, arabischen Bögen und einer Decke aus vorzüglichen Intarsien, zu der eine Steintreppe mit zerbrechlich dünnem Geländer hinaufführte. Eine kleine, aber elegante Galerie diente als Eingang, und Licht fiel aus einer hohen Kuppel und einigen durchbrochenen Rosettenfenstern herein. Dies alles, zusammen mit den kostbaren, aber strengen Möbelstücken, verlieh dem Raum eine majestätische Feierlichkeit.

Die Klosterbrüder ließen Don Álvaro allein, und nach einigen Minuten trat der Abt herein. Es war ein Mönch von etwa fünfzig Jahren, kahlköpfig, mit tiefen Gesichtszügen, die mehr Strenge und Härte erkennen ließen als christliche Milde, abgemagert durch Fasten und Bußübungen, aber immer noch kräftig in seinen Bewegungen. Man merkte ihm auf den ersten Blick an, dass er gut und gerecht war, dass sein strenges und düsteres Wesen ihn aber geneigt machte, eher nach dem strahlenden Licht des Glaubens zu greifen als mit den Flügeln der Gnade menschliches Elend zu bedecken. Dennoch empfing er Don Álvaro mit Wohlwollen, ja für seinen Charakter sogar herzlich, denn er schätzte ihn sehr; und nach den unumgänglichen Höflichkeiten fing er an, den Brief des Tempelmeisters zu lesen. Je weiter er damit kam, desto höher türmten sich die Gewitterwolken auf seiner harten, gefurchten Stirn, traurige Vorzeichen für Don Álvaro. Schließlich sagte der Abt mit seiner energischen, klangvollen Stimme:

„Ich habe Euer Haus stets geschätzt; Euer Vater war einer der wenigen Freunde, die mir Gott in meiner Jugend zugestand, und Euer Onkel ist ein Gerechter, trotz des Gewandes, das er trägt; aber warum soll ich mich jetzt in weltliche Geschäfte einmischen, die meinem Alter und meinem Amt fremd sind, und ein Vorhaben vereiteln, von dem sich der Herr von Arganza so viel Ehre für seine Familie verspricht?“

„Aber, mein Vater“, entgegnete Don Álvaro, „der Frieden Eurer Beichttochter, Eure Liebe zu ihr, die Behutsamkeit meines Vorgehens und vielleicht auch die Ruhe dieser Gegend sind doch Eures erhabenen Amtes und der Heiligkeit würdig, die Ihr allem wie ein Siegel aufdrückt. Glaubt Ihr, Doña Beatriz wird in den Armen des Grafen ihr Glück finden?“

„Die arme, unschuldige Taube“, antwortete der Abt mit beinahe zärtlicher Stimme, „ihre Seele ist so rein wie das kristallene Wasser des Sees

von Carucedo, wenn sich nachts auf seinem Grund alle Sterne des Himmels abzeichnen, doch ein solches Rinnsal von Unheil wird dieses klare, ruhige Gewässer trüben und bitter machen.“

Sie schwiegen eine Weile, bis der Abt, wie ein Mann, der einen unabänderlichen Entschluss fasst, sagte:

„Wäret Ihr zu jedweder Tat bereit, um Doña Beatriz zu gewinnen?“

„Daran zweifelt Ihr, Vater?“, gab der Ritter zurück. „Ich wäre zu allem bereit, was mich in ihren Augen nicht herabwürdigt.“

„Nun, dann“, setzte der Abt hinzu, „werde ich Don Alonso von seinen ehrgeizigen Plänen abbringen, doch unter einer Bedingung: Ihr müsst Euch aus dem Bündnis der Tempelritter zurückziehen.“

Zornesröte stieg in Don Álvaros Gesicht, als er diesen Vorschlag vernahm; gleich darauf verlor er alle Farbe und wurde bleich wie der Tod. Er konnte sich jedoch beherrschen und antwortete lediglich, wenn auch mit bebender und stockender Stimme:

„Euer Herz ist blind, denn es sieht nicht, dass Doña Beatriz als Erste jemanden verachten würde, der seiner Ehre so wenig gerecht wird. Glück zählt stets weniger als Ehre. Wie sollte ich in der Stunde der Gefahr meinen Onkel und seine Brüder im Stich lassen? Ich dachte, eine andere Meinung wäre Euer würdig!“

„Es war noch nie ehrenhaft“, erwiderte der Abt heftig, „das Werk der Finsternis zu befördern und mit den Bösen gemeinsame Sache zu machen.“

„Und Ihr seid“, fragte ihn der Ritter wehmütig, „ein Sohn des heiligen Bernhard, Ihr, der Ihr mit solchen Worten von seinen Brüdern spricht? Verdunkelt Ihr damit nicht das Kreuz, das in Palästina so ruhmvoll geleuchtet und in Spanien die sarazenischen Monde zurückgedrängt hat? So tief erniedrigt Ihr Eure Weisheit, dass Ihr selbst die Gerüchte eines lästerlichen und ungebildeten Pöbels nachplappert?“

„Ach!“, entgegnete der Mönch nicht minder hitzig, wiewohl mit schmerz erfüllter Stimme, „würde es dem Himmel doch gefallen, dass nur der Pöbel den Namen des Tempelordens im Munde führte! Aber der Papst sieht den Ausschreitungen des Königs von Frankreich zu, ohne die Blitze seiner Macht auf ihn zu schleudern, und meint Ihr, er würde seine Kinder, denen er vor Kurzem noch seinen Segen erteilt hat, im Stich lassen, wenn die Unschuld nicht vorher von ihnen gewichen wäre? Das Oberhaupt der Kirche, mein Sohn, ist unfehlbar, und wenn bisher die Strafe noch nicht auf die Schuldigen herniedergedonnert ist, dann nur wegen seines gütigen, väterlichen Herzens. Oh, Schmerz!“, fügte er hinzu und hob die Hände und Augen zum Himmel empor. „Oh, Eitelkeit menschlicher Größe! Warum nur sind sie dem Weg des Verderbens und des Hochmuts gefolgt und vom sicheren Pfad der Bescheidenheit abgekommen, den unser gemeinsamer Vater ihnen gewiesen hat? Durch ihre Zügellosigkeit haben wir das Heilige

Land verloren, und nun wird man den Pflug über jene Festung führen müssen, in deren Schutz die ganze Christenheit glücklich ruhte, denn sie hat sich in einen Tempel der Abscheulichkeit verwandelt.“

Don Álvaro konnte nur verächtlich lächeln und sprach:

„Es würde mich sehr wundern, wenn Euer Kriegsgerät dazu imstande wäre.“

Der Abt sah ihn streng an, packte ihn wortlos am Arm und führte ihn an ein Fenster, von dem aus ein herrlicher Hügel zu sehen war, dessen weinbewachsene Hänge zum Cúa hin abfielen und dessen Gipfel nicht etwa spitz zulief, sondern eine schöne ebene Fläche vor dem Blau des Himmels bildete; darauf befand sich ein zerstreuter Haufen von Ruinen; ein paar Säulen standen noch aufrecht, die meisten aber ohne Kapitell; an anderen Stellen waren mit Efeu überwucherte Überreste eines großen Gebäudes zu erkennen, und das ganze Gelände war noch immer von einer Mauer umgeben, an der Weinranken und Dornbüsche emporwuchsen. „Dies wüste Feld, dieser traurige Hügel“ war einst das römische Bergidum gewesen.

Das wusste Don Álvaro wohl, doch das Gebaren des Abtes und der Anlass, da er ihm dieses Beispiel menschlicher Eitelkeit und Hoffart vor Augen führte, verwirrten ihn und ließen ihn schweigen.

„Seht es Euch genau an“, sagte der Mönch zu ihm, „seht Euch eines der unzähligen großen Gräber an, die die Gebeine jenes riesenhaften Volkes bergen. Auch sie hatten sich in ihrem Hochmut und Unrecht gegen Gott gewandt wie Eure Templer. Geht also hin, geht hin, wie ich in der Stille der Nacht hingegangen bin, und befragt diese Ruinen nach der Größe ihrer Herren; geht hin, das Pfeifen des Windes und das Heulen der Wölfe werden Euch die Antwort geben.“

Der Herr von Bembibre, eben noch verwirrt, war jetzt wie niedergeschlagen und brachte kein Wort heraus.

„Mein Sohn“, setzte der Mönch hinzu, „überlegt es Euch gut und trennt Euch, denn noch ist es Zeit, trennt Euch von diesen Unglückseligen, ohne den Blick zurückzuwenden, wie der Prophet, der aus Gomorra floh.“

„Sollte ich merken, dass es stimmt, was Ihr sagt“, antwortete Don Álvaro ruhig, aber bestimmt, „dann werde ich Euren Ratschlag befolgen. Die Tempelritter mögen hochfahrend und zügellos sein, aber nur, weil das Unrecht ihr edles Wesen verbittert hat. Sie werden sich vor dem Heiligen Vater verantworten, und ihre Unschuld wird so rein sein wie die Sonne. Aber, mein Vater, Ihr, der Ihr den Edelmut meiner Absichten kennt, werdet Ihr nicht doch etwas tun für das Wohl meiner Seele und für Doña Beatriz, die Ihr so sehr liebt?“

„Nichts“, antwortete der Mönch, „ich werde nicht dazu beitragen, die Festung des Lasters und des Hochmuts zu verstärken.“

Da erhob sich der Ritter und sagte zu ihm:

„Ihr seid Zeuge, wie Ihr mir alle friedlichen Wege versperrt. Gebe Gott, dass Ihr es nicht irgendwann einmal bereut!“

„Möge der Himmel Euch beschützen, guter Ritter“, antwortete der Abt, „und Euch die Augen der Seele öffnen!“

Dann begleitete er ihn bis in den Hof des Klosters und ging, nachdem er sich von ihm verabschiedet hatte, in seine Zelle zurück, wo er sich traurigen Gedanken hingab.



Kapitel V

Obwohl Don Álvaro keine großen Hoffnungen in sein Gespräch mit dem Abt gesetzt hatte, war er von dem Ergebnis doch enttäuscht. Wie unheilbar schwach ist das arme Menschenherz, das sich erst im Angesicht der unerbittlichen, kalten Wirklichkeit vom lebensversüßenden Talisman der Hoffnung zu trennen vermag! Der Meister indes kannte den Grund für den Fanatismus, der in der Seele des Abtes von Carracedo unzählige edle Eigenschaften erstickte, zu gut, um dessen Ausgang nicht vorherzusehen; aber zum Trost seines Neffen, und weil er sich der großherzigen Regung nicht erwehren wollte, die in erhabenen Seelen stets zu Versöhnung und Sanftmut neigt, hatte er sich dennoch zu jenem Schritt entschlossen. Ähnliche Gründe bewogen ihn, den Herrn von Arganza zu besuchen, obwohl ihn die kritische Lage des Ordens und der hinreichend bekannte Ehrgeiz Don Alonsos von dieser neuerlichen Anstrengung hätten abhalten müssen; aber die zärtliche Zuneigung des gutmütigen Greises zu dem einzigen Verwandten, der ihm geblieben war, grenzte beinahe an Schwäche, was er nach außen jedoch nur selten zu erkennen gab.

So verließ er wenige Tage nach dem Ereignis, von dem gerade die Rede war, mit dem üblichen Gefolge die Kommende von Ponferrada und begab sich nach Arganza. Der Besuch war jedoch äußerst unangenehm, weil Don Alonso, um sich eine offene und ehrliche Aussprache über eine Angelegenheit zu ersparen, für die ihn sein eigenes Gewissen am meisten verurteilte, sich mit kalter, einstudierter Höflichkeit umgab, und so nahm der Meister, seinerseits überzeugt, dass Don Alonsos Entschluss unwiderruflich sei, und allzu eifrig auf die Ehre seines Ordens und die Würde seiner Person bedacht, um sich auf unnütze Bitten herabzulassen, für immer Abschied von dieser Türschwelle, die er so oft in Gedanken an süße Zukunftspläne überschritten hatte.

Beunruhigt über die Absicht, die Don Álvaros Zuneigung zu seiner Tochter zu offenbaren schien, beschloss der Herr von Arganza, die vereinbarte Eheschließung möglichst zu beschleunigen, um jegliche Sorgen an der Wurzel zu packen und mit einem Mal zu beseitigen. Den Widerstand seiner Gattin, von der er gewohnt war, dass sie seinem Willen stets nachgab, fürchtete er wenig; der Charakter seiner Tochter dagegen, die viel von seiner eigenen Beharrlichkeit geerbt hatte, bereitete ihm einige Sorge. Doch als Mann von Verstand und Tatkraft setzte er zum Gelingen seines Planes sowohl auf die töchterliche Treue als auch auf die Macht seiner väterlichen Autorität. So geschah es eines Nachmittags, als Doña Beatriz neben ihrer Mutter saß und ein Altartuch bestickte, das sie dem Kloster von Villabuena schenken wollte, wo eine Tante von ihr damals Äbtissin war, dass ihr Vater

ins Zimmer trat und ihr mitteilte, er müsse mit ihr über eine Angelegenheit von höchster Wichtigkeit sprechen. Sie legte ihre Stickarbeit nieder und hörte ihm mit der größten Bescheidenheit und Fassung zu. Um ihr Gesicht fielen üppige schwarze Locken, wie von Ebenholz, und der Kummer, den sie kaum zu verbergen vermochte, machte sie noch reizender. Don Alonso konnte sich einer gewissen Anwandlung von Stolz nicht erwehren, als er sie so schön vor sich sah, während Doña Blanca Tränen in die Augen traten, weil sie daran dachte, dass so viel Schönheit und Reichtum vielleicht die Ursache ihres ewigen Unglücks sein würden.

„Mein Kind“, sagte Don Alonso zu ihr, „wie du weißt, hat uns Gott deine Brüder genommen, und du bist die einzige und letzte Hoffnung unseres Hauses.“

„Ja, Señor“, antwortete sie mit ihrer sanften, wohlklingenden Stimme.

„Deine Stellung verpflichtet dich folglich“, fuhr ihr Vater fort, „Rücksicht auf die Ehre deiner Familie zu nehmen.“

„Ja, Vater, und Gott weiß, ich habe nie einen Gedanken gehegt, der sich nicht mit der Ehre Eures weißen Haars und dem Frieden meiner Mutter vertragen hätte.“

„Nicht weniger habe ich von dem Blut erwartet, das in deinen Adern fließt. Ich möchte dir also mitteilen, dass meine Bemühungen endlich Früchte tragen und ich meine sehnlichsten Wünsche gekrönt sehe. Der Graf von Lemus, der edelste und mächtigste Herr in Galicien, Günstling des Königs und insbesondere des Infanten Don Juan, hat um deine Hand angehalten, und ich habe sie ihm versprochen.“

„Ist das nicht der Graf“, entgegnete Doña Beatriz, „der, nachdem er von der edlen Königin Doña María die Stadt Monforte in Galicien erhalten hatte, ihre Fahnen verließ, um sich mit dem Infanten Don Juan zu verbünden?“

„Eben der“, bestätigte Don Alonso, wenig erfreut über die Frage seiner Tochter, „und was habt Ihr dazu zu sagen?“

„Dass mein Vater mir unmöglich einen Mann zum Gatten geben wird, den ich nicht lieben, ja nicht einmal achten könnte.“

„Mein Kind“, antwortete Don Alonso mit Mäßigung, denn er kannte den Feind, mit dem er es zu tun haben würde, und wollte nur im äußersten Fall Gewalt anwenden, „in Zeiten bürgerlicher Zwietracht ist es nicht leicht, voranzukommen, ohne hin und wieder zu fallen, denn der Weg ist voller Klippen und Steine.“

„Ja“, entgegnete sie, „der Weg des Ehrgeizes ist beschwerlich und übersät mit Hindernissen, aber der Pfad der Ehre und Ritterlichkeit ist eben und friedlich wie eine Wiese. Der Graf von Lemus ist zweifelsohne mächtig, aber obwohl ich viele kenne, die ihn fürchten und hassen, habe ich noch von keinem gehört, der ihn verehrt und schätzt.“

Dieser Schlag gegen den herzlosen Ehrgeiz des Grafen von Lemus traf,

ohne dass sich Doña Beatriz dessen bewusst gewesen wäre, auch ihren Vater und erzürnte ihn derart, dass er seinen Vorsatz vergaß und mit äußerster Härte antwortete:

„Eure Pflicht ist es, zu gehorchen und zu schweigen und den Gatten zu nehmen, den Euer Vater für Euch aussucht.“

„Euch gehört mein Leben“, sagte Doña Beatriz, „und wenn Ihr es gebietet, nehme ich gleich morgen den Schleier; aber die Frau des Grafen von Lemus kann ich nicht werden.“

„Ihr tragt eine Leidenschaft in Eurer Brust, Doña Beatriz“, antwortete ihr Vater und richtete forschende Blicke auf sie. „Liebt Ihr den Herrn von Bembibre?“, fragte er unvermittelt.

„Ja, Vater“, bekannte sie mit größter Unschuld.

„Und habe ich Euch nicht befohlen, Abschied von ihm zu nehmen?“

„Doch, und das habe ich getan.“

„Und warum habt Ihr nicht auch diese törichte Leidenschaft aus Eurem Herzen verabschiedet? So werdet Ihr sie ersticken müssen.“

„Wenn das Euer Wille ist, werde ich es vor dem Altar tun; die Liebe des himmlischen Gemahls wird mir die Liebe Don Álvaros ersetzen, der, so treu und rein, eher Gottes würdig ist als meiner, ich unselige Frau. Ich werde alle meine Träume von Glück fahren lassen, ihn aber nicht in den Armen eines anderen Mannes vergessen.“

„Ihr werdet ins Kloster gehen“, entgegnete Don Alonso, außer sich vor Zorn, „aber nicht um Euren törichten Launen zu genügen, nicht um den Schleier zu nehmen, dessen Eure widerspenstige Art Euch unwürdig macht, sondern um in der Einsamkeit, fern von mir und Eurer Mutter, den Gehorsam und die Achtung zu lernen, die Ihr mir schuldet.“

Mit diesen Worten stürmte er aus dem Zimmer, warf zornig die Tür hinter sich zu und ließ Mutter und Tochter allein. Sie fielen sich unwillkürlich in die Arme, Doña Blanca in Tränen aufgelöst, Doña Beatriz die ihren nur mit Mühe zurückhaltend und doch voller Mut. In edlen Seelen erweckt die Ungerechtigkeit nämlich ungeahnte Kräfte, und das spürte die junge Frau nun. Sie hatte die Bescheidenheit und Achtung besessen, ihrem Vater nicht zu erwidern, dass sie Don Álvaro doch nur deshalb liebte, weil alles zunächst darauf hinzudeuten schien, dass er der Gemahl war, den ihre Familie für sie ausgesucht hatte; doch eben dieses Schweigen ließ sie ihr Unglück nur noch lebhafter empfinden. Was ihren Mut zerbrach, war die Verzweiflung ihrer Mutter, die nicht aufhören wollte zu schluchzen und sie eng umschlungen hielt.

„Mein Kind, mein Kind“, sprach sie schließlich, sobald ihr Kummer es ihr erlaubte, „wie konntest du es nur wagen, ihn derart zu erzürnen, wo doch sonst keiner den Mut hat, seinen Blicken standzuhalten?“

„Daran wird man wohl sehen, dass ich seine Tochter bin und seinen

starken Willen geerbt habe.“

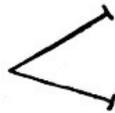
„Und ich unglückliche Frau“, rief Doña Blanca mit schmerzlichen Gebärden, „habe dich mit meiner albernen Vorsicht vom Hafen des Glücks ferngehalten! Dabei könntest du jetzt schon sicher am Ufer stehen!“

„Mutter“, sprach das Mädchen und wischte ihr die Tränen ab, „Ihr seid stets gütig und liebevoll zu mir gewesen, und was morgen ist, liegt allein in Gottes Hand; beruhigt Euch also und gebt acht auf Eure Gesundheit. Der Herr wird uns die Kraft geben, eine Trennung zu überstehen, mir vor allem, die ich jung und gesund bin.“

Der Gedanke, dass ihre Tochter fortgehen würde, die bisher nicht einen einzigen Tag von ihrer Seite gewichen war, ließ die traurige Mutter in solche Bitterkeit zurückfallen, dass Doña Beatriz alle Mittel ihres Herzens und ihres Geistes aufbieten musste, um sie zur Ruhe zu bringen. Die alte Frau, die, sanft und gütig, gewohnt war, bei jeder Gelegenheit nachzugeben, und deren Ehe mit einem ähnlichen, obschon weitaus geringeren Opfer begonnen hatte, hätte ihr gern etwas anvertraut, wagte es aber nicht. Beim Abschied sagte sie schließlich:

„Aber, meine liebe Tochter, wäre es nicht doch besser, nachzugeben?“

Doña Beatriz machte ein vielsagendes Gesicht, antwortete ihrer Mutter jedoch nicht, sondern umarmte sie nur und wünschte ihr eine gute Nacht.



Kapitel VI

Die gerade beschriebene Szene versetzte den Herrn von Arganza in große Unruhe, denn er sah nun deutlich, welch tiefe Wurzeln diese unglückliche Leidenschaft, die seine ganzen Pläne von Macht und Größe durchkreuzte, in der Seele seiner Tochter geschlagen hatte. An Widerspruch kaum gewöhnt und schon gar nicht von diesem Mädchen, das bisher ein Muster an Unterwürfigkeit und Ehrfurcht gewesen war, fühlte er sich über alle Maßen in seinem Stolz gekränkt, obwohl er sich mitunter, und gleichsam wider Willen, auch darüber zu freuen schien, in einem Menschen, der ihm so nahestand, diesen edlen, unbeirrbaren Mut und diese erhabenen Gefühle zu entdecken. Dennoch, vor allem darauf bedacht, seine väterliche Autorität zu wahren, beschloss er zwei Tage später, Doña Beatriz in das Kloster von Villabuena zu bringen. Er hoffte, dass die Zurückgezogenheit des Ortes, das lebhafteste Beispiel von Gehorsam, das ihr dort allgegenwärtig sein würde, und insbesondere das Vorbild ihrer frommen Tante, dazu beitragen würden, ihren Willen zu ändern.

So sehr sich Don Alonso auch bemühte, den Grund für seinen Entschluss zu verschleiern, durchschauten ihn die Leute in seinem Haus und im ganzen Dorf nur allzu leicht, und weil alle das reizende, gutherzige Mädchen liebten, herrschten am Tag ihrer Abreise allgemeine Trauer und Bestürzung. Selbst Mendo, der Reitknecht, der sich den Plänen seines Herrn so gewogen zeigte und gern das Wappen eines Grafen tragen wollte, konnte seine Tränen kaum zurückhalten. Don Alonso erklärte mit größtmöglicher Gelassenheit, dass es nur für wenige Tage sei und keinem anderen Zweck diene, als dem vielfach geäußerten Wunsch der Äbtissin von Villabuena zu entsprechen, ihre Nichte eine Zeitlang bei sich zu haben. Einem jeden sagte sein Herz aber das Gegenteil, und es war vergebliche Mühe, die sich der alte Herr gab.

Doña Beatriz verabschiedete sich von ihrer Mutter allein in den entlegensten Gemächern des Hauses, und diesmal verließ sie der Mutter; so brach sie in Weinen und Wehklagen aus, die, bisher unterdrückt, jetzt umso heftiger waren. Das Herz einer Mutter pflegt mitunter übermenschliche Kräfte zu entwickeln, und so wurde Doña Blanca nun zur Trösterin ihrer Tochter und richtete ihren Mut wieder auf. Schließlich löste sich Doña Beatriz aus ihren Armen, wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und ging in den Hof hinunter, wo fast alle Vasallen ihres Vaters sie erwarteten; ihre schönen, vom Weinen noch feuchten Augen strahlten wie die Sonne, wenn sie nach einem Unwetter durch die regennassen Zweige der Bäume bricht, und ihre majestätisch erhabene Haltung, betont durch ihr dunkles Kleid, zeigte sie im ganzen Glanz ihrer Schönheit. Die meisten dieser armen Leute,

denen Doña Beatriz in Krankheit und Not geholfen hatte, denen sie stets wie ein trostspendender und friedbringender Engel erschienen war, stürzten ihr mit Jammer und Wehrufen entgegen; die einen küssten ihr die Hände, die anderen den Saum ihres Kleides. Die junge Frau machte sich sanft von ihnen los, stieg mit Hilfe des gerührten Mendo auf ihren Schimmel, winkte ihren Vasallen zu und verließ den Palast, ohne ein Wort zu sagen, weil ihr die ganze Zeit ein Kloß im Hals saß.

Die Landluft und der ihr eigene Mut gaben ihr schließlich etwas Ruhe zurück. Zu ihrem Gefolge gehörten ihr Vater, der ein Stück weiter vorne ritt, wie um seinem Zorn Ausdruck zu verleihen, in Wahrheit jedoch, um seine Ergriffenheit zu verbergen, der alte Nuño auf seinem Galicier, diesmal aber ohne Falken und Hund, der beleibte Mendo und ihre Dienerin Martina, ein hübsches, lebhaftes Bauernmädchen, blond, mit blauen Augen und einem fröhlichen Gesicht voller Schläue. Zu ihrer großen Freude sollte sie ihrer Herrin auch im Kloster dienen, und wir wissen nicht mit Gewissheit zu sagen, ob das nicht am meisten zu der schlechten Laune des Reitknechtes beitrug, der nämlich trotz der Eifersucht und des Ärgers, die ihr Verhältnis zu Millán, Don Álvaro's Schildknappen, in ihm erregte, die Schwäche besaß, sie zu lieben. Als Doña Beatriz sah, dass die beiden ein Gespräch begonnen hatten, sagte sie zu dem Jäger, der aus Achtung ein Stück hinter ihr ritt:

„Komm näher, lieber Nuño, ich muss mit dir reden. Du bist der älteste Diener unseres Hauses, und wie du weißt, habe ich dich stets geschätzt.“

„Ja, Señora“, antwortete er mit unsicherer Stimme, „wer hätte ahnen können, als Ihr mit meinen Falken und Hunden spieltet, dass solche Tage auf uns zukommen würden?“

„Es werden noch schlimmere kommen, armer Nuño, wenn die, die mich lieben, mir nicht helfen. Du weißt schon, was ich meine, und ich fürchte sehr, dass mich die unkluge Zärtlichkeit meines Vaters zwingen wird, einen Mann zum Gatten zu nehmen, der von allen verabscheut wird. Hätte ich Verwandte, an die ich mich wenden könnte, so würde ich nur von ihnen Schutz erbitten; doch leider bin ich die Letzte meines Geschlechts. Also muss er mich beschützen, verstehst du? Würdest du dir zutrauen, ihm einen Brief von mir zu überbringen?“

Nuño schwieg.

„Bedenke“, fügte Doña Beatriz hinzu, „es geht um mein Glück in diesem Leben und vielleicht auch im nächsten. Wärest auch du imstande, mich im Stich zu lassen?“

„Nein, Señora“, antwortete ihr Diener entschlossen, „gebt mir den Brief. Ich werde ihn Don Álvaro überbringen, und müsste ich dazu auch das halbe Maurenland durchqueren. Wenn der Herr es erfährt, wird er mich auspeitschen und an den Pranger stellen lassen, und schlimmer noch, er wird mich aus dem Dienst jagen; aber Don Álvaro, der die Ehre und Güte in

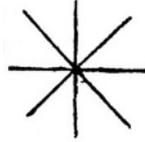
Person ist, wird mir einen Platz in seiner Burg nicht verwehren und mir seine Falken anvertrauen. Doch vor allem geschehe der Wille Gottes; wenn ich etwas Gutes tun kann, dann tue ich es, und Er sieht es.“

Gerührt reichte ihm Doña Beatriz den Brief und hatte kaum Zeit, ihm zu danken, weil in dem Augenblick Mendo und Martina zu ihnen aufschlossen. So setzten sie schweigend ihren Weg an den Ufern des Cúa fort, wo das Nonnenkloster San Bernardo lag, das zur gleichen Zeit wie das von Carracedo gegründet worden war und in dem zwei Prinzessinnen von königlichem Geblüt als Ordensschwwestern gelebt hatten. Das Kloster ist verschwunden, aber das unweit gelegene Dorf Villabuena besteht noch heute. Es befindet sich an einer heiteren Stelle unter Weinbergen, umgeben von Wiesen und Gärten, die meisten voll von Feigen- und Obstbäumen, manch andere umhegt von frischen Erlen und weißen Pappeln. Der wasserreiche Fluss macht diesen Landstrich fruchtbar, über den die Natur ihr mildestes Lächeln ausgebreitet zu haben scheint.

Nach anderthalbstündiger Reise stieg der Reiterzug vor dem Kloster aus dem Sattel, und aus dem Tor trat, zusammen mit dem größten Teil der Klostergemeinschaft, die Äbtissin heraus, um ihre Nichte zu empfangen. Die Nonnen, die sie durch ihre Bescheidenheit und Schönheit sogleich für sich gewann, nahmen sie liebevoll auf, und Don Alonso brach nach einem langen Gespräch mit seiner Schwägerin wieder auf, unbemerkt von seiner Tochter, weil er an seiner von den Ereignissen des Tages geschwächten Kraft und Entschlossenheit zweifelte. Nuño und Mendo verabschiedeten sich von ihrer jungen Herrin mit größerer Rührung, als man bei ihrem Geschlecht und ihrer Erziehung erwartet hätte. Diese treuen Diener, so sehr an Doña Beatriz' Gegenwart gewöhnt, die wie ein Licht der Freude und des Glücks noch die dunkelsten Winkel des Hauses zu erhellen schien, wussten, dass mit ihrem Weggang Trauer und Verdruss dort Einzug halten würden. Sie wussten, dass sich Don Alonso ohne das sanfte Gegengewicht und die Vermittlung seiner Tochter häufiger seiner schlechten Laune hingeben würde; und ebenso wenig zweifelten sie daran, dass sich Doña Blancas kränklicher Zustand durch den neuerlichen Schlag noch verschlechtern und den Horizont des Hauses vollends verdunkeln würde. So ritten beide wortlos hinter ihrem Gebieter her, der nicht minder mürrisch und schweigsam war als sie. In Arganza angekommen, brachte Mendo sein Pferd und das seines Herrn in den Stall, und Nuño brach, nachdem er zu Abend gegessen und sein Pferd versorgt hatte, gegen Mitternacht noch einmal auf, unter dem Vorwand, an einer etwas weiter entfernten Stelle einem Hasen auflauern und einen prächtigen neuen Jagdhund abrichten zu wollen. In Wirklichkeit aber gedachte er, sich zu später Stunde nach Bembibre zu begeben und mit größter Vorsicht Doña Beatriz' Brief zu überbringen, der ungefähr wie folgt lautete:

Mein Vater verbannet mich wegen Eurer Liebe aus seinem Haus, und ich ertrage diese Verbannung gern; aber wir dürfen nicht vergessen, dass er mein Vater ist, und daher hoffe ich, wenn Euch an meiner Zuneigung gelegen ist und Ihr Vertrauen in meine Worte habt, dass Ihr keine unüberlegten Schritte unternehmt. Kommt in der Nacht des nächsten Sonntags in die Klosterkirche, und ich werde Euch sagen, was ich Euch jetzt nicht sagen kann. Gott behüte Euch und gebe Euch Kraft.

Nuño überbrachte die heikle Botschaft mit ebenso viel Geschick wie Glück, und Don Álvaro vermochte ihn nur mit Mühe dazu zu bewegen, zur Erinnerung an ihn eine Silberkette anzunehmen, an die er sein Jagdhorn zu besonderen Anlässen hängen konnte. Danach hatte der tüchtige Jäger immer noch Zeit, auf seinen Ansitz zurückzukehren und einen Hasen zu fangen, den er in aller Frühe stolz und unter Lobeshymnen auf seinen Jagdhund nach Hause brachte.





Kapitel VII

Das Mittel, dessen sich der Herr von Arganza bedient hatte, um aus dem Herzen seiner Tochter die Liebe zu reißen, die sich darin so fest verwurzelt hatte, war wahrlich nicht das geeignetste. Diese reine und edle, aber auch stolze Seele ließ sich nicht durch Einschüchterung und Strafe bändigen. Vielleicht hätten Mäßigung und Sanftmut bei ihr all das erreicht, was der Ehrgeiz ihres Vaters begehrte, denn Charaktere wie der ihre sind von Natur aus zum Opfer bereit, und umso mehr noch, wenn es im Gewand des Leides und der Würde daherkommt; indessen geriet Doña Beatriz, die nach dem zutreffenden Vergleich des Abtes von Carracedo den ruhigen, klaren Wassern des blauen Sees von Carucedo ähnelte, leicht in wildesten Aufruhr, wenn der Wind des Unrechts und der Härte auf sie einpeitschte. Allein die Vorstellung, einem so schlechten Ritter wie dem Grafen von Lemus anzugehören und zum Spielball einer niederträchtigen Intrige zu werden, beschämte sie derart, dass sie die äußersten Mittel ergriffen hätte, um eine solche Schande von sich abzuwehren.

Zum anderen reichen Einsamkeit, Mangel und Verdruss zwar aus, um vorübergehende Neigungen und lasterhafte Gefühle auszulöschen, lassen tiefe, wahre Leidenschaften jedoch nur umso stärker werden. Unschuldige, reine Liebe veredelt die Seele, der sie gilt, und stellt durch ihre Selbstverleugnung unmerklich eine Verbindung zu den erhabenen Gefühlen der Religion her, die ihrem Wesen nach nichts anderes sind als Liebe befreit vom Staub und von den Eitelkeiten der Erde. Wenn Verfolgung sie mit der Aureole des Martyriums zierte, prägt Leid sie tief ins Herz ein, und diese geliebte Vorstellung haftet dann untrennbar allen Gedanken an; so, wie eine Mutter gewöhnlich eine feste Vorliebe für das leidende, kränkliche Kind hegt, das sie nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen ließ.

Eben so erging es Doña Beatriz. In der Stille, die sie umgab, erhob sich umso lauter und tönender die Stimme ihres Herzens, und wenn sich ihre Gedanken zu Gott aufschwangen, der über den Willen aller gebietet und mit seinem Blick die dunkelsten Winkel der Seele ausleuchtet, flüsterten ihre Lippen unbewusst den geliebten Namen. Vielleicht dachte sie, dass sich ihre Gebete mit den seinen im Himmel träfen, während ihre Herzen auf dieser Erde des Unglücks umherirrten und einander vergeblich suchten, und dann ließ sie sich von ihrer Phantasie derart hinreißen, dass ihre Tränen und Leiden ihr wie zahllose Kronen erschienen, die sie in den Augen ihres Geliebten schmücken würden.

Ihre Tante, die einst auch geliebt hatte und deren blühende Hoffnungen unter der Hand des Todes verwelkt waren, respektierte die Gefühle ihrer Nichte und versuchte, ihr die Gefangenschaft erträglich zu machen, indem

sie ihr alle möglichen Freiheiten ließ und sie mit äußerster Freundlichkeit behandelte; denn ihr weiblicher Scharfsinn gab ihr deutlich zu verstehen, dass sie nur so diesem Mädchen beikommen konnte, das zugleich wild wie ein Löwe und sanft wie eine Taube war. Die kluge Frau wollte erst die langsame Medizin der Zeit wirken lassen, bevor sie andere Mittel in Erwägung ziehen würde.

Der Tag, den Doña Beatriz in ihrem Brief an Don Álvaro angegeben hatte, war mit Bedacht gewählt, denn an ihm wurde nach dem Abendgebet die Totenmesse für die königlichen Schutzheiligen des Klosters abgehalten, die wegen der Almosen, die dabei verteilt wurden, gewöhnlich viel Volk anlockte und bis in die Nacht hinein dauerte. Daher war es für den Ritter leicht, sich als Bauer verkleidet unter die Menge zu mischen und sich, so gut es ging, in einem Beichtstuhl zu verstecken, während die Dorfbewohner der Predigt lauschten. In den Kirchen des Landes gab es, und in manchen gibt es sie auch heute noch, Beichtstühle, die auf der Vorderseite mit Gitterläden verschlossen waren und, so beschaffen, schon viele Male, wie jetzt unserem Ritter, als Versteck gedient haben. Nach dem Ende des Gottesdienstes leerte sich die Kirche, die Nonnen sprachen ihre letzten Gebete, der Küster löschte die Lichter und verriegelte mit seinen riesigen Schlüsseln die Tore.

Das Gotteshaus lag in Grabesstille und wurde von einer einzigen Lampe erhellt, deren schwaches, flackerndes Licht die Dinge eher verwirrte als deutlich hervortreten ließ. Einige Tier- und Menschenköpfe, die die Kapitelle der lombardischen Säulen zierten, schienen eigenartige Grimassen zu schneiden, und die vergoldeten Heiligenfiguren auf den Altären, in deren Augen sich die trüben, zitternden Strahlen der Totenlampe spiegelten, schienen funkelnde Blicke auf den Dreisten zu werfen, der in das Haus des Glaubens und des Friedens mit anderen Sorgen als denen des Himmels gekommen war. Im Chor war es dunkel, und das Rauschen des Windes in den Bäumen und das Gemurmel der Bäche, vermischt mit dem Kreischen der Nachtvögel, drangen von draußen in die Kirche und erfüllten die erhabenen Gewölbe mit ihrem unheimlichen Echo.

Don Álvaro war ein Kind seiner Zeit, und in jeder anderen Lage hätte eine solche Umgebung einen tiefen Eindruck auf seine Seele gemacht; die Gefahren jedoch, denen er ausgesetzt wäre, wenn er entdeckt würde, das Risiko, das auch Doña Beatriz einging, der Wunsch, das dunkle Rätsel seines Schicksals zu erhellen, und vor allem die Hoffnung, jene süße Stimme zu vernehmen, ließen ihn alle eingebildeten Ängste vergessen. Endlich hörte er die Glocke des Klosters zur Nachtruhe läuten, dann ferne Stimmen wie von Leuten, die sich verabschiedeten, hie und da Schritte, das Öffnen und Zuschlagen von Türen, bis zuletzt alles in einer Stille dalag, die ebenso tief war wie die, die ihn umhüllte.

Dann trat er aus dem Beichtstuhl und ging an das Gitter des unteren

Chores, wobei er ängstlich lauschte und sich jeden Augenblick einbildete, Doña Beatriz' sanfte Schritte und das Rauschen ihrer Kleider zu vernehmen. Endlich erschien vor dem dunklen Hintergrund des Chores eine helle, leichtfüßige Gestalt, die schnell und lautlos auf Don Álvaro zuging und seinen schon etwas an die Dunkelheit gewöhnten Augen die reinen und anmutigen Umrisse der Ossorio-Tochter darbot.

Für sie war es leichter, ihn zu erkennen, weil sich seine Silhouette inmitten der kraftlosen Strahlen der Lampe, die ihn von hinten trafen, deutlich abzeichnete. Sie ging bis an das Gitter, den Finger auf die Lippen gelegt, wie eine Statue des Schweigens, die plötzlich zum Leben erwacht war. Dann drehte sie sich um, als wollte sie einen letzten Blick in den Chor werfen, und fragte mit zitternder Stimme:

„Seid Ihr es, Don Álvaro?“

„Wer außer mir“, antwortete er, „käme hierher, um in der Stille der Gräber Euren Blick zu suchen? Mir ist zugetragen worden, wie sehr Ihr unter der Trennung von Eurer Mutter gelitten habt, und obwohl ich in dieser Dunkelheit Euer Antlitz nicht gut erkennen kann, dünkt mich, darauf die Spur von Schlaflosigkeit und Tränen zu erblicken. Hat Eure Gesundheit Schaden genommen?“

„Nein, Gott sei Dank“, entgegnete sie fast fröhlich, „da ich dies Leid um Euretwillen ertrug, gab der Himmel mir Kraft. Ich weiß nicht, ob mir das Weinen die Augen getrübt oder der Kummer die Farbe von den Wangen geraubt hat, aber mein Herz ist stets dasselbe geblieben. Doch wir sind törricht“, fügte sie wie zu sich kommend hinzu, „die paar Augenblicke so zu vergeuden, die uns das Schicksal gewährt und die ohne Gefahr für uns vielleicht nicht so bald wiederkehren werden. Was denkt Ihr, Don Álvaro, warum ich Euch habe rufen lassen?“

„Ich dachte“, antwortete er, „Ihr läset in meiner Seele und erbarmtet Euch meiner in Eurer göttlichen Gnade.“

„Und habt Ihr nicht einen tollkühnen Plan ersonnen? Habt Ihr nicht daran gedacht, Euch mit Gewalt über alles hinwegzusetzen und meine Ketten mit Euren eigenen Händen zu zerbrechen?“

Don Álvaro schwieg, und Doña Beatriz fuhr in einem Ton fort, der etwas von einer Anklage hatte:

„Ihr seht, Euer Herz trog Euch nicht, und ich las darin wie in einem offenen Buch, doch wisset: Es genügt nicht, mich zu lieben. Ihr müsst mir auch vertrauen und Geduld haben. Ich will nicht, dass Ihr Euch gegen den Himmel wendet, dessen Autorität mein Vater ausübt, denn ich sagte Euch ja schon, ich würde meinen Namen niemals mit Ungehorsam beflecken.“

„Oh, Beatriz!“, rief Don Álvaro überstürzt, „verurteilt mich nicht, ohne mich angehört zu haben. Ihr wisst ja nicht, was es bedeutet, aus Eurer Nähe verbannt zu leben; vor allem wisst Ihr nicht, wie sehr der Gedanke an Euer

Leid mein Innerstes zerreißt, ein Leid, das ich Elender verursacht habe, ohne die Kraft zu besitzen, ihm ein Ende zu setzen. Als ich Euch glücklich in Eurem Haus sah, von allen verehrt und geliebt, erschien mir die ganze Welt wie ein endloses Fest, wie eine fröhliche Kirchweih zum Dank Gottes für das Gute, das seine Hand über uns ergoss. Wenn die Vögel abends sangen, sprachen sie in ihren Liedern nur von Euch; die Stimme des wilden Baches ergötzte mich, weil es die Eure war, die ich darin vernahm; und selbst die Einsamkeit schien in andächtige Stille zu versinken, nur um Euren Namen auf meinen Lippen zu hören. Jetzt aber hat sich die ganze Natur verfinstert, die Leute ziehen wortlos und traurig an mir vorüber, in meinen Träumen sehe ich Euch in einem düsteren Kreuzgang, verstört, tränenüberströmt und mit wirrem Haar, und das Echo der Einsamkeit, das mir zuvor wieder und wieder Euren Namen zurückwarf, lässt nur mehr meine eigenen Seufzer ertönen. Was soll ich sagen? Die Verzweiflung hat mich daran erinnert, dass ich adlig bin, dass Ihr meinewegen leidet und dass ich ein Schwert besitze, um Eure Fesseln zu durchtrennen.“

„Ich danke Euch, Don Álvaro“, antwortete sie gerührt, „ich sehe, dass Ihr mich über die Maßen liebt, aber Ihr müsst mir hier, vor Gott, schwören, dass Ihr nichts ohne meine Zustimmung unternehmen werdet. Ihr seid imstande, mir selbst Euren Ruhm zu opfern, aber wie ich Euch schon sagte, ich werde meinem Vater nicht ungehorsam sein.“

„Das kann ich Euch nicht schwören, Señora“, antwortete der Ritter, „denn Ihr seht es ja selbst: Verfolgung und Gewalt sind andernorts ausgebrochen, und vielleicht können nur Waffen Euch retten. Bedenkt, dass sie Euch vor den Altar schleppen und Euch Eure Zustimmung entreißen können.“

„Ihr haltet doch meinen Vater einer derartigen Niedertracht nicht für fähig?“

„Euer Vater“, entgegnete Don Álvaro zornig, „hat sein Wort verpfändet, wie er selbst sagt, und außerdem glaubt er, Euch und seinem Haus damit eine Ehre zu erweisen.“

„Dann werde ich ein Gespräch mit dem Grafen erbitten, und wenn er mein Herz erst kennt, wird er verzichten.“

„Wer? Er? Er wird verzichten?“, antwortete Don Álvaro außer sich vor Zorn und mit einer Stimme, die in der Kirche widerhallte. „Verzichten, wo doch alle seine Pläne just auf Euch beruhen! Beim Leben meines Vaters, Señora, Ihr müsst von Sinnen sein!“

Die junge Frau überwand den Schrecken, in den diese Stimme sie versetzt hatte, und sagte sanft, aber entschlossen:

„In dem Fall werde ich es Euch wissen lassen, aber bis dahin schwört mir, worum ich Euch gebeten habe. Ihr wisst, dass ich nie, niemals die Seine sein werde.“

„Doña Beatriz!“, erhob sich plötzlich eine Stimme hinter ihr.

„Jesus, um Himmels Willen!“, rief sie und trat wie von selbst näher an das Gitter heran, während Don Álvaro instinktiv nach seinem Dolch griff. „Ach, bist du es, Martina?“, fügte sie hinzu, als sie ihre getreue Dienerin erkannte, die auf der Lauer gelegen hatte.

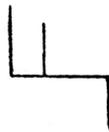
„Ja, Señora“, antwortete das Mädchen, „ich wollte Euch nur sagen, dass die Nonnen bald aufstehen werden, denn der Tag bricht schon an.“

„Wir müssen uns also trennen“, sagte Doña Beatriz seufzend, „aber wir trennen uns für immer, wenn Ihr mir nicht bei Eurer Ehre schwört, worum ich Euch gebeten habe.“

„Ich schwöre es bei meiner Ehre“, antwortete Don Álvaro.

„So geht mit Gott, edler Ritter, ich werde mich an Euch wenden, wenn es nötig sein sollte, und seid gewiss, dass Ihr nie die Stunde verfluchen werdet, da Ihr Euch mir anvertrautet.“

Herrin und Dienerin eilten davon, während Don Álvaro ihnen nachsah und sich dann wieder versteckte. Nach einer Weile läuteten die Glocken des Klosters mit fröhlichen Klängen zum Morgengebet, und der Küster schloss die Tore auf und begab sich in die Sakristei, sodass Don Álvaro die Kirche ungesehen verlassen konnte. Dann ging er eilends in den Wald, wo Millán mit den Pferden die Nacht verbracht hatte, und zusammen ritten sie über abgelegene Wege und Pfade schleunig nach Bembibre zurück.





Kapitel VIII

Die Tage nach Doña Beatriz' Verbannung waren für den Herrn von Bembibre in der That mindestens so bitter und verdrießlich gewesen, wie wir ihn selbst gerade haben sagen hören. Doch sein drängendes, ungestümes Wesen konnte sich nicht mit tatenlosem Kummer abfinden, und so hatte er Tag und Nacht immer verzweifeltere Pläne ersonnen. Zuweilen gedachte er, das friedliche Asyl von Villabuena an der Spitze seiner Reisingen mit Waffengewalt zu überfallen, und zwar am helllichten Tage und unter dem Banner seines Hauses. Dann wieder beschloss er, einen Kartellanten zum Grafen von Lemus zu schicken und ihn zum Duell herauszufordern. Oder er setzte sich in den Kopf, einige Tempelritter um Hilfe zu ersuchen, allen voran den Komtur Saldaña, Burgvogt von Cornatel, die aus Hass auf den gemeinsamen Feind auch gewiss zur Stelle gewesen wären. Schließlich schwebte ihm, wenn auch nur für einen flüchtigen Augenblick, wie ein Blitz inmitten des Sturms, der seine Seele erschauern ließ, sogar ein Bündnis mit einem geächteten Bandenführer namens El Herrero vor, der mit seinen Leuten von Zeit zu Zeit in den Bergen auftauchte, ein Überbleibsel der inneren Zerwürfnisse, die damals die Krone Kastiliens erschüttert hatten.

Doch bei jedem dieser Hirngespinnste erschien sofort entweder die edle Gestalt Doña Beatriz', entrüstet über seinen Wagemut, oder das ehrwürdige Antlitz seines Onkels, des Tempelmeisters, der ihm vorwarf, den Orden in Gefahr zu bringen, oder auch die unerbittliche Stimme seiner eigenen Ehre, die ihm verbot, vom rechten Weg abzukommen; und dann gab sich der Ritter wieder seinem inneren Kampf und seinen Ängsten hin und zitterte mit all dem Hin und Her der Ungewissheit um seine einzige Hoffnung. Dies war sein Zustand, als sich die Szene abspielte, von der wir unseren Lesern gerade berichtet haben, und Don Álvaro musste auf seine ausschweifenden Pläne verzichten, beschämt, dass die erhabene Gesinnung einer einzigen, wehrlosen Jungfrau seiner Ungeduld eine solche Lektion erteilt hatte. Jedenfalls trug das Gespräch, das den Schleier vollends gelüftet und das Herz seiner Geliebten in voller Tugend und Schönheit offenbart hatte, nicht wenig dazu bei, seine bis dahin von Kümernissen und Schrecken geplagte Seele zu beruhigen.

So verging einige Zeit, ohne dass Don Alonso auf seine Tochter eindrang, womit er die Ratschläge seiner Frau und der frommen Äbtissin befolgte; und Doña Beatriz, die sich über ihre Lage nicht beklagte, zog unterdessen die Sympathie und Zuneigung der guten Nonnen auf sich, die in hohen Tönen von ihrer Schönheit und ihrem sanften Wesen sprachen. Sie genoss, wie gesagt, viele Freiheiten und spazierte durch die Gärten und Haine, die innerhalb der Klostermauern lagen, und ihr verwundetes Herz

gab sich mit unaussprechlichem Vergnügen den geheimen Sinnesfreuden hin, die das Schauspiel einer üppigen und friedlichen Natur bietet. Ihre Seele gewann in der Einsamkeit Kraft, und ihre reine Liebe wurde im Fegefeuer ihres Leides noch reiner und edler, während sie ihre Wurzeln wie ein mystischer Baum tief in das Feld der Verbannung grub und ihre verdorrten Zweige nach dem wohltuenden Tau des Himmels ausstreckte.

Allerdings war diese Ruhe nur von kurzer Dauer. Der Graf von Lemus forderte seine Rechte ein, und Don Alonso teilte seiner Tochter seinen letzten und unwiderruflichen Entschluss mit. Da es zwangsläufig dazu kommen musste, ließ die junge Frau weder Überraschung noch Verdruss erkennen und beschied sich, ihren Vater zu bitten, sie mit dem Grafen allein sprechen zu lassen, was er ihr nicht verwehren konnte.

Da unsere Leser im Laufe dieser Geschichte noch öfter mit diesem Mann zu tun haben werden, kann es nicht schaden, ihnen eine ungefähre Vorstellung von seinem Charakter zu geben. Don Pedro Fernández de Castro, Graf von Lemus, der mächtigste Herr in ganz Galicien, war ein Mann, dem Aufruhr und Rebellion gleichsam in die Wiege gelegt waren, denn seine Vorfahren hatten, um ihren Besitz zu vergrößern, von den vielen Gelegenheiten, die sich ihnen dazu boten, als der ruhmreiche Thron Ferdinands des Heiligen in den Händen seines Sohnes und seines Enkels mit dem Blut des Bürgerzwists befleckt wurde, keine ungenutzt gelassen. Don Pedro seinerseits war in einer Zeit zur Welt gekommen, die für dieses Vorhaben nicht hätte günstiger sein können: In den unruhigen Jahren der Minderjährigkeit König Don Ferdinands, genannt der Abberufene, konnte er mit Hilfe des Infanten Don Juan, der damals im Königreich León die Macht an sich gerissen hatte, seinen Besitz und seine Vasallen reichlich vermehren und schreckte dabei vor keinem Mittel zurück. Zu der Zeit geschah es auch, dass er der Königin Doña María unter Androhung, zu ihren Widersachern überzulaufen, die reiche Stadt Monforte und alle umliegenden Gebiete entriss, ihr dann aber trotzdem treubruchig wurde und die Reihen ihres Feindes mehrte. Dennoch blieb diese Niedertracht, die großes Aufsehen erregt hatte und allgemein bekannt geworden war, vielleicht noch hinter den Unrechtsszenen zurück, die sich damals auf seinen weiten Ländereien abspielten. Kalthertzig wie die meisten Ehrgeizigen, dürstend nach Macht und Reichtum, die ihm den Weg seiner Begierden ebneten, von vielen gefürchtet, von manchen begehrt und von den meisten gehasst, erregte sein Name die Abneigung all derer, die mit etwas Ehrgefühl und Güte ausgestattet waren. Trotz seiner vielen schweren Laster besaß er doch auch glanzvolle Eigenschaften: Sein maßloser Stolz verwandelte sich in Mut, wann immer die Gegebenheiten es verlangten; sein Benehmen war edel und zwanglos, und an der gebotenen Freigebigkeit ließ er es bei vielen Gelegenheiten nicht fehlen, wiewohl Eitelkeit und Berechnung die

geheimen Triebfedern seines Handelns waren.

Dies also war der Mann, mit dem Doña Beatriz ihr Schicksal verbinden sollte. Als der Tag der Unterredung gekommen war, wurde eines der Sprechzimmer des Klosters sorgfältig hergerichtet, um einen solch mächtigen Herrn und den angehenden Gemahl einer nahen Verwandten der Mutter Oberin darin würdig zu empfangen. Das Gefolge des Grafen, darunter Don Alonso und ein paar andere Hidalgos aus der Gegend, hielt sich in einem etwas entfernteren Zimmer auf, während er auf einem Lehnstuhl am Sprechgitter saß und mit einer gewissen Ungeduld, ja Sorge auf Doña Beatriz wartete.

Endlich trat sie in Begleitung ihrer Tante herein, gekleidet, wie es sich zu diesem Anlass ziemte, verneigte sich leicht vor dem Grafen und setzte sich in den für sie bestimmten Sessel auf der Innenseite des Sprechgitters. Die Äbtissin erwiderte den höflichen Gruß des Ritters und zog sich zurück. Unterdessen musterte Doña Beatriz den Mann, der ihr so viel Kummer bereitet hatte und noch immer bereiten konnte. Er war über dreißig und von mittelgroßem Wuchs; sein Gesicht, wiewohl ebenmäßig, war ohne besonderen Reiz, oder besser gesagt, es wirkte abweisend durch den ironischen Ausdruck, der auf seinen schmalen, hämisch grinsenden Lippen lag, durch das unstete Feuer seines Blickes, aus dem keinerlei Offenheit und Treue glänzte, und schließlich durch seine hochmütige Stirn, die von leichten Falten durchzogen war, Spuren der Selbstsucht und des Jähzorns, nicht etwa des Grübelns oder Kummerleidens. Über seinem kostbaren Gewand trug er an einer goldenen Halskette das Jakobskreuz. Er hatte sich erhoben und starrte die schöne Erscheinung an, die, wie ihm dünkte, alle Lobesworte noch übertraf. Sie bedeutete ihm mit einer vornehmen Geste, wieder Platz zu nehmen.

„Das werde ich nicht tun, schöne Señora“, antwortete er höflich, „weil Euer Diener sich niemals Euch gleichstellen wollte, die Ihr auf allen Turnieren der Welt die Königin der Schönheit wäret. Ach, wäret Ihr doch auch die der Liebe!“

„Ihr seid galant“, entgegnete Doña Beatriz, „und nicht weniger habe ich von einem Ritter wie Euch erwartet; aber Ihr wisst sicher, dass wir Königinnen es gernhaben, wenn man uns gehorcht, und so erwarte ich, dass Ihr Euch hinsetzt. Ich habe Euch außerdem einiges zu sagen, was uns beide angeht“, fügte sie mit größter Ernsthaftigkeit hinzu.

Der Graf setzte sich, etwas beunruhigt, weil er ahnte, welche Richtung das Gespräch nehmen würde, und Doña Beatriz fuhr fort:

„Es ist wohl nicht nötig, Euch an die Pflichten des Rittertums zu erinnern. Ich werde Euch mein Herz ganz vorbehaltlos offenbaren. Als Ihr um meine Hand anhieltet, ohne mich je gesehen zu haben und ohne zu wissen, ob meine Gefühle mich einer solchen Ehre würdig machten, habt

Ihr mir ein Vertrauen entgegengebracht, das ich Euch nur mit gleicher Münze zurückzahlen kann. Ihr kennt mich nicht, und daher liebt Ihr mich auch nicht.“

„Was das betrifft, so müsst Ihr verzeihen“, antwortete der Graf. „Gewiss hatten meine Augen das Wunder Eurer Schönheit nicht erblickt, doch alle haben sie gelobt, und Eure in ganz Kastilien berühmten Gaben sind der beste Bürge für die Leidenschaft, die Ihr mir einflößt.“

Doña Beatriz, verärgert, einstudierter Galanterie zu begegnen, wo sie nur unbedingte Aufrichtigkeit gelten lassen wollte, antwortete ebenso bestimmt wie höflich:

„Aber ich, Herr Graf, liebe Euch nicht, und ich halte Euch für ritterlich genug, um zu vermuten, dass Ihr ohne mein Herz auch die Gabe meiner Hand nicht annehmen würdet.“

„Und warum nicht, Doña Beatriz?“, entgegnete er mit seiner kalten, entschiedenen Höflichkeit. „Wenn Ihr Euch erst meine Gattin nennt, werdet Ihr verstehen, welche Herrschaft Ihr über mein Herz ausübt, und mir diesen vielleicht etwas allzu lebhaften Eifer verzeihen, mit dem ich das Glück zu erlangen gedenke, Euch mein zu nennen, und am Ende werdet Ihr einen Mann lieben, der sein ganzes Leben dafür hingibt, Euch alle erdenklichen Freuden und Genüsse zu bereiten, und dem ein einziger Blick aus diesen Augen als Lohn für seine Mühen mehr als genug ist.“

Doña Beatriz verglich diese gekünstelte Sprechweise, in der nicht eine einzige Regung der Seele mitschwang, mit den leidenschaftlich schlichten und unverblühten Worten ihres Don Álvaro. Sie erkannte, dass ihr Schicksal unwiderruflich besiegelt war, und antwortete mit würdevoller Entschlossenheit:

„Ich werde Euch niemals lieben können, weil mein Herz mir nicht mehr gehört.“

In jener Zeit waren die Strenge der häuslichen Disziplin und die Unterwürfigkeit der Töchter unter den Willen ihrer Väter so groß, dass der Graf erstarrte, als er der Tiefe dieses Gefühls innewurde, das so deutlich die Grenzen dessen überschritt, was man von einer solch zurückhaltenden und sittsamen Jungfrau erwarten würde. Er wusste zwar von der unglücklichen Liebe, die seine ehrgeizigen Pläne jetzt zu vereiteln drohte, aber da er gewohnt war, dass sich alle seinem Willen beugten, überraschte es ihn, einen so mächtigen Feind in einer dem Anschein nach so sanftmütigen und zarten Frau vorzufinden. Jedoch war seine Beharrlichkeit noch nie vor einem Hindernis zurückgewichen; so fasste er sich gleich wieder und antwortete in einem leicht hämischen Tonfall, den zu verbergen er trotz aller Verstellung nicht imstande war:

„Ich habe von Eurer merkwürdigen Neigung zu einem hiesigen Hidalgo gehört; doch konnte ich nicht glauben, dass Ihr der Stimme Eures Vaters

und den Pflichten Eures Standes nicht gehorchen würdet.“

„Der, den Ihr so herablassend Hidalgo nennt“, antwortete sie, ohne sich aus der Ruhe bringen zu lassen, „ist ein Mann nicht minder erlaucht als Ihr. Dem Adel seiner Herkunft kommt nur der Adel seiner Taten gleich, und sollte mein Vater mein Verhalten für so rügenswert erachten, so glaube ich doch nicht, dass er seine Autorität auf Euch übertragen hätte.“

Der Graf blieb eine Weile nachdenklich, als stritten widersprüchliche Gefühle in seiner Seele, bis die stärkste Leidenschaft, wie gewöhnlich, die Oberhand gewann und er mit Mäßigung und geheucheltem Kummer antwortete:

„Es betrübt mich sehr, Señora, den Zustand Eures Herzens nicht besser gekannt zu haben, aber Ihr werdet sicher einsehen, dass es jetzt, da dieses Vorhaben schon so weit gediehen ist, weder Eurem Vater noch mir zur Ehre gereichen würde, uns den bösen Zungen des gemeinen Volkes auszusetzen.“

„Heißt das“, entgegnete Doña Beatriz bitter, „dass ich mich für Euren Stolz opfern soll? So beschützt Ihr eine arme, bedrängte Frau? Deshalb tragt Ihr dieses Symbol spanischen Rittertums um den Hals? Dann wisset“, fügte sie mit dem Blick einer gekränkten Königin hinzu, „dass mein Herz so nicht zu gewinnen ist. Geht mit Gott, und möge der Himmel Euch behüten, denn wir werden uns nie wiedersehen.“

Der Graf wollte etwas erwidern, doch sie verabschiedete ihn mit einer stolzen Gebärde, die ihm die Lippen verschloss. Er erhob sich und zog sich gemessenen Schrittes zurück, bestürzt weniger über Doña Beatriz' gerechten Tadel als über die Stimme seines eigenen Gewissens. Aber die Gegenwart Don Alonsos und der anderen Ritter ließ ihn bald wieder zu sich kommen, und er erklärte, dass von seiner Seite nichts dem Glück im Wege stehe, das er in den Armen einer derart tugendhaften und schönen Frau zu finden hoffe. Als der Herr von Arganza das hörte, glaubte er wohl, seine Tochter hätte ihre Meinung geändert, und lief eilig in das Sprechzimmer.

Die junge Frau stand noch immer am Gitter, mit hochrotem Gesicht und bebend vor Wut, doch als sie ihren Vater hereinkommen sah, den sie trotz seiner strengen Art von ganzem Herzen liebte, wich ihre schreckliche Aufregung unvorstellbarer Rührung, und mit der ganzen Heftigkeit derartiger Anwandlungen warf sie sich vor ihm auf die Knie, streckte ihm die Hände durch die Gitterstäbe entgegen und flehte ihn unter einem Strom von Tränen an:

„Vater, mein Vater! Liefert mich nicht diesem unwürdigen Mann aus! Werft mich nicht in die Arme der Verzweiflung und der Hölle! Bedenkt, dass Ihr vor Gott für mein Leben und das Heil meiner Seele verantwortlich seid!“

Don Alonso, der in seiner aufrichtigen und geradlinigen Art die Verstellung des Grafen nicht verstand, dachte, dass dessen Zurückhaltung

und höfisches Benehmen die Unterhaltung mit Doña Beatriz womöglich zu einem günstigen Ende geführt hatten, und obwohl er eigentlich nicht daran zu glauben wagte, hatte sich dieser Gedanke seiner doch viel stärker bemächtigt, als man nach so kurzer Zeit erwarten würde. Daher war es eine ausgesprochen unerfreuliche Überraschung für ihn, seine Tochter so verzweifelt und in Tränen aufgelöst zu sehen. Dennoch sagte er zu ihr mit sanfter Stimme:

„Meine Tochter, es gibt kein Zurück mehr; wenn dies ein Opfer für Euch ist, so krönt es mit dem Wert Eures Blutes und fügt Euch in Euer Schicksal. In drei Tagen werdet Ihr in der Kapelle unseres Hauses mit aller gebührenden Pracht Eure Hochzeit begehen.“

„Oh, Señor! Bedenkt das wohl! Gebt mir wenigstens mehr Zeit!“

„Es ist genug bedacht“, antwortete Don Alonso, „und die Zeit reicht aus, damit Ihr die Weisungen Eures Vaters erfüllt.“

Da erhob sich Doña Beatriz, strich sich mit beiden Händen das Haar aus ihrem göttlichen Gesicht, blickte ihren Vater mit äußerster Entschlossenheit an und sagte mit heiserer Stimme:

„Ich kann Euch darin nicht gehorchen, und ich werde vor dem Altar nein sagen.“

„Wenn du das wagst, Unwürdige“, antwortete der Herr von Arganza außer sich vor Zorn und Verdruss, „dann wird mein Fluch über dein widerspenstiges Haupt fallen und dich wie ein Himmelsfeuer verschlingen! Unter seiner Last wirst du das väterliche Haus verlassen und wie Kain in der Welt umherirren!“

Nach diesen fürchterlichen Worten verließ er das Sprechzimmer, ohne Doña Beatriz eines weiteren Blickes zu würdigen, und diese drehte sich ein paar Mal wie eine Verrückte um sich selbst und fiel schließlich mit einem tiefen Stöhnen zu Boden. Ihre Tante und die anderen Nonnen eilten verängstigt herbei und brachten sie mit Hilfe der getreuen Martina in ihre Zelle.



Kapitel IX

Der Anfall der unglücklichen Señora hielt lange an und bereitete ihren tüchtigen Schwestern große Sorge, aber dank der Heilmittel des Klosters und vor allem ihrer robusten Natur schwand er am Ende doch. Eine Zeitlang warf sie nur verstörte Blicke um sich; dann, nach und nach, gewann sie unter großem Kraftaufwand die nötige Fassung zurück, um darum zu bitten, dass man sie allein lasse und nur ihre Dienerin bei ihr bleibe für den Fall, dass sie etwas brauchen sollte. Die Äbtissin, die ihre Nichte genau kannte und wusste, wie sehr es ihr zuwider war, vor anderen Schwäche zu zeigen, beilte sich, ihr den Gefallen zu tun, sagte ihr noch ein paar tröstende Worte und umarmte sie zärtlich.

Kurz nachdem die Nonnen das Zimmer verlassen hatten, erhob sich Doña Beatriz flink wie ein junges Reh aus dem Bett, in das man sie gelegt hatte, verschloss die Tür von innen, wandte sich an ihre erstaunte Dienerin und sprach mit sich überschlagenden Worten:

„Sie wollen mich in den Tempel Gottes zerren, damit ich vor ihm und den Menschen lüge! Verstehst du denn nicht, Martina? Und mein Vater hat mir gedroht, mich zu verfluchen, wenn ich mich widersetze! Alle lassen mich im Stich! Alle! Hörst du? Wir müssen hier raus! Er muss davon erfahren, und wenn auch er mich, wie ich hoffe, im Stich lässt, dann kann allein Gott in seiner Glorie mich noch beschützen.“

„Bei Gott, beruhigt Euch, Señora“, antwortete das Mädchen bestürzt, „wie wollt Ihr bei so vielen Gittern und Mauern hier herauskommen?“

„Nein, ich nicht“, entgegnete Doña Beatriz, „sie würden mich suchen und fassen, aber du, du kannst doch hinaus und ihm ausrichten, in welcher Lage ich mich befinde. Lass dir irgendetwas einfallen ... und sei es auch eine Lüge; du siehst ja, wie die Menschen der Gerechtigkeit und der Wahrheit spotten. Was ist?“, fügte sie mit größter Ungeduld hinzu, als sie merkte, dass Martina schwieg, „wo bleibt dein Witz, wo dein kluger Geist? Du hast doch keinen Grund, den Verstand zu verlieren wie ich.“

Dabei lief sie wie wild im Zimmer umher und murmelte kaum verständliche Worte. Schließlich belebte sich das Gesicht der Dienerin, ihr war eine Idee gekommen, und sie sagte fröhlich:

„Ich hab's, Señora! Noch heute Abend werde ich das Kloster verlassen und alles in Ordnung bringen; aber bei Gott und der Jungfrau von der Eiche, beruhigt Euch, denn wenn Ihr Euch so der Verzweiflung überlasst, ist ohnehin alles zwecklos.“

„Aber was hast du denn vor?“, fragte ihre Herrin, über die plötzliche Wandlung nicht minder verwundert als über die Sicherheit des Mädchens.

„Jetzt um diese Zeit“, antwortete dieses, „zündet die Klosterpförtnerin

die Lampe im Kreuzgang an; ich nehme so lange ihren Platz an der Pforte ein, und alles Weitere sei mir überlassen; aber erschreckt Euch nicht, wenn Ihr mich schreien und toben hört.“

Mit diesen Worten verließ sie die Zelle, munter hüpfend wie ein Zicklein, nicht ohne ihrer Herrin zuvor noch die Hand gedrückt zu haben. Ihre Warnung war durchaus ernstgemeint, denn schon nach kurzer Zeit war im ganzen Kloster ein derart ohrenbetäubendes Geschrei und Gejammer zu hören, dass alle Nonnen beunruhigt herbeikamen, um nachzusehen, wer solchen Lärm machte. Es war niemand anderes als unsere Martina, die mit den Gebärden einer meisterhaften Schauspielerin lauthals schrie:

„Ach, mein lieber Vater! Ich Ärmste, die ich bald keinen Vater mehr haben werde! Wo ist die Mutter Äbtissin? Sie muss mir erlauben, meinen Vater noch einmal zu besuchen, bevor er stirbt.“

Die bedauernswerte Pfortnerin lief hinter ihr her, wie betäubt von dem Sturm, der aufgezogen war, kaum dass sie sich von ihrem Platz an der Pforte entfernt hatte.

„Aber Mädchen“, sagte sie schließlich, „wer ist denn der Überbringer dieser schlechten Nachricht gewesen? Als ich zurückkam, habe ich keinen gehört noch gesehen.“

„Na, wer soll es schon gewesen sein?“, antwortete sie mit äußerster Betrübnis. „Tirso natürlich, der Hirte meines Schwagers. Der Ärmste war schon ganz außer Atem. Er lief nach Carracedo, um zu sehen, ob der Pater Apotheker nicht ein Heilmittel hätte. Und ausgerechnet hier machte er Halt! Aber wo ist nur die Mutter Äbtissin?“

„Hier“, antwortete diese, die zum Ort des Aufruhrs herbeigeeilt war, „aber willst du jetzt noch fort, wo doch die Sonne gleich untergeht?“

„Ja, Señora, jetzt“, bestätigte sie mit anhaltendem Gram, „denn morgen ist es schon zu spät.“

„Und deine Herrin willst du in diesem Zustand allein lassen?“, entgegnete die Äbtissin.

Doña Beatriz, die auch herbeigekommen war, sprach mit niedergeschlagenen Augen und errötendem Gesicht die erste Lüge ihres ganzen Lebens aus:

„Lasst sie gehen, Frau Tante, Herrinnen kann ihr Gott viele geben, aber nur einen Vater.“

Da gab die Äbtissin ihrer Bitte statt; in Ansehung der späten Stunde bestand sie jedoch darauf, dass der Zinseinnehmer des Klosters sie begleitete. Martina hätte auf den lästigen Augenzeugen lieber verzichtet, aber ihr war klar, dass sie Verdacht erregen und den letzten Rettungsanker, der ihrer Herrin noch blieb, aufs Spiel setzen würde, wenn sie darauf beharrte, allein zu gehen. Also dankte sie der Prälatin, und während der Zinseinnehmer verständigt wurde, zog sie sich mit ihrer Herrin in deren

Zelle zurück, wie um ihre plötzliche Abreise vorzubereiten. Doña Beatriz schrieb mit eilender Feder folgende Zeilen nieder:

*Don Álvaro, in drei Tagen werde ich verheiratet, wenn
Ihr oder Gott es nicht verhindert. Tut, was Eurer Ehre und
der meinen gebührt, sonst wird dieser Tag für mich den
Tod bedeuten.*

Kaum hatte sie den Brief versiegelt, da teilte man ihnen mit, dass Martinas Geleitmann bereits wartete; da die Bediensteten des Klosters in angebauten Häusern neben dem Hauptgebäude lebten, waren sie stets erreichbar und zur Stelle. Doña Beatriz gab ihrer Dienerin ein paar Gold- und Silbermünzen in die Hand und trug ihr auf, möglichst bald zurückzukehren, denn ließ sie sich auch auf das Spiel ein, so war ihre edle Seele doch keineswegs imstande, mit Lust an irgendeiner Art von Betrug oder Täuschung mitzuwirken. Das Mädchen, das gewiss mehr List und schelmischen Witz besaß als Bedenken, verließ das Kloster mit derselben gespielten Eile und Trauer wie zuvor und hörte sich die guten Ratschläge und Trostworte des Zinseinnehmers an, als hätte sie sie wirklich nötig. Der unweit des Klosters gelegene Ort, zu dem sie sich begaben, war Valtuille, wo Martinas Familie lebte. Als sie die ersten Häuser erreichten, wurde es schon dunkel. Da wandte sich Martina an den Zinseinnehmer, gab ihm eine Silbermünze und verabschiedete ihn unter dem Vorwand, dass sie ihn jetzt nicht mehr brauche und er besser zurückgehen solle, um die guten Klosterfrauen zu beruhigen. Als er das kostbare Geschenk sah, pflichtete er ihr sofort bei, wiederholte einige seiner klügsten Ratschläge und kehrte schnellstens nach Villabuena zurück. Auf dem Weg fiel ihm ein, dass ihn die Nonnen nach dem Zustand des vermeintlich Kranken fragen würden, und beinahe wäre er noch einmal umgekehrt, um sich zu erkundigen, wodurch das ganze Lügengebäude in sich zusammengebrochen und der Betrug aufgefliegen wäre; aber dann dachte er sich glücklicherweise, dass er sich mit zwei, drei Worten, einer bedeutungsvollen Miene und einem ebensolchen Kopfschütteln geschickt aus der Affäre ziehen und sich außerdem noch Zeit und Mühe sparen würde, und so hielt er an seinem klugen ersten Entschluss fest.

Martina ihrerseits schlich vorsichtig an den Gärten des Ortes vorbei, sprang über einen Zaun auf das Grundstück ihres Schwagers und betrat das Haus, als man sie dort am wenigsten erwartete. Wie sich unsere Leser vorstellen können, wurde das fröhliche und gütige Mädchen von ihren Verwandten mit aller Herzlichkeit empfangen. Nach den ersten Begrüßungsworten und Umarmungen fragte Martina ihren Schwager, ob die Schimmelstute im Stall sei.

„Sie ist im Stall“, antwortete Bruno, wie der Bauer hieß. „Da das Weidejahr gerade vorbei ist, sieht sie zwar aus wie ein Fass. Aber bis zur

Tränke in Carracedo schafft sie es noch.“

„Das ist nicht sehr weit“, entgegnete Martina, „heute Nacht muss sie uns beide nach Bembibre bringen.“

„Nach Bembibre?“, staunte der Bauer. „Du bist doch verrückt geworden, Mädchen!“

„Nein, ganz und gar nicht“, antwortete sie und erzählte ihnen anschließend, da sie der Verschwiegenheit ihrer Verwandten sicher sein konnte, was sich im Laufe des Tages zugetragen hatte. Die Eheleute hörten zu und nahmen großen Anteil, denn da sie Erbpächter des Hauses von Arganza waren und sich zudem eine ihnen so nahestehende Person in seinem Dienst befand, war es in gewisser Weise, als gehörten sie zur Familie. Es fehlte, während sie berichtete, nicht an Einwüfen wie „Die arme Señora!“, „Verfluchte Eitelkeit!“, „Wie können sie nur einen Mann wie Don Álvaro verschmähen?“, „Ein Schelm von einem Grafen!“ und dergleichen mehr, mit denen diese einfachen Leute, die ihre Gefühle nicht so in der Gewalt hatten, ihrer Zuneigung zu Doña Beatriz und dem Herrn von Bembibre Ausdruck verliehen, die sie mit so vielen teilten. Am Ende wurde Martinas Schwester nachdenklich und sagte zu ihrem Gatten missmutig dreinblickend:

„Dir ist klar, dass uns eine solche Heldentat die Wiesen und Felder kosten kann, die wir in Pacht haben, und obendrein das Wohlwollen eines hohen Herrn?“

„Frau“, entgegnete der unerschrockene Bruno, „was redest du da von Wiesen und Feldern? Ist Doña Beatriz etwa eine Fremde oder sonst wer? Außerdem gibt es noch andere Güter als die des Herrn von Arganza. Es geht darum, das Richtige zu tun; da muss man doch nicht lange nachdenken. Also, Mädchen“, fügte er hinzu und kniff Martina in die Wange, „ich gehe die Schimmelstute satteln, und du wirst staunen, wie schnell wir beide in Bembibre sind.“

„Du wirst es nicht bereuen“, antwortete das findige Mädchen und schüttelte das Beutelchen, das ihre Herrin ihr mitgegeben hatte. „Undankbar ist Doña Beatriz nämlich nicht. Hier sind mehr Goldmünzen drin, als du das Jahr über mit dem Pflug verdienen kannst.“

„Nun, vorerst“, antwortete der Bauer, „wird deine Herrin verzeihen müssen, denn zuweilen müssen auch die Armen etwas Gutes ohne Gewinnsucht tun dürfen, nur aus Freude an der Sache. Wenn sie bei dem ersten Sohn, den Gott uns schenkt, Pate steht, bin ich zufrieden und mehr als bezahlt.“

Dann begab er sich, ein Lied aus der Gegend pfeifend, in den Stall, wo er die Stute sorgfältig sattelte, während seine Frau, von der Entschlossenheit ihres Gatten angesteckt, mit einer gewissen Eitelkeit zu ihrer Schwester sagte:

„Was für ein Mann, dieser Bruno! Um etwas Gutes zu tun, würde er sogar auf den Gipfel des Monte Aquiana steigen.“

Da kam er auch schon mit der hergerichteten Stute zurück, führte sie durch die Hintertür des Gartens hinaus, um nicht so viel Lärm zu machen, stieg auf und setzte Martina vor sich auf den Sattel. Seiner Frau versprach er, vor Tagesanbruch zurück zu sein, dann galoppierten sie los. Es war ein tüchtiges Tier, und so erreichten sie bald die fruchtbaren Ländereien von Bembibre, getaucht in das melancholische Licht des Mondes, das auf dem Wasser des Boeza und der vielen Bäche schimmerte, die wie unzählige Lebensadern Fruchtbarkeit und Freude in die Ebene tragen. Da es schon tief in der Nacht war und sie die schlafenden Dorfbewohner nicht wecken wollten, ritten sie auf einem Umweg zur Burg, die auf einer kleinen Anhöhe lag und deren verfallene Mauern inmitten der heiteren Landschaft, über die sie wachen, noch heute einen malerischen Anblick bieten. Zu so später Stunde schien dort alles tot und still zu sein; aber die Schritte der Wache bei der Zugbrücke, ein Licht, das ein Zimmer des Mittelturmes erhellte, und ein Schatten, der von Zeit zu Zeit auf die farbigen Fenster fiel, ließen erkennen, dass noch nicht alle dem Schlaf in die Arme gesunken waren. Dieses Licht kam aus dem Gemach Don Álvaro, und es war sein Schatten. Der arme Ritter konnte seit Tagen kaum schlafen, es sei denn, er hatte sich bei der Jagd völlig verausgabt.

Unsere Abenteurer kamen an den Graben, riefen die Wache an und sagten, sie hätten eine wichtige Botschaft für den Burgherrn. Als der Hauptmann der Wache sah, dass es nur ein Mann und eine Frau waren, befahl er, die Brücke herunterzulassen und den Besuch bei Don Álvaro anzumelden. Millán, der seinem Herrn als Page am nächsten stand, eilte sofort herbei und empfing die Gäste, die er nicht erkannte, bis ihn Martina in den Arm kniff und zu ihm sagte:

„Hallo, Herr Strolch! Wie man sieht, denken Euer Gnaden wenig an die armen Eingeschlossenen, und wer stirbt, wird begraben!“

„Begraben habe ich meine Seele in den Äugelein Eures Gesichts, meine Königin“, antwortete er in einem Ton zwischen Scherz und echter Leidenschaft, „aber was zum Teufel treibt dich um diese Uhrzeit hierher?“

„Los jetzt, Herr Spaßvogel!“, antwortete sie. „Weist uns den Weg und lasst Euren Herrn mit Eurer Neugier in Ruhe.“

Don Álvaro war nicht minder erstaunt als sein Schildknappe, und sein treues Herz überschlug sich in böser Ahnung. Gerade tags zuvor hatte er Neuigkeiten über den Krieg erhalten, der in Kastilien drohte und aus dem er sich kaum würde heraushalten können; und der Gedanke an seine Abwesenheit vermehrte seine Ängste noch. Martina reichte ihm schweigend den Brief ihrer Herrin, den er leichenblass las. Aber wie wir nun schon vielfach bemerkt haben, gehörte Don Álvaro nicht zu denen, die sich, wenn

es darauf ankommt zu handeln, vom Unglück überwältigen lassen. So fasste er sich wieder und fragte Martina, ob sie eine Möglichkeit wisse, in das Kloster einzudringen.

„Ja, Señor“, antwortete sie, „da ich mir öfter schon gedacht habe, dass wir bei einem so sturen Herrn wie dem meinen eines Tages unseren eigenen Willen würden durchsetzen müssen, habe ich alle Ecken und Winkel erkundet und dabei bemerkt, dass die Gitterstäbe, durch die das Wasser in den Garten fließt, stark von Rost zerfressen sind und ohne große Mühe durchbrochen werden können.“

„Na schön, aber wenn deine Herrin unterdessen im Kloster eingesperrt bleibt, bringt uns das auch nicht weiter.“

„Aber doch, Señor“, entgegnete das schlaue Bauernmädchen, „da meine Herrin gern spät abends im Garten spazieren geht, hole ich oft den Schlüssel von der Gärtnerin und bringe ihn auch wieder zurück. Ich soll ihn dann immer an einen Nagel hängen, aber ich kann stattdessen leicht einen anderen dalassen und jenen behalten, damit wir in den Garten gehen können, wann es uns gefällt.“

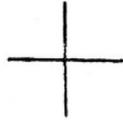
„In dem Fall“, antwortete Don Álvaro, „richte deiner Herrin aus, sie soll morgen um Mitternacht an dem Wassergitter auf mich warten. Es ist Zeit, dieser Hölle zu entfliehen, in der wir leben.“

„Gott möge es fügen“, sagte das Mädchen in einem so aufrichtigen Ton, dass man ihr anmerkte, welch großen Anteil sie an dem Kummer ihrer Herrin nahm und wie überdrüssig auch sie der Langeweile des Klosterlebens war.

Sie verabschiedete sich gleich darauf, weil keine Zeit zu verlieren war, wenn sie bei Tagesanbruch in Villabuena sein wollte, wie es ihr Plan war und wie es die Dringlichkeit der Botschaft erforderte, die sie von Don Álvaro überbringen sollte. So stieg sie mit dem rechtschaffenen Bruno wieder auf die Schimmelstute, wobei ihr diesmal Millán aufhalf, und sie galoppierten zurück über die menschenleeren Felder, bis sie bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die frischen Ufer des Cúa erreichten. Gerade wurde zum Morgengebet geläutet; sie traf also genau zur rechten Zeit ein. Die Nonnen umringten sie sogleich und fragten sie mit der ihnen eigenen Neugier, was denn geschehen sei.

„Ich arme Sünderin, was soll schon geschehen sein?“, antwortete sie zornig. „Wieder so eine von Tirsos Dummheiten! Er sah meinen Vater niedersinken, es war eine Schwäche, die ihn von Zeit zu Zeit befällt, und da ist er einfach hergekommen und hat uns alle verrückt gemacht. Selbst nach Carracedo ist er gelaufen, ohne dass es ihm jemand aufgetragen hätte. Also nein, wenn sie beim nächsten Mal keinen besseren Boten schicken, rühre ich mich bestimmt nicht vom Fleck, und sollte auch die ganze Welt im Sterben sein.“

Mit diesen Worten begab sie sich in die Zelle ihrer Herrin und überließ die Nonnen ihren Gedanken über die Ungeschicklichkeit des Hirten und den vielen Lärm um nichts. Martinas Geschichte, so glaubwürdig sie auch sein mochte, war doch nicht so gut durchdacht, dass man ihre Lügen nicht irgendwann aufdecken würde; aber sie rechnete damit, dass sie und ihre Herrin dann schon in Sicherheit wären.





Kapitel X

Kurz nach Martina verließ auch Don Álvaro seine Burg und schlug den Weg nach Ponferrada ein. Er ritt den Monte Arenas hinauf, bog links ab, überquerte den Boeza, und statt die Ballei zu betreten, hielt er auf Cornatel zu. Im reinen Licht der Morgenröte zog er an den Ufern des Sil entlang, der sich da schon mit dem Boeza verbunden hatte, und kam durch Dörfer und Täler, deren Anblick der Reisende nicht müde wird und die zu so früher Stunde vom Gesang unzähliger Vögel erfüllt waren. Bald durchquerte er ein Kastanien- und Nussbaumwäldchen, bald ein Flachsfeld, dessen bläuliche Blüten an die Wasseroberfläche einer Lagune erinnerten, bald taufrische Wiesen von herrlichem Grün, und dann und wann stieß er auf ein Wegstück, das mit einer rustikalen Weinlaube überdacht war. Linkerhand stiegen teils sanft, teils steil die Berge an, die mit ihren rebenbedeckten Hängen den Gebirgszug des Monte Aquiana bilden, und zur Rechten erstreckten sich bis zum Fluss Obstgärten und dichte Baumalleen. Schwärme von Ringeltauben kreuzten flink und heiter durch die Lüfte; prächtige Goldamseln und Eichelhäher flatterten in den Bäumen herum, und bunte Stieglitze und freche Spatzen wiegten sich auf den Zweigen der Brombeersträucher. Viehlocken ertönten, und ein junger Hirte spielte auf einer Rindenflöte eine milde und liebliche Weise.

Wäre Don Álvaros Seele frei von den Ängsten und Kümernissen gewesen, die seit einiger Zeit sein Leben verbitterten, hätte er diese Landschaft zweifellos bewundert, die seine Sinne an glücklicheren Tagen so oft in süße Verzückerung versetzt hatte; jetzt aber war es sein einziges Begehren, so schnell wie möglich nach Cornatel zu gelangen und mit dem Komtur Saldaña, dem Burgvogt, zu sprechen.

Als er schließlich links abbog und in eine tiefe, zerklüftete Schlucht kam, durch die ein Bächlein floss, erblickte er auf dem Kamm des Gebirges die massige Burg, die schon von den ersten Sonnenstrahlen beschienen wurde, während die umliegenden Abgründe noch dunkel und dunstverhüllt waren. Eine Wache ging auf den Mauerzinnen umher, und ihre Waffen blitzten bei jedem Schritt lebhaft auf. Man kann sich nur schwer eine plötzlichere Veränderung vorstellen als die, die der Reisende gewahrt, wenn er diesen tiefen Schlund betritt: Die Natur ist rau und wild hier, und selbst die Burg, deren Mauern sich gegen den Himmel abzeichnen, wirkt zwischen den riesigen Felsen, die sie umgeben, und neben den Bergen, die sie überragen, wie ein schmaler Turm. Obwohl der Burggraben zugeschüttet und die Innenräume unter der Last der Jahre eingestürzt sind, steht ihr Mauerwerk noch heute und bietet von Ferne betrachtet denselben Anblick wie damals.

Don Álvaro überquerte den Bach und ritt den Weg hinauf, der sich in

Serpentinen über den steilen Hang zog und nach zahlreichen Windungen an den Außenwerken der Burg endete. Wünsche und ungewisse Hoffnungen wühlten seine Seele auf, aber er war gewillt, die vielfachen Angebote des Komturs Saldaña aufzugreifen und auf die Probe zu stellen, jetzt, wo mehr auf dem Spiel stand als sein eigenes Leben. Entschlossen, seinen Plan und dessen Folgen vor den Augen der Welt zu verbergen, und in der Gewissheit, dass die Mäßigung und Strenge seines Onkels diesem nicht erlauben würden, ihm zu Hilfe zu kommen, ruhten seine Hoffnungen allein auf dem Vogt von Cornatel. Seine eigene Burg in Bembibre bot nicht die notwendige Heimlichkeit für das, was er zu unternehmen gedachte, auch auf die Gefahr hin, in dieser friedlichen Gegend den Krieg zu entzünden, und zum anderen war kein Schleier so dicht wie das schreckliche und tiefe Geheimnis, das die Dinge des Ordens umgab.

Der Komtur, der wie gewöhnlich schon seit Tagesanbruch auf den Beinen war und nun einen Ritter den Hang hinaufreiten sah, den er bald für Don Álvaro erkannte, trat heraus und empfing mit beinahe väterlicher Zuneigung den erlauchten Gast, der unter den Templern als die stärkste Stütze des Ordens in dieser Gegend galt. Don Gutierre de Saldaña war betagt, von mittelgroßer Statur und silbergrauem Haar und Bart, in seinen Bewegungen jedoch behände und kräftig wie ein Jüngling. Sein Antlitz hätte nichts als Verehrung eingeflößt, wäre seine Seele nicht von einer Unrast und Sorge befallen, die dieses edle Römerhaupt der Ruhe und Gelassenheit beraubten, die so natürliche Zierden des Alters sind. Seine lebhaften Augen strahlten eine unglaubliche Kraft aus, und auf seiner hohen, breiten Stirn zeichneten sich wie in einem getreuen Spiegel Gedanken ab, ähnlich den Gewitterwolken, die die Berge umkrönen und die, peitscht der Wind sie nicht fort, sich über der erschrockenen Ebene entladen. Man hätte meinen können, dieser starke und tatkräftige Mann sei von Leidenschaften verzehrt, doch aus seiner geheimnisumwobenen Jugend war nur eine einzige übriggeblieben, die seine tiefe und unergründliche Seele beherrschte: die Liebe zu seinem Orden und der Wunsch, dessen Ehre und Wohlstand zu mehren; dazu waren ihm alle Mittel recht.

Fast sein ganzes Leben hatte er im Heiligen Land verbracht, in endlosen Schlachten gegen die Ungläubigen und in Feindschaft mit den Rittern des Johanniterordens und den Fürsten, die die Macht der Christen in Syrien erheblich geschwächt hatten, bis zum Fall der Stadt Akko, oder auch Ptolemais, des letzten Bollwerks des Kreuzes in jenen fernen Landen. Daraufhin war er nach Spanien, seiner Heimat, zurückgekehrt, seine stolze und unbeugsame Seele zutiefst verwundet, im Gedenken an das Heilige Land, das seine Brüder für immer verloren hatten, und mit der Last all der Verfehlungen, deren man die Ritterschaft des Tempelordens zu Recht beschuldigen konnte. In Anbetracht des halbherzigen Interesses, mit dem

Europa auf die Eroberungen in Outremer blickte, schien ihm, dass dieses Unternehmen allein den Templern vorbehalten war, und im Wahn seiner Verbitterung und seines Stolzes begann er sich auszumalen, wie ganz Europa in einer Monarchie unter der Herrschaft des Großmeisters geeint würde und die Menschen sich um das Baucent herum versammeln und sich unter dem Klang der Ordensstumpeten, wie von einem einzigen Willen beseelt, erneut auf die Suche nach dem Heiligen Grab machen würden. Das Beispiel der Deutschen Ordensritter befeuerte seine glühende Phantasie noch, und den Blick auf Jerusalem gerichtet, immerzu für die Vergrößerung seiner Bruderschaft tätig und allerorten um Bündnispartner und Unterstützer bemüht, hatten sich seine Freunde für ihn in geliebte Söhne verwandelt und seine Feinde in hassenswerte Kreaturen, als hätte die Hölle selbst sie ausgespien. Diese düstere und schreckliche Seele, die durch das Unglück bitter geworden war und der Entsagung und Demut, die reinen Quellen des Ordens, fremd waren, trieben vor allem Hochmut und Rachsucht an. Trotzdem war dieser Abgrund noch immer vom Glauben erhellt, wiewohl dessen Licht seine Finsternis nur noch deutlicher hervortreten ließ.

Dieser außergewöhnliche Mann liebte Don Álvaro leidenschaftlich, nicht nur wegen seines Bündnisses mit dem Orden, sondern auch wegen seiner Ritterlichkeit und seines hohen Verstandes. Ihm schien, ein Abglanz seiner eigenen Jugendtage sei in dieses Gesicht von so erhabener männlicher Schönheit gezeichnet. Man hatte ihn sogar mit kaum zurückgehaltener Rührung von der unglücklichen Leidenschaft des edlen Jünglings reden hören, was bei seiner strengen und düsteren Art ungewöhnlich war.

Die jüngsten Ereignisse in Frankreich hatten seinen eigentümlichen Plänen die Krone aufgesetzt, denn wenn die Fürsten den Fehdehandschuh einmal geworfen hatten, musste der mächtige Tempelorden in die große Schlacht ziehen, die, wie er meinte, zur völligen Unterwerfung Europas und anschließend zur Rückeroberung Jerusalems führen würde. So sehr Stolz und Fehltrug seinen Verstand auch in Finsternis gestürzt hatten, zuweilen drang doch auch ein Schimmer Wahrheit zu ihm durch, der zwar nicht ausreichte, um seine Irrtümer zu zerstreuen, seiner Seele aber Unruhe und Besorgnis einflößte. Dadurch war er noch finsterner und unleidlicher geworden, und die Ritter und Knappen mieden das Gespräch mit ihm, vielleicht aus Achtung vor seinen Gedanken, vielleicht aber auch aus weniger frommen Gründen.

Er wandelte also allein in einem der westlichen Mauertürme umher, als er mit seinen Adleraugen, die sich in den Weiten der syrischen Wüste daran gewöhnt hatten, Gegenstände aus großer Entfernung wahrzunehmen, unseren Ritter erspähte, der mit seinem Pagen schnellen Schrittes den abschüssigen Weg heraufkam, der damals wie heute zur Burg führte. Er ging

ihm bis zum Tor entgegen und begrüßte ihn nicht nur mit standesgemäßer Höflichkeit, sondern auch mit der aufrichtigen Herzlichkeit, die er für den stattlichen Jüngling empfand.

„Woher des Weges zu so früher Stunde?“, fragte er und nahm ihn fest in die Arme.

„Von meiner Burg in Bembibre“, antwortete der Ritter.

„Aus Bembibre!“, wiederholte der Komtur wie verwundert. „Das heißt, Ihr seid die Nacht über geritten und müsst in großer Eile sein.“

Don Álvaro nickte; der Alte musterte ihn aufmerksam und sagte dann:

„Beim Heiligen Grab, Ihr macht ein Gesicht wie wir Tempelritter, als wir uns nach Europa einschiffen! Was ist Euch widerfahren, seit wir Euch vor einem Monat das letzte Mal gesehen haben?“

„Das vermag selbst ich Euch nicht recht zu sagen“, antwortete Don Álvaro, „vor allem nicht hier“, fügte er hinzu und sah sich nach allen Seiten um.

„Gewiss, Ihr habt ja Recht“, stimmte Saldaña zu, nahm ihn beim Arm und stieg mit ihm denselben Turm hinauf, in dem er sich zuvor aufgehalten hatte.

„Also, was ist los?“, fragte er erneut.

Der junge Mann holte zur Antwort nur Doña Beatriz' Brief aus seiner Brusttasche hervor und reichte ihn dem Komtur. Da er kurz war, überflog er ihn mit einem einzigen Blick und sagte dann mit grimmig zusammengezogenen Augenbrauen, aber leiser Stimme:

„Schurken! Möge der Zorn Gottes über euch kommen! So wollt ihr uns also in die Enge treiben und denen das Herz brechen, die mehr wert sind als ihr? Und was habt Ihr vor?“, wandte er sich wieder an Don Álvaro.

„Ich erwäge, sie aus dem Kloster zu entführen, und müsst ich mich auch durch alle Lanzen Kastiliens schlagen; doch sie auf meine Burg zu bringen, birgt viele Gefahren für sie, und so bin ich gekommen, Euch um Hilfe und Rat zu ersuchen.“

„Daran soll es nicht fehlen. Ihr habt klug gehandelt, denn würdet Ihr sie auf Eure Burg bringen, müsstet Ihr bereitwillig die Tore öffnen, wenn jemand sie suchen käme, oder es bräche auf der Stelle der Krieg aus, was Eurem Onkel großen Kummer bereiten würde und einstweilen niemandem zum Vorteil gereichen dürfte.“

„Wenn ich sie hier in der Nähe verstecken könnte“, antwortete Don Álvaro, „bis sich der erste Aufruhr gelegt hat, würde ich sie anschließend in ein Kloster in Puebla de Sanabria bringen, wo eine Verwandte von mir Äbtissin ist.“

„Nun, in dem Fall“, entgegnete Saldaña, „bringt sie nach Cornatel, denn hier wird man sie bestimmt nicht finden. Unten am Bach, von Gestrüpp verdeckt, befindet sich neben einem Steinkreuz die Öffnung eines

unterirdischen Geheimganges, durch den Ihr sie hereinbringen könnt. Meine Gemächer sind allein mir vorbehalten, und so wird sie hier niemand sehen. Aber dem Brief zufolge müsst Ihr Euch spüten, denn die Ehe soll schon übermorgen vollzogen sein.“

„In der Tat“, bestätigte Don Álvaro, „daher gedenke ich, das Unternehmen schon heute Nacht zu einem guten Ende zu führen.“ Daraufhin erzählte er von Martinas Besuch und dem vereinbarten Plan, den der Komtur ganz vortrefflich fand.

Dann schwiegen beide wie versunken in die großartige Aussicht, die sich ihnen von der kleinen Burg aus bot, die wie ein Adlerhorst die Ebene beherrschte. Nach Osten und Norden hin fielen die schrecklichen Abgründe ab, durch die sich das Bächlein zog, das Don Álvaro soeben überquert hatte und dessen fernes, dumpfes Rauschen wie ein anhaltendes Seufzen klang. Zwischen Norden und Westen war ein Stück des nahen Sil zu sehen, dessen Ufer von Bäumen und Wiesen gesäumt waren; dahinter erstreckte sich die weite Ebene des Bierzo, auf der sich damals Wälder und Weiden abwechselten, bis zu den Bergen, die dieses schöne und fruchtbare Amphitheater bilden. Der von endlosen Baumreihen und Buschwerk verdeckte Cúa schlängelte sich links am Fuße der Bergkette entlang, küsste die Hänge des antiken Bergidum und bewässerte das Kloster von Carracedo. Und nach Westen hin schließlich lag der klare, blaue See von Carucedo, damals noch wesentlich größer als heute, der den Dörfern und sanft ansteigenden Höhen, die ihn umsäumen, als Spiegel zu dienen schien. Ganz nah am Ufer gediehen dicke Eichen, deren Zweige wie bei Weidenbäumen herabhingen und die es auch heute noch gibt, hohe, biegsame Pappeln, die sich beim kleinsten Windstoß bewegten, und stämmige Kastanien mit runden Kronen. Hin und wieder zog ein Schwarm Wildenten oder Teichhühner weite Kreise über dem See und fiel dann ins Uferröhricht hinab oder flog davon und verschwand hinter den rötlichen Felsspitzen von Las Médulas.

Saldañas Augen ruhten auf dem See, während Don Álvaro die Ufer des Cúa vergeblich nach dem Kloster von Villabuena absuchte, das von einem Bergvorsprung verdeckt war.

„Glückliche Gestade des Toten Meeres!“, seufzte schließlich der alte Komtur. „Wie viel angenehmer und gesegnet war für mich ihr Sand als die Kühle und Üppigkeit dieser Ufer!“

Dieser plötzliche Ausruf, der die Ursache seines langen Grübelns erkennen ließ, riss Don Álvaro aus seinen Gedanken.

Da trat er näher an den Tempelritter heran und fragte:

„Glaubt Ihr nicht, dass die Pferde der Tempelritter dereinst wieder von den Wassern des Kidron trinken werden?“

„Selbstverständlich glaube ich das“, posaunte der Ritter. „Was, wenn

nicht diese Zuversicht, hält das Feuer meiner Jugend unter dem Schnee dieses weißen Haars am Brennen? Warum trage ich noch immer dieses Schwert bei mir, wenn nicht in der Hoffnung, es im Jordan vom Rost der Schande und der Niederlage reinzuwaschen?“

„Ich gebe zu“, antwortete Don Álvaro, „dass ich angesichts des Sturms, der sich gegen Euren Orden zusammenzubrauen scheint, manchmal an Eurem künftigen Ruhm und sogar an Eurem Fortbestand gezweifelt habe.“

„Ja“, entgegnete der Tempelritter bitter, „das ist der Lohn, den Philipp in Frankreich denen zahlt, die ihn aus den Klauen eines aufgehetzten Pöbels gerettet haben. Denselben Lohn hält gewiss auch König Don Jakob II. für uns bereit, weil wir in unserem Nest den Adler aufgezogen haben, der sich nach ruhmvollem Flug in den Moscheen von Valencia und den Bergen von Mallorca niederließ. Und so dankt vielleicht auch Don Ferdinand IV. den einzigen Rittern unter den hungrigen Wölfen Kastiliens, die seine schlecht behütete Herde nicht angefallen haben. Wir aber werden aus dem Schatten der Verleumdung hervortreten wie die Sonne aus der Finsternis der Nacht; wir werden die Stolzen niederwerfen und die Demutsvollen erhöhen; wir werden die Welt am Fuße des Kalvarienberges vereinen, und dort wird für sie eine neue Ära beginnen.“

„Kennt Ihr die Überlegungen meines Onkels?“

„Euer Onkel ist ein reiner, unbefleckter Stern am Himmel unseres Ordens“, antwortete der Komtur, „und vielleicht hat er Recht; aber Euer Onkel vergisst“, fügte er mit stolzer Begeisterung hinzu, „dass die erste Himmelsgabe der Mut ist, der noch immer in den Herzen der Tempelritter wohnt, ebenso wie in seinem heiligen Tabernakel. Vielleicht stimmt es, dass der Hochmut uns verdorben hat, aber wer hat denn mehr Blut für die Sache Gottes vergossen? Wo waren für uns die liebevolle Wärme des häuslichen Herdes, der edle Eifer der Wissenschaft und die Ruhe des Klosters? Was blieb uns denn außer Macht und Ruhm? Was immer unsere Schuld sein mag, mit unserem Blut und unseren Tränen werden wir uns in den Ruinen des Palastes Davids von ihr reinwaschen. Wer aber sind diese widerlichen Würmer, die das Grab Christi den Hunden Mohammeds überlassen haben, um jetzt uns verurteilen, wo doch alle Macht des Himmels und der Hölle kaum vermochte, uns von jenen Ufern zu vertreiben?“

Er schwieg eine Weile; dann nahm er seinen Gast bei der Hand und sagte mit beinahe gerührter Stimme:

„Don Álvaro, Eure Seele ist edel, und es gibt nichts, was sie nicht verstünde, aber Ihr wisst nicht, was es bedeutet, Herr über jenes wunderbare Land gewesen zu sein und es verloren zu haben. Ihr könnt Euch die Braut Jerusalem in ihrem Ruhm und ihrer Herrlichkeit nicht vorstellen. Und jetzt“, fuhr er mit tränennassen Augen fort, „jetzt sitzt sie in der Einsamkeit da und weint jede einzelne Nacht, und Träne um Träne läuft ihr über die Wangen.“

Die Laute der Troubadoure ist verstummt wie die Harfen der Propheten, und beide hängen an den Trauerweiden Babels und seufzen im Wind. Aber wir werden aus der Verbannung zurückkehren“, setzte er in fast triumphierendem Ton hinzu, „und die Mauern der Stadt neu errichten, das Schwert in der einen Hand, die Mörtelkelle in der anderen, und unter dem Kreuz, an dem der Menschensohn starb, werden wir den Lobgesang Moses anstimmen.“

Sein von den Jahren gefurchtes Gesicht glühte, und mit seiner erhabenen Gestalt, belebt durch das Feuer wahrer Leidenschaft, gehüllt in das schöne weiße Ordensgewand, das so gut zu seinem Alter passte, und geneigt über die Abgründe von Cornatel, die an Tiefe und Dunkelheit dem Tal des Todes gleichkamen, sah er aus wie der Prophet Ezechiel, der die Toten aus ihren Gräbern zum Jüngsten Gericht ruft. Don Álvaro, der sich so leicht von großzügigen Gefühlen einnehmen ließ, drückte dem Alten kräftig die Hand und sagte bewegt:

„Glücklich, wer an dem heiligen Werk teilhaben darf. An meinem Arm soll es Euch nicht fehlen.“

„Ihr könnt viel tun“, antwortete Saldaña. „Möge Gott unsere edlen Absichten krönen!“

Dann gingen sie in die Privatgemächer des Komturs hinunter. Es waren ein paar kärgliche Zimmer, und in einem von ihnen befand sich eine Leiter, die in den Geheimgang führte. Saldaña reichte Don Álvaro den Schlüssel zur Außentür und zeigte ihm die unterirdischen Wege und Galerien. Zurück in der Burg, nahmen sie ein bescheidenes Mahl zu sich, und bei Sonnenuntergang brach Don Álvaro wieder auf. Saldaña hatte ihm ein paar tüchtige Lanzenreiter als Geleitschutz mitgeben wollen, aber der junge Mann war so klug abzulehnen und erklärte ihm, der Schlag müsse mit List und nicht mit Gewalt geführt werden; alles, was Aufmerksamkeit erregen könnte, stelle eine Gefahr für seinen Erfolg dar. So ritt er denn allein mit seinem Schildknappen am Sil entlang, den er mit der Fähre von Villadepalos überquerte. Dann betrat er das Weideland, das damals die größte Fläche des Bierzo einnahm, machte einen weiten Umweg um Carracedo und gelangte in tiefer Nacht nach Villabuena.





Kapitel XI

Es ist nun an der Zeit, dass wir zu Doña Beatriz zurückkehren, die sich von allen in der schrecklichsten Lage befand. Die nervöse Unruhe und das Fieber, die die fürchterliche Szene mit ihrem Vater bei ihr verursacht hatte, und die kurze Frist, die ihr gesetzt war, hatten ihr die Kraft verliehen, alles zu unternehmen, um den Gefahren zu entfliehen, die ihr drohten; doch als Martina gegangen war, um ihre Botschaft zu überbringen, und ihre heftige Erregung allmählich einer Art Niedergeschlagenheit wich, begann sie ihr Verhalten zu überdenken; sie zitterte vor dem, was geschehen würde, wie sie vor dem gezittert hatte, was geschehen war, und fand tausend Zweifel und Bedenken, wo ihre Leidenschaft zuvor nur Entschlossenheit und ebene Wege gesehen hatte. An dem Tag ihrer Verbannung war sie nicht verlegen gewesen, um das Gespräch in der Kirche zu bitten, weil dieser Schritt nur dazu bestimmt war, ihren Geliebten in die Grenzen seiner Pflicht zu weisen und zu Ehrfurcht vor ihrem Vater anzuhalten. Der Frieden des Landes und ihr eigenes Ansehen hatten sie dazu bewogen; jetzt aber würde sie durch ihr Handeln vielleicht den Krieg entfachen, sich ganz der Obhut ihres Geliebten anvertrauen und sich ohne das Wohlwollen ihres Vaters, ohne den Segen ihrer Mutter in eine ungewisse Zukunft stürzen. Dies war ihr erster Akt der Auflehnung, dies der erste Schritt weg von dem ausgetretenen und bislang leichten Pfad der Pflichten, und wie jede edelmütige Seele stets zu Opfern geneigt, machte sie sich selbst unablässig den Vorwurf, nur an das eigene Glück zu denken und nicht an die Einsamkeit und den Kummer, die die letzten Tage ihrer greisen Eltern vergiften würden. Insbesondere malte sie sich immer wieder aus, wie ihre bedauernswerte, kranke Mutter unter der Last ihrer Schuld zugrunde gehen und der Tochter die Arme entgegenstrecken würde, die nicht da wäre, um ihr die Augen zu schließen und ihren letzten Seufzer zu vernehmen.

Wären dies ihre einzigen Gedanken gewesen, hätten sie gewiss all ihre Pläne zunichte gemacht; der lebhaftige Widerwille aber, den die Heftigkeit ihres Vaters in ihr erregte, und die Kaltherzigkeit des Grafen, der seine niederträchtigen Absichten selbst unter dem Schleier der Höflichkeit nicht hatte verbergen können, gaben ihr die Geistesgegenwart zurück, deren es in einer so heiklen Lage bedurfte. Und als ihr dann immer wieder der edle Don Álvaro im Geiste erschien, der von ihr voller Gram Rechenschaft über ihre Eide forderte und sie mit hämischem Lachen fragte, was mit seiner Liebe sei, der tiefen Leidenschaft, der aufrichtigen Verehrung, mit der er ihr stets seine Achtung bezeigt hatte, wichen ihre vorherigen Gefühle sogleich denen, die leichter und zwangloser einen Platz in ihrem Herzen gefunden hatten. So stritten Zweifel und Ängste, Entschlossenheit und Reue um die

Vormacht über ihre bedrängte Seele.

Als Martina zurückkehrte, die ihren mühsamen Auftrag mit ebenso großer Eile wie Schläue ausgeführt hatte, erschrak Doña Beatriz mehr, als dass sie sich freute, weil es bedeutete, dass die schreckliche Krise ihrem Höhepunkt entgegenging. Vergnügt erzählte ihr das Mädchen in allen Einzelheiten von ihrem Botengang und schloss mit der Mitteilung, dass Don Álvaro noch in derselben Nacht, um zwölf, durch das Wassergitter in den Garten käme und sie beide mit ihren Geliebten fortgehen würden, wohin Gott sie auch immer führen mochte, denn, wie der Herr von Bembibre gesagt habe, diese Hölle sei zu groß für drei Menschen allein.

Doña Beatriz lief unruhig durch das Zimmer, wobei sie hin und wieder die Hände über der Brust kreuzte und die Augen zum Himmel erhob; dann wandte sie sich mit düsterer Miene an Martina:

„Törichte, wie konntest du ihm nur einen solchen Plan vorschlagen? Denkst du etwa, das sei ein Kinderspiel?“

„Ich gewiss nicht“, antwortete das Bauernmädchen schelmisch, „aber Euer Starrkopf von Vater und der andere Einfaltspinsel aus Galicien. Die halten es für ein Kinderspiel, Euch eine Leine um den Hals zu legen und von hier wegzuschleppen. Eine schöne Ehe wäre das! Die Frau sitzt weinend in der Ecke und der Mann spinnt seine Ränke und ist dann nur am Fluchen, weil sie ihm nicht gelingen wollen!“

Als Doña Beatriz diese ebenso anschauliche wie zutreffende Schilderung des ihr zgedachten Schicksals vernahm, warf sie einen Blick zum Himmel empor und rang die Hände. Da sagte Martina zwischen Rührung und Wut:

„Los jetzt, vorwärts, dazu wird es ja nicht kommen, so Gott will! Ihr seid schon ganz blass vor Kummer. Genau wie Don Álvaro, der sieht auch aus wie eine Leiche! Heute Nacht hat das ein Ende, und Ihr werdet sehen, wie wir uns aus dem Staub machen. Ein Pfund Wachs habe ich der Jungfrau von der Eiche versprochen, wenn wir hier heil rauskommen.“

Alles Zureden aus dem Rosenmund des Mädchens reichte nicht aus, um Doña Beatriz aus ihrer schmerzlichen Unruhe und Zerstreung zu reißen. Schließlich wurde es Nachmittag, und da sie sich immer noch nicht anschickte, ihre Zelle zu verlassen, machte ihre Dienerin ihr klar, dass sie ihre Pläne wohl kaum würden umsetzen können, wenn sie jetzt nicht in den Garten gingen.

Da erhob sich die Señora wie von einer Feder hochgeschwungen, und gleichsam um jeden lästigen Gedanken von sich abzuwerfen, eilte sie an den Ort ihrer gewohnten Spaziergänge.

Es war ein strahlend heller und milder Nachmittag, und der Windhauch, der müßig durch die Bäume strich, entlockte ihren Blättern kaum ein leises Säuseln. Die Sonne sank zwischen verschieden schattierten Wolken schon dem Westen zu und tauchte die nahen Hügel, die Baumkronen und den

strengen Klosterbau in ein sanftes Licht wechselnder Farbe. Die Tauben gurrten in den Kastanien, und das Rauschen des Cúa hatte etwas unbeschreiblich Träges und Schläfriges an sich, das die Seele zum Nachdenken geneigt machte. Es war schwer, beim Anblick dieser ruhigen und melancholischen Szene keine Rührung zu empfinden, und Doña Beatriz, die für solche Regungen überaus empfänglich war, gab sich ihnen mit der ganzen Sehnsucht ihres verwundeten Herzens hin.

Gewiss hatte sie nur wenige freudvolle Tage in diesem Asyl des Friedens verbracht; aber die Herzlichkeit, mit der sie aufgenommen worden war, und der Zauber, der von der heiligen Ruhe des Klosters ausging, übten am Ende doch eine natürliche Anziehungskraft auf sie aus. Wer weiß, was die Zukunft noch für sie bereithielt? ... Doña Beatriz setzte sich an den Stamm einer Pappel und betrachtete mit schmerzlichem Blick, wie zum Abschied, all die Zeugen und Gefährten ihres Kummers: die Blumen, die sie eigenhändig gepflegt hatte, die Vögel, denen sie so oft Futter hingestreut hatte, und die lieblich plätschernden Bäche. In ihre trüben Gedanken vertieft merkte sie nicht, dass die Sonne bereits untergegangen war und die Vögel aufgehört hatten zu singen. Endlich aber läutete die Klosterglocke zum Gebet. Ihr Klang, der in der Einsamkeit nachhallte und sich in den Schatten der Abenddämmerung verlor, ließ Doña Beatriz aufschrecken, als empfinde sie ein Zeichen des Himmels. Sie drehte sich zu ihrer Dienerin um und sagte:

„Hörst du, Martina? Das ist die Stimme Gottes, der mir ausrichtet: ‚Du sollst deinem Vater gehorchen.‘ Wie konnte ich nur auf den törichten Gedanken verfallen, Don Álvaro um Hilfe anzurufen?“

„Wisst Ihr, was ich höre?“, entgegnete das Mädchen verärgert. „Nichts anderes als eine Warnung, dass Ihr mehr Verstand und Entschlossenheit an den Tag legen und Euch in Eure Zelle zurückziehen sollt, um ein bisschen zu schlafen.“

„Ich sagte doch schon“, unterbrach sie Doña Beatriz, „ich werde nicht mit Don Álvaro fliehen.“

„Schon gut“, antwortete die Dienerin, „aber geht hin und sagt es ihm selbst. Ich kann Euch dabei nur viel Glück wünschen. Mir tut es nur leid, mich unterwegs so beeilt zu haben; jetzt tun mir nämlich alle Knochen weh, und mir ist, als hätte ich Fieber. So viel Mühe für nichts und wieder nichts! Gott stehe mir bei!“

Mit diesen Worten betraten sie das Kloster, und Martina begab sich in die Zelle der Gärtnerin, wo sie entgegen den Weisungen ihrer Herrin die Schlüssel austauschte.

Im späten Mai sind die Nächte kurz, und so dauerte es nicht lange, bis sie die Klosteruhr Mitternacht schlagen hörten. Die tüchtige Martina, die die dunklen Gänge zuvor schon in Augenschein genommen hatte, wandte sich nun an ihre Herrin und sagte:

„Vorwärts, Señora, ich bin sicher, dass er die Stäbe schon durchgefeilt oder abgebrochen hat und auf uns wartet wie die Gerechten auf die Ankunft des Messias.“

„Ich habe nicht die Kraft dazu, Martina“, entgegnete Doña Beatriz betrübt, „besser, du gehst allein und richtest ihm meinen Entschluss aus.“

„Ich, was?“, antwortete sie böse. „Das wäre ja ein schöner Botengang! Ich bin eine Frau und er ein vollendeter Ritter, aber man kann schon von Glück reden, wenn er mir nicht die Zunge rausreißt. Los jetzt, Señora“, setzte sie ungeduldig hinzu, „wie schlecht kennt Ihr den Löwen, mit dem Ihr spielt! Zögert Ihr, bringt er es fertig, in Eure Zelle zu kommen und sich über jeden Widerstand hinwegzusetzen. Wollt Ihr uns alle drei ins Verderben stürzen?“

Doña Beatriz, zwischen Angst und Liebe hin und her gerissen, stützte sich auf ihre Dienerin, und beide tasteten sich im Dunkeln zur Gartentür. Sie öffneten sie vorsichtig, schlossen sie hinter sich wieder und eilten zu der Stelle am Zaun, wo das Wasser für den Garten durchfloss. Da das Gitter, das noch aus der Zeit Don Bermudos des Gichtbrüchigen stammte, ganz vom Rost zerfressen war, war es für einen kräftigen Mann wie Don Álvaro nicht schwer gewesen, so viele Stäbe herauszubrechen, dass ein Mensch mühelos hindurchpasste, und so befand sich der Ritter schon im Inneren des Gartens, als sie eintrafen. Stumm nahm er Doña Beatriz' Hand, die sich eiskalt anfühlte, und sagte zu ihr:

„Alles ist vorbereitet, Señora, Ihr habt Euer Vertrauen nicht vergebens in mich gesetzt.“

Doña Beatriz antwortete nicht, und Don Álvaro fragte ungeduldig:

„Was ist? Wir haben keine Zeit zu verlieren!“

„Aber, Don Álvaro“, fragte sie, nur um Zeit zu schinden, „wo wollt Ihr mich denn hinbringen?“

Der Ritter erklärte ihr rasch, aber verständlich seinen klugen und wohl durchdachten Plan, worauf Doña Beatriz erneut in Schweigen verfiel. Da stürmten Angst und Sorge auf Don Álvaros Herz ein, und auch er hielt eine Weile inne, ohne ein Wort zu sagen, die Augen auf Doña Beatriz geheftet, die nicht aufzublicken wagte. Schließlich unterdrückte er seine Zweifel, so gut er konnte, und sagte mit leicht zitternder Stimme:

„Doña Beatriz, antwortet mir mit Eurer gewohnten Aufrichtigkeit. Habt Ihr Euren Entschluss geändert?“

„Ja, Don Álvaro“, bestätigte sie mit erloschener Stimme und gesenktem Blick, „ich kann nicht mit Euch fliehen, ohne meinen Vater zu entehren.“

Da ließ er ihre Hand los, als hätte sie sich plötzlich in eine Giftschlange verwandelt, richtete einen fast wilden Blick auf sie und sagte hart und mit Häme:

„Und was bedeutet dann Eure traurige und sonderbare Botschaft?“

„Ach!“, antwortete sie mit sanfter, wehmütiger Stimme. „So haltet Ihr mir meine Schwäche vor?“

„Verzeiht“, entgegnete er, „die Vorstellung, Euch zu verlieren, bringt mich um den Verstand, und der Schmerz lässt mich sogar meinen Edelmut vergessen. Aber sagt mir, ach, sagt mir“, fuhr er fort und warf sich ihr zu Füßen, „dass Eure Lippen unwahr gesprochen haben, als Ihr mich so von Euch weisen wolltet. Ihr kommt also nicht mit Eurem Gemahl, dem Gemahl Eures Herzens? Das kann doch nur ein flüchtiger Wahn sein.“

„Nein, es ist mein fester Entschluss.“

„Aber habt Ihr das auch wohl bedacht?“, fragte Don Álvaro. „Wisst Ihr nicht, dass sie morgen kommen werden, um Euch in die Kirche zu bringen und das verhängnisvolle Wort zu entreißen?“

Doña Beatriz rang die Hände, stieß ein dumpfes Stöhnen aus und sagte:

„Ich werde meinem Vater nicht gehorchen.“

„Euer Vater wird Euch verfluchen. Habt Ihr das gestern nicht aus seinem eigenen Mund vernommen?“

„Fürwahr“, rief sie entsetzt und rollte die Augen, „er hat es selbst gesagt! Ach!“, fügte sie niedergeschlagen hinzu, „Gottes Wille geschehe und der seine.“

Als Don Álvaro das hörte, erhob er sich vom Boden, wo er immer noch kniete, wie in eine glühende Eisenstange verwandelt, pflanzte sich mit wilder und düsterer Gebärde vor ihr auf und musterte sie von oben bis unten mit funkelndem Blick. Beide Frauen überkam die Furcht, und Martina konnte nicht umhin, ihrer Herrin zuzuflüstern:

„Was habt Ihr nur getan, Señora?“

Schließlich unternahm Don Álvaro eine jener Anstrengungen, die nur äußerst energischen und stolzen Naturen gegeben sind, und sagte mit einer ironischen, verächtlichen Kälte, die das Herz der Unglücklichen wie ein Schwert durchbohrte:

„In dem Fall kann ich Euch nur um Verzeihung bitten für die Umstände, die ich Euch mit meiner Aufdringlichkeit bereitet habe, und der erlauchten Gräfin von Lemus, deren Leben der Himmel mit Glück überhäufen möge, meine höfliche und ehrfurchtsvolle Huldigung entbieten.“

Und mit einer tiefen Verbeugung schickte er sich an, ihr den Rücken zu kehren, aber Doña Beatriz griff mit verzweifelter Heftigkeit nach seinem Arm und sagte mit heiserer Stimme:

„Oh, nein, nicht so, Don Álvaro! Erschlagt mich, wenn Ihr wollt. Wir sind allein hier, und niemand wird Euch meinen Tod anlasten. Aber behandelt mich nicht so; das ist tausendmal schlimmer als alle Qualen der Hölle.“

„Doña Beatriz, vertraut Ihr mir?“

„Hört, Don Álvaro, ich liebe Euch, ich liebe Euch mehr als meine Seele,

nie werde ich dem Grafen angehören ... aber hört mich an und werft mir nicht solche Blicke zu.“

„Vertraut Ihr mir? Möchtet Ihr meine Gemahlin werden, die Gemahlin eines Mannes, der auf der ganzen Welt keine andere Frau finden wird als Euch?“

„Ach!“, antwortete sie kummervoll und wie ohne Besinnung. „Ja, mit Euch, mit Euch bis an den Tod!“, und dann fiel sie Martina und dem Ritter ohnmächtig in die Arme.

„Und was tun wir jetzt?“, fragte dieser.

„Na, was wohl?“, antwortete die Dienerin. „Wir setzen sie vor Euch auf Euer Pferd und machen uns so schnell wie möglich aus dem Staub. Vorwärts, habt Ihr ihre letzten Worte nicht gehört? Mit der Zunge seid Ihr aber flinker als mit den Händen.“

Don Álvaro hielt es für das Klügste, Martinas Ratschläge zu befolgen, und mit ihrer und Milláns Hilfe hob er Doña Beatriz auf sein Pferd und galoppierte querfeldein davon, während Knappe und Dienerin es ihm gleichtaten. Der edle Almanzor, als wüsste er um den Wert seiner Last, schien seine Kräfte verdoppelt zu haben und ließ dann und wann ein freudiges Wiehern vernehmen. In wenigen Minuten erreichten sie wie ein Wirbelwind die Brücke über den Cúa und setzten ihren Weg auf dem gegenüberliegenden Ufer mit gleicher Eile fort.

Der kühle Nachtwind und der ungestüme Ritt ließen Doña Beatriz allmählich wieder zu sich kommen, die, umschlungen von dem zärtlichen und kräftigen Arm ihres Geliebten, in andere Gefilde entrückt schien. Ihr Haar, das sich bei der heftigen Bewegung gelöst hatte, umspielte Don Álvaros Kopf wie eine duftende Wolke und streifte ab und an sein Gesicht. Mit ihrem leichten weißen Kleid, das im Mondschein heller strahlte als Don Álvaros Rüstung und in den Dunstwolken wie eine himmlische Erscheinung zwischen den Bäumen auftauchte und wieder verschwand, glich sie einer Sylphide, die auf dem Hippogryph eines Zauberers ritt. In seinem Glück merkte Don Álvaro nicht, dass sie sich in der Nähe des Klosters von Carracedo befanden, als ihnen plötzlich ein schwarzweißer Schatten in den Weg trat und mit fürchterlicher, gebieterischer Stimme rief:

„Wohin des Weges, Jungfernräuber?“

Trotz seiner Tapferkeit blieb Almanzor stehen, und Doña Beatriz und ihre Dienerin warfen sich sofort zu Boden, erstere durch den schrecklichen Ruf wieder ganz bei Besinnung, letztere vor lauter Furcht der ihren beinahe beraubt. Don Álvaro schrie zornig auf, gab seinem Pferd die Sporen und stürzte sich mit gezogenem Schwert auf die geisterhafte Gestalt, in der er zu seiner großen Überraschung den Abt von Carracedo erkannte.

„Wie das?“, sagte dieser harsch. „Der Herr von Bembibre als nächtlicher Strauchdieb?“

„Pater“, unterbrach ihn Don Álvaro, „Ihr wisst, dass ich Euch und Euer heiliges Gewand achte, aber um der Liebe Gottes und des Friedens willen, lasst uns unseres Weges ziehen. Zwingt mich nicht, meine Seele mit dem Blut eines Priesters des Herrn zu beflecken.“

„Unbesonnener Bursche“, antwortete der Mönch, „der du das heilige Haus Gottes so wenig achtetest, wie konntest du glauben, ich würde deinen Frevel nicht vorhersehen und versuchen, dich daran zu hindern?“

„Ihr habt nicht wohl daran getan“, entgegnete Don Álvaro zähneknirschend. „Welches Recht habt Ihr über diese Dame oder über mich?“

„Doña Beatriz“, antwortete der Abt gelassen, „hielt sich in einem Haus auf, in dem ich die rechtmäßige Autorität ausübe und aus dem Ihr sie heimtückisch entführt habt. Was Euch angeht, so wird Euch dieser kahle Kopf mehr besagen als meine Worte.“

Don Álvaro stieg aus dem Sattel, steckte sein Schwert in die Scheide zurück und sagte, sich zur Ruhe zwingend:

„Wie Ihr seht, Pater, waren mir alle Wege der Versöhnung und der Eintracht versperrt. Niemand kann meine Absichten besser beurteilen als Ihr, denn ich habe Euch vor wenigen Tagen meine Seele offenbart wie in der Beichte; also beweist Großmut, schützt den Kummerleidenden, hilft dem Flüchtenden und bringt nicht zwei Seelen vom Pfad der Tugend und der Hoffnung ab, die in ihrer Heimat gewiss dasselbe Gefühl vereinte, bevor sie in das Land der Verbannung kamen.“

„Ihr habt eine vornehme Jungfrau mit Gewalt aus ihrem Zufluchtsort geraubt, eine abscheuliche Sünde in den Augen Gottes und der Menschen.“

Da trat Doña Beatriz vor und sagte mit ihrer sanften Stimme und ihrer hinreißenden bescheidenen Art:

„Nein, Pater, ich selbst habe ihn um seine Hilfe ersucht und mich ihm in die Arme geworfen, und hier bin ich nun!“

Dann erzählte sie ihm rasch und im Aufruhr der Leidenschaft von den Szenen im Sprechzimmer, ihrer Verzweiflung, ihren widerstreitenden Gefühlen, wobei sie sich derart in ihren Bericht hineinsteigerte, dass sie schließlich mit dem Ausdruck tiefster Trostlosigkeit nach dem Skapulier des Mönchs fasste und rief:

„Oh, Pater! Befreit mich von meinem Vater, befreit mich von diesem Unglücklichen, dem ich seine Ruhe genommen habe, und vor allem befreit mich von mir selbst, denn mein Verstand ist von Finsternis umhüllt und meine Seele verliert sich in den Abgründen der Angst, die mich so lange schon umgeben.“

Alles verharnte in tiefem Schweigen, das der Abt schließlich mit seiner rauen, vor ungewollter Rührung aber doch bebenden Stimme brach:

„Don Álvaro“, sprach er, „Doña Beatriz kehrt mit mir ins Kloster

zurück, und Ihr reitet nach Bembibre.“

„Wenn Ihr sie mir aus den Händen reißen wollt, müsst Ihr mir erst das Leben nehmen. Lasst uns unseres Weges ziehen, und wenn Ihr schon nicht zu den Werken der Liebe beitragen wollt, so provoziert nicht auch noch den Zorn dessen, der Euch selbst in Eurer Ungerechtigkeit geachtet hat. Geht aus dem Weg, sage ich, oder, bei meiner Ehre, ich setze mich mit Gewalt über jeden Widerstand hinweg, auch über die Heiligkeit Eurer Person.“

„Unglückseliger!“, fluchte der Abt. „Deine Seele ist verblendet vor törichter Anbetung dieses Geschöpfes. Schlag mich, und mein nach Rache schreiendes Blut wird dich heimsuchen wie das Blut Abels.“

Don Álvaro, außer sich vor Wut, ging auf den Abt los und wollte Doña Beatriz notfalls mit Gewalt seinen Händen entreißen, als diese zwischen sie trat und ruhig sagte:

„Haltet inne, Don Álvaro, das alles ist nichts als ein Traum gewesen, aus dem ich jetzt erwache, und ich möchte nach Villabuena zurückkehren, von wo ich nie hätte weggehen dürfen.“

Starr vor Entsetzen und wie versteinert in seinem Jähzorn, vermochte Don Álvaro nur klanglos zu erwidern:

„Dazu entschließt Ihr Euch?“

„Dazu entschieße ich mich“, antwortete sie.

„Doña Beatriz“, rief Don Álvaro mit einer Stimme, in der die tausend widerstreitenden Gedanken, die ihm durch den Kopf jagten, alle auf einmal mitzuschwingen schienen, doch als fehlte ihm das Vertrauen in seine Kräfte, sagte er lediglich:

„Doña Beatriz ... lebt wohl!“

Und er wandte sich hastig zu seinem Pferd um.

Die Unglückliche brach in Tränen und bitterstes Schluchzen aus, als wäre das einzige Glied, das sie noch mit dem Glück verband, eben in diesem Augenblick zerbrochen.

Da trat der Abt, von Mitgefühl ergriffen, rasch auf Don Álvaro zu, packte ihn beim Arm und führte ihn widerwillig vor Doña Beatriz:

„Trennt Euch nicht auf diese Weise“, sagte er dann, „ich möchte nicht, dass Ihr mit hasserfülltem Herzen von hier weggeht. Habt Ihr denn kein Vertrauen in mein weißes Haar und die Treue Eurer Dame?“

„Ich vertraue nur noch den maurischen Lanzen und darauf, dass mir Gott den Tod eines Christen und Ritters schenkt.“

„Hör zu, mein Sohn“, setzte der Mönch mit mehr Zärtlichkeit hinzu, als man ihm bei seinem finsternen und schroffen Charakter zugetraut hätte, „du hast ein glücklicheres Schicksal verdient, und Gott allein weiß, wie sehr ich deinen Kummer bedauere. Vor seinem Gericht werden sich jene verantworten müssen, die sein Werk zerstören; ich, der ich sein hiesiger Abgesandter bin und geistliches Recht spreche, werde dieser unheilvollen

Verbindung, der Quelle Eures Unglücks, meine Zustimmung verweigern. Ich weiß, wie schlecht dir dein Edelmut vergolten wird, und du wirst in mir stets einen Beschützer finden. Du bist das verlorene Schaf, ich aber werde dich auf meine Schultern nehmen und dich in den Pferch des Trostes bringen.“

„Und ich“, antwortete Doña Beatriz, „erneuere hier, vor einem Diener Gottes, meinen Eid, den ich bereits abgelegt habe und den mich nicht einmal der Fluch meines Vaters wird abschwören machen. Oh, Don Álvaro! Warum wollt Ihr Euch im Zorn von mir trennen? Bedeuten Euch die Verfolgungen nichts, denen ich wegen Eurer Liebe ausgesetzt war und noch immer bin? Ist Euer Vertrauen in meine Zuneigung so gering? Wie könnt Ihr nicht merken, dass meine Entschlossenheit nur deshalb zu schwanken scheint, weil meine Kräfte nachlassen und mein Verstand von den Qualen geprübt ist, die ich unaufhörlich leide, ich unglückliche, von den Meinen verlassene Frau, die ich keinen anderen Schutz habe als den Gottes und den Euren?“

Don Ávaros Erbitterung verwandelte sich in Rührung, als er gewahr wurde, dass die Barschheit des Abtes und Doña Beatriz' plötzlicher Sinneswandel väterlicher Güte und zärtlichen Widerworten wichen. Von Natur aus war er sanft und maßvoll, und dieser Hang zu Jähzorn und Härte, der sich seit einiger Zeit bei ihm bemerkbar machte, rührte allein von den Widrigkeiten und Kümmernissen her, die ihn allseits umgaben.

„Ihr seht, ehrwürdiger Señor“, sagte er zu dem Abt, „dass mein Herz nicht vom Pfad der Demut abweicht, außer die Schlechtigkeit der Menschen stößt mich von ihm weg. Man wollte sie mir entreißen, und das lasse ich nicht zu, aber wenn Ihr vermitteln wollt und mir verspricht, dass diese abscheuliche Heirat nicht stattfinden wird, ziehe ich von dannen, als hätte Gott selbst zu mir gesprochen.“

„Berühr diese Hand, auf die sich täglich die Würde des Himmels legt“, antwortete der Mönch, „und sei gewiss, dass solange du lebst und Doña Beatriz die gleichen Gefühle hegt, sie nicht in den Armen eines anderen liegen wird, und seien es auch die eines Königs.“

„Doña Beatriz“, sagte er, während er auf sie zutrat und sich alle Mühe gab, seine Erregung zu beherrschen, „ich habe Euch Unrecht getan und bitte Euch, mir zu vergeben. Ich zweifele nicht an Euch und habe es nie getan, aber das Unglück verändert und verbittert die edelsten Charaktere. Ich habe Euch nichts weiter zu sagen, weil weder Tränen noch Klagen noch Worte Euch entdecken könnten, was in meinem Herzen vorgeht. In wenigen Tagen ziehe ich in den Krieg, der in Kastilien wieder ausbricht. Geht also mit Gott und betet, dass er uns glücklichere Tage schenken möge.“

Für diesen schmerzlichen Augenblick sammelte Doña Beatriz die

wenigen Kräfte, die ihr noch geblieben waren. Sie nahm sich einen Ring ab, steckte ihn dem Ritter an den Finger und sagte:

„Nehmt diesen Ring zum Unterpfand und Zeichen meiner Treue, die rein und geläutert ist wie Gold“, dann schnitt sie sich mit Don Álvaro Dolch eine Locke von ihrem langen schwarzen Haar ab, das ihr noch immer gelöst über die Schultern fiel, und reichte sie ihm ebenfalls. Don Álvaro küsste beides und sagte:

„Die Locke werde ich unterm Harnisch nahe an meinem Herzen aufbewahren und den Ring stets an meinem Finger tragen; aber wenn mein Schildknappe Euch beide eines Tages zurückbringen sollte, dann betet für meine ewige Ruhe.“

„Auch dann würde ich noch ein Jahr auf Euch warten und mich danach in ein Kloster zurückziehen.“

„Ich nehme Euer Versprechen an, und auch wenn Ihr sterben solltet, würde sich keine andere Frau meine Gemahlin nennen dürfen.“

„Der Himmel behüte Euch, edler Don Álvaro; aber gebt Euch nicht der Bitterkeit hin. Bedenkt, dass die Hoffnung eine göttliche Tugend ist.“

Es schien, als sollten dies ihre letzten Worte gewesen sein. Doch keiner von ihnen rührte sich; sie standen wie angewurzelt da und sahen sich schmerzlich in die Augen, bis sie sich schließlich, von einem unwiderstehlichen Drang getrieben, in die Arme fielen und Doña Beatriz unter einem Strom von Tränen sagte:

„Ja, recht so, in meinen Armen, hier, an meinem Herzen ... was macht es, dass der fromme Mann zusieht ... Gott hat die Reinheit unserer Liebe längst erkannt!“

So verharrten sie eine Weile, wie zwei reine, kristallene Flüsse, deren Wasser sich vermischen; dann ließen sie voneinander ab. Don Álvaro nahm die Umarmung des Abtes entgegen, saß auf und ritt langsam davon, sich immer wieder umsehend, bis ihm die Bäume den Blick versperrten. Millán blieb auf Befehl seines Herrn noch, um Doña Beatriz und ihre Dienerin nach Villabuena zu begleiten. Der Alte stieß einen kurzen Pfiff aus, und ein Laienbruder, der sich hinter einer Mauer versteckt gehalten hatte, kam auf der Stelle hervor. Er flüsterte ihm ein paar Worte zu, und kurz darauf kehrte er mit der Sänfte des Klosters zurück, die von zwei kräftigen Maultieren getragen wurde. Herrin und Dienerin stiegen ein, der Laie zog sich zurück, Millán nahm das vordere Maultier am Zügel, der Abt setzte sich auf sein Pferd, und so machten sie sich auf den Weg nach Villabuena, wo sie eintrafen, noch ehe es Tag wurde. Die Flüchtigen betraten das Kloster durch das Loch im Gitter, und Martina brachte ihre Herrin, sie beinahe tragend, in deren Zimmer, während der Abt nach Carracedo zurückritt, anders als sein zu Fuß gehender Begleiter höchst zufrieden über den Ausgang des nächtlichen Abenteuers, hatte er doch alles so klug wieder in Ordnung

gebracht, ohne dass jemand davon erfahren hätte.

Als die Bediensteten des Grafen und des Herrn von Arganza am nächsten Tag mit den Hochzeitsgaben ins Kloster kamen, fanden sie Doña Beatriz von einem brennenden Fieber befallen, bewusstlos und in einem entsetzlichen Wahnzustand vor.

N

Kapitel XII

Es wird unseren Lesern vielleicht seltsam vorkommen, dass der Abt von Carracedo sofort zur Stelle war, um die Glückspläne Don Álvaro's und Doña Beatriz' zu vereiteln, an deren Schicksal ihr gutes Herz gewiss unvermindert Anteil nimmt, und doch ist das nicht verwunderlich. Schon nach seinem ersten Gespräch mit dem Herrn von Bembibre war ihm aus dessen Worten klar gewesen, dass seine natürliche Entschlossenheit, befeuert noch von der heftigen Leidenschaft, die ihn beherrschte, vor keinem Hindernis zurückschrecken und er nicht müde werden würde, Pläne und Listen zu ersinnen. Doña Beatriz war seine Beichttochter, und alles, was sie betraf, erregte seine Aufmerksamkeit und Fürsorge; doch seit sie nach Villabuena gegangen war, einem Kloster seines Ordens, das ihm unterstand, hatte sich seine Wachsamkeit verdoppelt, und nicht ohne Erfolg.

Ein Diener aus Carracedo hatte beobachtet, wie ein Bauer in einem Wald unweit von Villabuena auf ein stattliches Pferd gestiegen und mit einem, der aussah wie ein Schildknappe, davongeritten war, und zwar über abgelegene Pfade und Feldwege, als wollte er sich von Ortschaften fernhalten. Der Fall schien ihm so eigenartig, dass er dem Abt davon erzählte. Der erkannte an diesen Hinweisen und der Richtung, die der Reiter genommen hatte, dass es sich um Don Álvaro handeln musste, der angesichts der Hartnäckigkeit des Grafen von Lemus möglicherweise versuchen würde, seine Geliebte zu entführen. Deshalb wies er alle Waldhüter des Klosters und auch den Fährmann von Villadepalos (die Fähre gehörte nämlich dem Kloster) an, wachsam zu sein und ihn umgehend über alles zu unterrichten, was sie beobachteten. Von dem heimlichen Ausflug der schlaun Martina erfuhr der Abt zwar nichts, wohl aber sahen seine Wachen, wie Don Álvaro aus Cornatel heraneilte und einen vorsätzlichen Umweg nahm, um sich von dem Kloster fernzuhalten; dies und vor allem der Umstand, dass die Doña Beatriz gewährte Frist am nächsten Tag ablief, waren ihm Hinweis genug, um zu vermuten, dass der dreiste Plan in dieser Nacht ausgeführt werden sollte. Er nahm zu Recht an, dass Cornatel als Zufluchtsort ausersuchen war, und ließ die Fähre auf das andere Ufer schaffen. Da der Sil von dem Schmelzwasser aus den Bergen angeschwollen war und nicht durchwaten werden konnte, war er sicher, dass sein Plan gelingen würde. Gewiss konnte Don Álvaro seine Geliebte auch nach Bembibre bringen oder den Fluss über die Brücke von Ponferrada passieren; dann wären die Mühen des Abtes vergebens gewesen. Aber beide Möglichkeiten bargen Gefahren, vor denen Don Álvaro zweifellos zurückscheuen würde. Die Brücke war befestigt, und ohne Erlaubnis des Tempelmeisters hätte sie niemand zu so ungewöhnlicher Stunde überqueren können. Folglich waren die Netze des Prälaten gut

gespannt, und Don Álvaro's Fluchtversuch endete, wie er bei seinem Unglück zwangsläufig enden musste.

Der gute Mönch konnte indes nicht glauben, dass Doña Beatriz' Leidenschaft so tiefe Wurzeln in ihrer Seele geschlagen hatte und dass der Wunsch, einer verhassten Ehe zu entkommen, sie zu derartigen Handlungen treiben würde. Daran gewöhnt, dass sich alle Jungfrauen von hohem wie von niederem Stande dem väterlichen Willen beugten, wähnte er, dass nur eine vorübergehende Verliebtheit Doña Beatriz zu einem solchen Entschluss bewegen konnte, und nahm sich vor, die Folgen dieser Verirrung zu verhüten. Doch als er mit eigenen Augen die Heftigkeit dieser vereitelten Liebe und den Quell des Unglücks sah, den die Hartnäckigkeit des Herrn von Arganza zu öffnen vermochte, beschloss er, sich dessen Absichten entschieden zu widersetzen. Sein Herz, wiewohl von brennendem Glaubenseifer erfüllt, hatte doch keinen jener edlen Triebe von sich gestoßen, die seinem Rang und Stand eigen waren, und außerdem liebte er Doña Beatriz mit fast väterlicher Zärtlichkeit. Im Geheimnis der Beichte hatte sich ihm diese reine, unbefleckte Seele in ihrer göttlichen Blöße offenbart und unvermeidlich seine Zuneigung gewonnen. Zum anderen wusste er, dass Don Álvaro, ein ehrenhafter Ritter, wenn es deren zu jener Zeit überhaupt welche gab, sich nur deshalb in so unbesonnene Unternehmungen stürzte, weil ihn Verzweiflung und Unrecht dazu trieben. So wollte der Abt gleich am nächsten Morgen seinen edlen Vorsatz in die Tat umsetzen, als er zu seinem großen Bedauern von Doña Beatriz' Erkrankung erfuhr, durch die ohnehin alles aufgeschoben war. Es schien ihm nicht recht, den Kummer des Herrn von Arganza noch zu mehren, der die Früchte seines Unrechts bereits zu ernten begann und doch nicht einen Deut von seinem Entschluss abrückte.

Don Álvaro ritt unterdessen von Carracedo geradewegs nach Ponferrada, wo er noch vor Tagesanbruch eintraf, aber da er niemanden zu einer solchen Unzeit stören wollte und auch noch etwas Ruhe brauchte, bevor er sich zu seinem Onkel begeben würde, streifte er an den Ufern des Flusses entlang, bis die ersten Strahlen der Sonne die bleichen Töne des Mondlichts von den Zinnen und Türmen der majestätischen Burg wischten und ihnen ihre natürliche Farbe zurückgaben. Dann ging er hinein und erzählte seinem Onkel mit der ihm eigenen Offenheit, was sich tags zuvor zugetragen hatte, nicht aber ohne ihm zunächst sein Ritterwort abverlangt zu haben, das Gehörte für sich zu behalten und nichts in dieser Sache zu unternehmen. Der Greis hörte ihm mit lebhaftem Interesse zu und sagte dann:

„Du hast in dem Abt von Carracedo einen guten Beschützer gefunden, und das Unglück hat dich genau dahin gebracht, wo ich dich haben wollte, als dieser Sturm noch nicht entfesselt war. Ich kenne den Abt, und so sehr

er auch mit Feindschaft und Groll auf unseren Orden blickt, ist seine Seele doch redlich und wird nicht vom Pfad der Wahrheit abweichen. Aber Saldaña! ...“, fügte er bekümmert hinzu, „wie kann einer der Ältesten unseres Volkes, im Kämpfen ergraut, seine Hilfe für eine solche Sache hergeben, und mehr noch, die Burg, über die er herrscht! Zulassen, dass eine Frau die Schwelle des Tempelordens übertritt, wo uns selbst der Kuss unserer Mütter und Schwestern verboten ist!“

Don Álvaro versuchte, ihn zu entschuldigen.

„Nein, mein Sohn“, antwortete der Meister, „das, was er aus Liebe zu dir getan hat, hätte er auch für einen Fremden getan, solange daraus nur Macht für uns und Schaden für unsere Feinde erwüchse. Ich kenne ihn nur zu Genüge; seine Seele ist durch unser Unglück jähzornig und hochmütig geworden, und er träumt nur noch von ehrgeizigen Plänen und davon, mit rein menschlichen Mitteln unsere alte Größe wiederherzustellen. In seinen Augen ist alles recht, was diesem Zweck dient. An ihm zeigt sich in aller Deutlichkeit der Niedergang unseres Ordens!“

Don Álvaro teilte seinem Onkel mit, dass er unverzüglich nach Kastilien aufbrechen wolle, und der Alte hieß es gut, nicht nur weil er als Anführer eines bewaffneten Gefolges ohnehin verpflichtet war, dem König in der sich anbietenden Lage zu dienen, sondern auch weil er hoffte, dass ihn die Gefahren und Unwägbarkeiten des Krieges, die ganz seinem Charakter entsprachen, von seinem Kummer und seinen Sorgen ablenken würden. Diesmal musste sich seine Fahne, untrennbare Begleiterin des Baucents, allein auf die Suche nach dem Feind begeben; denn die Tempelritter, die die königliche Macht zu Recht fürchteten und gespannt auf die Ausschreitungen gegen die Person des Tempelmeisters von Outremer und andere Ritter im benachbarten Frankreich blickten, hielten es für klüger, sich in dem Bruderkrieg neutral zu verhalten, dessen Schauplatz das unglückliche Kastilien sein würde.

Am nächsten Tag machte sich Don Álvaro mit einem Teil seines Gefolges auf den Weg nach Carrión; mit der Führung des anderen betraute er Melchor Robledo, einen seiner Offiziere, und seine Burg überließ er der Obhut der Tempelritter von Ponferrada. Während er in Carrión ankommt und sich dem Heer König Don Ferdinands IV. anschließt, werden wir unseren Lesern eine Vorstellung von den neuerlichen Wirren geben müssen, die Volk und Adel zu den Waffen riefen.

Den Laras, einer der mächtigsten Familien in Kastilien, hafteten Unruhe und Zwigigkeit nicht minder an als Adel und Reichtum. Das gegenwärtige Oberhaupt dieses Geschlechts, Don Juan Núñez de Lara, war lange Zeit aus Kastilien verbannt gewesen und dann mit Waffengewalt zurückgekehrt, als die ruhmreiche Königin Doña María die Zügel der Regierung führte; aber seine Schwadron wurde von Don Juan de Haro besiegt, er geriet in die

Gefangenschaft der Königin und wurde all seiner Burgen und Ländereien beraubt. Doch schon bald wurden sie ihm zurückgegeben, und um die Versöhnung noch stärker zu besiegeln, wurde er zum Haushofmeister des Königs ernannt, dem vorzüglichsten und beehrtesten Amt seines Hauses. Indessen waren die Zeiten so stürmisch und verworren und Núñez de Laras Charakter so jähzornig und aufsässig, dass alle diese Gnadenbezeugungen nicht ausreichten, um ihn von seinen üblen Neigungen abzubringen.

Der Infant Don Juan, der in unserer Geschichte ein so schlechtes Andenken hinterlassen hat, dass er als düsteres Gegenbild zu der strahlenden Gestalt Guzmáns des Guten dient, trauerte noch immer dem Verlust seines erträumten Königreichs León nach und zögerte nicht, Freundschaft und Bündnis mit Núñez de Lara zu schließen, um damit seinen Anspruch auf die Herrschaft über die Provinz Vizcaya zu untermauern, die eigentlich seiner Frau Doña María Díaz de Haro, als Erbin ihres Vaters, des Grafen Don Lope, gehörte, sich damals jedoch in den Händen ihres Onkels, Don Diego, befand. Der Streitfall war nur schwer zu lösen, und nur wenige Landesherren wünschten überhaupt eine Lösung, denn solche Zerwürfnisse zehrten an der Macht der Krone, was den Aufrührern und Thronräubern unter ihnen nur recht sein konnte, und so gebot keiner diesem Keim der Schwäche Einhalt, der das Herz des Staates angriff. Die Revolten während der Minderjährigkeit des Königs hatten ihnen den Weg des Aufstandes gewiesen, und weder der Arm noch die Rede des Königs war imstande, solch schweren Schaden abzuwenden.

Dennoch gelang es der Königin Doña María mit Klugheit und Geschick den Streit zwischen Don Diego de Haro und dem Infanten Don Juan zu schlichten, derart, dass jener die Herrschaft über Vizcaya an seine Nichte Doña María Díaz übergab und dieser im Gegenzug die Städte Villalba und Miranda erhielt; doch der König, dessen Leichtsinn und Unvernunft mannigfach zum Scheitern weiser politischer Schachzüge führte, schloss seinen Haushofmeister Don Juan Núñez de Lara von dieser Übereinkunft zwischen den obersten Herren seines Reiches aus, weil er sich mit ihm überworfen hatte. Wie es bei seinem anmaßenden Hochmut zu erwarten war, sah Lara darin eine blutige Schmach, verabschiedete sich mit harschen Worten vom König und schloss sich in der Festung von Tordehumos ein. Er verteilte seine Leute auf Íscar, Montejo und andere Orte, versah sich mit Waffen, Lebensmitteln und Kriegsgeräten und bereitete sich darauf vor, dem König die Stirn zu bieten.

Dieser, seinerseits nicht minder erzürnt über das zügellose Verhalten seines Haushofmeisters, ließ ihn, nachdem er sich mit den Seinen beraten hatte, durch einen Ritter auffordern, als Strafe für seinen Undank das Land sofort zu verlassen und ihm die Städte Moya und Cañete zurückzugeben, die er ihm kurz zuvor vermacht hatte. Don Juan Núñez antwortete mit

seiner gewohnten Unverschämtheit, er gedenke, weder das Land zu verlassen, aus dem er stamme, noch die Städte herauszugeben, die er rechtmäßig erworben habe. Daraufhin zog der König seine Truppen zusammen und bereitete sich auf die Belagerung von Tordehumos vor.

Trotz dieser Streitigkeiten waren sich der Monarch und die Adligen auf Laras Seite in einer Sache doch einig: in ihrem Hass auf die Tempelritter und vor allem in ihrem Wunsch, deren Reichtümer unter sich aufzuteilen. Es stimmt zwar, dass der König während der vergangenen Unruhen keinerlei Schaden durch den Orden erlitten hatte und dass sich die Ritter, jedenfalls in dieser ungewissen Zeit, neutral verhalten hatten, doch ebenso stimmt es, dass ein Ordensmitglied, der Komtur Martín Martínez, dem Infanten Don Juan die Burg und die Brücke von Alcántara übergeben hatte.

Der König indes maß diesem einzelnen Vorfall ein höheres Gewicht bei als dem ehrenvollen Verhalten des ganzen Ordens; hinzu kam der Wunsch, mit dem Ordensbesitz die Verluste der Krone auszugleichen und die Habgier seiner Fürsten zu stillen, so dass sich die Waage seiner Seele am Ende zum Nachteil der erlauchten Ritterschaft neigte. Da Papst Clemens V. jedoch weder seine Bannflüche auf sie geschleudert hatte noch sich getraute, die verfolgten Ritter unter seinen Schutz zu nehmen, verharteten alle gespannt und mit halbgezogenem Schwert.

Jedenfalls ließ er nicht davon ab, die Grundmauern des Tempelordens in der öffentlichen Meinung zu untergraben und geheime Ränke zu schmieden für den Tag, da die Feindseligkeiten ausbrächen. Der Infant Don Juan, der im Mittelpunkt all dieser Bestrebungen stand, gab nicht einen Augenblick Ruhe, und wie wir schon bemerkt haben, waren die Pläne des Grafen von Lemus und der Kummer Doña Beatriz' und Don Álvaro das Werk seiner Hände, die unschuldige Kinder in der Wiege zu ermorden ebenso imstande waren wie die heiligsten und rechtmäßigsten Hoffnungen zweier Liebender zu zerstören. Mit den Burgen von Cornatel und Valcarce überwachten die Tempelritter den Zugang nach Galicien über den Pass von Piedrafita und Valdeorras. Die Festungen von Corullón, Ponferrada und Bembibre beherrschten die fruchtbarsten Ebenen des Landes, und wenn es jetzt noch zu einer Vereinigung der Familien Yáñez und Ossorio käme, würden ihre zahlreichen Vasallen in den Bergen bei den Quellen des Boeza und des Burbia einen Großteil an Zugängen und Engpässen verschließen und die Position des Tempelordens in dieser Gegend nahezu uneinnehmbar machen. Das wussten der Infant und seine Verbündeten, und daher rührten die Verfolgungen des Grafen, dem nichts ferner lag, als nach Tordehumos zu kommen, und der sich stattdessen im Bierzo an der Grenze zu Galicien aufhielt, um seine eigenen Pläne voranzutreiben und Truppen gegen die Tempelritter aufzustellen, denn der Bruch mit ihnen schien unausweichlich.

So war Don Álvaro inmitten des kastilischen Heeres ganz allein oder

vielmehr ständig umgeben von der Abneigung und dem Argwohn, die sein enges und aufrichtiges Bündnis mit den Templern, seine Tapferkeit, sein Waffengeschick und der Ruf, den er sich zu erwerben gewusst hatte, erregten. Als schließlich das königliche Heer vereint und die Leute des Herrn von Bembibre nach der Ankunft der von Robledo angeführten Truppen vollständig waren, zogen sie mit viel Ausrüstung und Kriegsgerät von Carrión nach Tordehumos.



Kapitel XIII

Gerade verließ der Herr von Bembibre das Bierzo, als Doña Beatriz' Fieber mit fürchterlicher Wut aufflammte; und die Unglückliche rief in ihrem Wahn lauthals nach ihm. Doch wer hätte es ihm sagen sollen, als er auf dem Kamm des Gebirges, das das Bierzo von den Ebenen Kastiliens trennt, sein Pferd wandte, um noch einmal auf dieses Land zurückzuschauen, dessen Erinnerungen sein Herz erfüllten? Wer hätte ihm sagen sollen, dass jene engelsgleiche Jungfrau, seine einzige Liebe und Hoffnung, das Krankenlager hütete und aus ihren entzündeten Augen verstörte Blicke um sich warf, während die Fieberglut ihre zarten Glieder verzehrte? Dies aber war die schreckliche Wahrheit, und während die eine schon die Klinge des Todes spürte, stürzte sich der andere in unzählige Wagnisse und Gefahren. So fällt von zwei Blättern desselben Zweiges, wenn der Wind an ihnen rüttelt, eines an den Stamm des väterlichen Baumes, während sein Gefährte, von den Herbstböen getragen, auf ein unbekanntes, fernes Feld zutreibt.

Unsere Leser mögen sich die Bestürzung vorstellen, die die traurige Nachricht von der Krankheit der einzigen Stammhalterin in Arganza auslöste. Zum ersten Mal in ihrem Leben hielt Doña Blanca ihren Schmerz und ihre Klagen nicht zurück und brach in Vorwürfe und Schmähworte gegen den Starrsinn ihres Gatten und dessen Pläne aus, die jetzt das Leben der so geliebten Tochter bedrohten; und selbst den Grafen traf, aller Gastfreundschaft zum Trotz, ein Teil ihres Zorns. Sofort verkündete sie ihren Entschluss, sie wolle sich trotz ihrer Gebrechen nach Villabuena begeben und ihrer Tochter beistehen; und Don Alonso, aus Furcht, ein weiteres Unglück heraufzubeschwören, wenn er sie in ihrer Aufregung davon abhielte, ließ sie auf einer Art Sänfte zum Kloster bringen. Kaum war sie dort eingetroffen, schienen sich ihre fast gelähmten Glieder wieder gelöst zu haben, und ihre üblichen Leiden hatten nachgelassen, so dass alle höchst verwundert waren. Welch bewundernswerte Kraft ist doch die Mutterliebe, ein heiliger Funke der Liebe Gottes, die alles vermag und auch der unerträglichsten Mühen und Opfer nie müde wird!

Doña Beatriz erkannte ihre Mutter nicht mehr; zwar war ihr Blick unentwegt auf sie geheftet, und sie schien auf jedes liebevolle Wort aus ihrem Mund zu achten, aber es war dieselbe Art lebhaftes und doch zerstreute Aufmerksamkeit, wie sie Wahnsinnigen eigen ist. Ihr Delirium hatte ganz verschiedene, sonderbare Phasen: Zuweilen war sie ruhig und melancholisch, dann wieder befielen sie Krämpfe und Angstvorstellungen. Die Namen ihres Vaters und ihres Geliebten kamen ihr am häufigsten über die Lippen, und wenn sie auch den des Grafen einmal aussprach, zog sie sich dabei stets das Laken vor das Gesicht oder machte eine Geste des

Abscheus.

Ein alter Mönch aus Carracedo, der in der Medizin überaus bewandert war und fast alle Heilpflanzen kannte, die in den Bergen wuchsen, wachte unablässig an ihrem Lager. Er hatte ihr bereits mehrere Heiltränke und herzstärkende Mittel verabreicht, doch ihr Leiden schien sich eher noch zu verschlimmern und einem schrecklichen Ende zuzugehen. Eines Abends, als ihre Tante, ihre Mutter und der gute Mönch um ihr Bett herum saßen, richtete sie sich auf, sah sich aufmerksam um und fixierte dann das spärlich flackernde Licht einer Lampe am anderen Ende des Zimmers. Sie betrachtete es eine Weile und fragte dann mit schwacher Stimme, die jedoch nichts von ihrem metallenen Wohlklang eingebüßt hatte:

„Ist dies das Licht des Mondes? ... Aber ich sehe es nicht in den Wogen des Flusses ... Auch steigt das Glück nicht vom Himmel herab, um unsere Herzen zu erfreuen!“, hier seufzte sie tief auf und rief dann lebhaft: „Aber das macht nichts! Vom Himmelsgewölbe wird uns Licht zukommen ... O ja, dein Maurenpferd soll kommen! ... Ach! Mir ist, als hätte ich mein Leben verloren, und ein Geist trüge mich durch die Lüfte, aber das Pochen deines Herzens hat das meine geweckt! Ich verliere vor Glück noch den Verstand! Lass mich den Psalm der Freude singen: ‚Da Israel aus Ägypten zog‘ ... Aber meine Mutter, meine arme Mutter“, rief sie bekümmert aus, „ach, ich werde ihr schreiben, und wenn sie erst weiß, wie glücklich ich bin, wird auch sie froh sein!“

Dann lächelte sie wehmütig, aber sofort kamen ihr ganz andere Gedanken; sie schrie vor Entsetzen auf und stürzte sich mit solcher Gewalt aus dem Bett, dass die Äbtissin und ihre Mutter sie kaum festhalten konnten.

„Der Geist, ach, der Geist! Ich bin vom Himmel gefallen! ... Wer wird mich wieder hochbringen? ... Leb wohl! ... Sieh dich nicht nach mir um, du brichst mir das Herz. Schon ist er hinter den Bäumen verschwunden! ... Und jetzt muss ich sterben! ... Christliche Seele, leg dein Brautkleid zurecht und geh zu deinem himmlischen Gemahl!“

Dann sank sie, unter den Tränen der beiden Frauen, ermattet in die Kissen zurück und begann, keuchend zu atmen. Der Mönch fühlte ihr den Puls und sah ihr aufmerksam in die Augen; dann setzte er sich niedergeschlagen an die Wand und schüttelte den Kopf. Da kniete sich Doña Blanca auf einen Betschemel, nahm das Kruzifix in die Hand, das sich darauf befand, umklammerte es mit beiden Armen und rief mit heiserer, fast erstorbener Stimme:

„Oh, mein Gott, nehmt nicht sie, sondern mich! Sie ist mein einziges Kind! Ich habe doch nur sie! Seht sie Euch an, Herr, so jung, so gut, so schön! Nehmt mein Leben! Nicht nur ich würde um sie weinen, denn sie ist ein Kelch des Segens, auf dem die Augen aller ruhen. Oh, Herr, habt Erbarmen!“

Obwohl die Äbtissin selbst eher des Trostes bedurfte, als dass sie solchen zu spenden imstande war, versuchte sie ihre Schwester zu beruhigen, indem sie ihr klar machte, dass, wenn sie sich derart ihrem Schmerz hingebte, sie die wenigen Kräfte, die ihr noch blieben, kaum werde nutzen können, um ihrer Tochter beizustehen. Das Zureden brachte die gewünschte Wirkung, denn bei diesem Gedanken fasste sich Doña Blanca gleich wieder, so groß war ihre Angst, die Tochter zu verlieren.

So vergingen mehrere Tage, während derer die Nonnen nicht müde wurden, für Doña Beatriz' Genesung zu beten. Es musste eine Art Schichtwechsel am Krankenlager eingeführt werden, weil alle sie behüten und pflegen wollten. Trauer schien das Haus betreten zu haben, ohne dass der Tod ihr Einlass gewährt hätte. Doch keiner, außer Doña Blanca, war so betrübt wie Martina, aus deren hübschem und fröhlichem Gesicht die frischen und lebhaften Farben gewichen waren, die stets aller Bewunderung erregt hatten. Was den Herrn von Arganza betrifft, der seine Tochter, so streng er ihr gegenüber auch war, doch von ganzem Herzen liebte, so wagte er, erdrückt von der doppelten Last des Kummers und der Reue, kaum, nach Villabuena zu kommen; stattdessen harrete er Tag und Nacht aus, ohne einen Augenblick Ruhe zu finden, und schickte immerzu Eilboten aus, die jedes Mal mit noch schlechteren Nachrichten zurückkamen.

Schließlich erklärte der Arzt, er sei mit seiner Kunst am Ende und allein der Himmel könnte Doña Beatriz noch retten. Da sie immer noch bewusstlos war, konnte man ihr die letzte Wegzehrung nicht geben, und so verabreichte man ihr gleich die letzte Ölung. Die ganze Klostergemeinschaft kam unter Tränen zu der Zeremonie, und eine jede nahm innerlich Abschied von der lieben und sanftmütigen Gefährtin, die bei allen Sorgen, die sie während ihrer Zeit im Kloster stets bedrängt hatten, keiner Seele je etwas zu Leide getan hatte.

Keine Macht auf Erden hätte Doña Blanca in jener Nacht von der Seite ihrer Tochter reißen können; so musste man ihr denn gewähren, der schmerzlichen Todesstunde beizuwohnen. Gegen Mitternacht jedoch schien Doña Beatriz aus der Ohnmacht zu erwachen, in die sie nach ihrem unruhigen Delirium gefallen war, und erblickte als Erstes ihre getreue Dienerin, zu der sie mit kaum hörbarer Stimme sagte:

„Bist du es, arme Martina? Wo ist meine Mutter? Mir schien, ich hätte im Traum ihre Stimme vernommen!“

„Es schien Euch recht, Señora“, antwortete das Mädchen mit Zurückhaltung, um nicht die vielleicht unbegründete und törichte Freude erkennen zu lassen, die diese Worte bei ihr auslösten, „seht zur anderen Seite, da sitzt sie.“

Doña Beatriz wandte den Kopf, streckte ihre dünnen, bleichen Arme aus, die vor Kurzem noch so rein und wohlgeformt waren, warf sie ihrer Mutter

um den Hals und drückte sie mit größerer Kraft an sich, als man ihr zugetraut hätte; dann brach sie in Tränen aus und rief:

„Meine herzengute Mutter! Meine geliebte Mutter!“

Doña Blanca, außer sich vor Freude und doch um Zurückhaltung bemüht, antwortete ihr:

„Ja, mein liebes Kind, hier bin ich; aber beruhige dich, du bist noch sehr schwach, und es könnte dir schaden.“

„Ach was“, entgegnete sie, „Ihr wisst ja nicht, wie mich diese Tränen erleichtern, die einzigen seit Langem, die ich aus Freude vergieße. Aber Ihr seid hagerer denn je ... Ach, gewiss, wir haben alle sehr gelitten! Auch Ihr, meine Tante! Doch wo ist mein Vater?“

„Er wird bald kommen“, antwortete Doña Blanca, „doch jetzt beruhige dich, meine Liebe, und versuche zu schlafen.“

Aber Doña Beatriz weinte und schluchzte noch eine ganze Weile; so viele Tränen hatte sie zurückgehalten, die ihr Herz bedrückten. Schließlich fiel sie völlig entkräftet in einen tiefen, friedlichen Schlaf, während dessen sie reichlich schwitzte. Der alte Mönch trat an ihr Lager und prüfte sorgfältig ihre ruhige, gleichmäßige Atmung und ihren Puls; dann hob er die Augen und Hände zum Himmel empor und sagte:

„Dank sei dir, Herr, der du deinem unkundigen Diener beigestanden und sie gerettet hast.“

Er nahm die verwirrte Doña Beatriz bei der Hand, zog sie vor ein Bild der Heiligen Jungfrau, kniete sich mit ihr hin und begann, leise, aber mit größter Hingabe das *Salve Regina* zu beten. Die Äbtissin und Martina taten es ihnen gleich; daraufhin fielen sich beide Schwestern in die Arme, und auch Doña Blanca konnte ihr bedrücktes Herz erleichtern.

Die Kranke schlief bis zum späten Morgen. Als sie aufwachte und der Arzt abermals versicherte, dass die Gefahr vorüber sei, wurden die Glocken des Klosters geläutet, und für alle brach ein Festtag an. Don Alonso kam seine Tochter besuchen, und obwohl er keineswegs von seinem Plan abgerückt war, für den er sein Wort verpfändet hatte und der seinem Ehrgeiz so sehr schmeichelte, entschloss er sich doch, seinem eigenen Herzen und den Ratschlägen des Abtes von Carracedo zu folgen und seinen Willen nicht mit Gewalt durchzusetzen. Unterdessen hatte der Graf, wenn auch nur für kurze Zeit, das Land verlassen, und so erfuhr Doña Beatriz, während sie wieder zu Kräften kam, keinerlei Bedrängnis oder Verfolgung. Jedoch schien ihre Genesung noch lange zu dauern, und da das Kloster sie leicht an die unerfreulichen Szenen zurückdenken ließ, die sich dort zugetragen hatten, wurde sie auf Geheiß des Abtes von Carracedo, der ihr mit geradezu väterlicher Fürsorge beigestanden hatte, nach Arganza gebracht, an das sie tröstlichere Erinnerungen hegte. Die Leute des Ortes, die sie schon für tot gehalten hatten, empfingen sie, wie sich unsere Leser vorstellen können, mit

Feststimmung, Freudensprüngen und Jubeltönen, die dank der Freigebigkeit ihres Herrn noch fröhlicher und lebhafter wurden. Es gab Tanz und Lobgedichte, einen Maibaum höher als jeder Turm, und obendrein brachte unser Freund Nuño, der Wildhüter, der an diesem Tag um zwanzig Jahre verjüngt schien, ein lustiges Stück mit Kriegern und Jägern zur Aufführung. Was den beliebten Mendo betrifft, so freute er sich dermaßen über Martinas Rückkehr, dass man hätte meinen können, das schlaue Bauernmädchen habe seine Zuneigung erwidert. Er feierte sein Glück mit reichlich Speis und Trank; hätte er jedoch von ihren nächtlichen Abenteuern gewusst, vor allem von dem letzten, würde sich ihm vermutlich der Magen umgedreht haben. Die Unwissenheit machte ihn wie so viele selig, und obwohl er von der hübschen Zofe nur Spott und Zurückweisung erfuhr, war er überglücklich. Ergänzt man noch, dass der Störenfried Millán in weiter Ferne vergebens gegen die Mauern von Tordehumos anrannte und Martina mit der leichten Blässe, die ihr Kummer und nächtliches Wachen ins Gesicht gezaubert hatten, jetzt noch reizender aussah, sind die Gründe für die Freude des guten Reitknechts vollständig benannt.





Kapitel XIV

Kehren wir nun zu Don Álvaro zurück, der, nichts ahnend von dergleichen Ereignissen, mit dem Heer des Königs Tordehumos erreicht hatte. Dieser Ort, den Don Juan Nuñez sorgfältig ausgerüstet und befestigt hatte, befindet sich am Hang eines Hügels, der von einer Burg überragt wird, und unweit fließt der Rioseco. Die Festung ist günstig gelegen; die Mauern waren damals in bestem Zustand; die Garnison war furchtlos und zahlreich, ihr Anführer geschickt, erfahren und tapfer. Der König hatte ihn schon einmal in Aranda belagert, von wo er zu dessen Verdruss hatte entkommen können, und die Erinnerung daran bestärkte ihn in seinem Vorsatz, ihn von Tordehumos aus erneut herauszufordern, das zur Verteidigung noch besser geeignet war. Er hegte zudem die begründete Hoffnung, dass man ihn nie bis zum Äußersten bedrängen würde, denn auch im Feindeslager hatte er noch Spitzel und Unterstützer, auf die er für den Erfolg seines Unternehmens nicht minder zählte als auf seinen Mut. Der Infant Don Juan diente zwar unter dem Banner seines Neffen, hatte deshalb jedoch nicht die alten Bande der Freundschaft mit Lara gelöst, sondern gedachte vielmehr, ihm unter seinen Feinden umso besser zu dienen, eine niederträchtige List, zu der nur eine derart verdorbene Seele wie die seine imstande war. Hernán Ruiz de Saldaña, Pedro Ponce de León und manch andere hohe Herren waren auch Teil des Planes, wiewohl sie ihre Gesinnung, anders als der Infant, nicht unter dem Deckmantel geheuchelten Eifers für die Interessen des Königs verbargen. So kam es, dass sich der Belagerungsring, der mit großem Einsatz gebildet worden war, von Tag zu Tag mehr lockerte, zur großen Bekümmernis des Königs, der seine missliche Lage nur allzu bald erkennen musste.

Die Ritter, die ihm mehr gewogen oder ergeben waren, wurden indes nicht müde, bei den häufigen Ausfällen der Belagerten mit Feuereifer zu kämpfen, und Don Álvaro, der, von den anderen im Heer gemieden, nur wenig von diesen Ränken wusste und sich in seiner Aufrichtigkeit auch nicht daran zu beteiligen vermocht hätte, gehörte zu denen, die sich am meisten auszeichneten. So geschah es, dass die Belagerten eines Nachts heimlich die Burg verließen und einen Überraschungsangriff auf das kaum bewachte Lager des Königs unternahmen, wobei sie mit größter Wut über den Flügel des Herrn von Bembibre und anderer königstreuer Ritter herfielen. Don Álvaro, stets auf der Hut, wie es im Krieg geboten war, zog sofort mit der Hälfte seiner kampfbereiten Leute aus, um den unerwarteten Ausfall zurückzuschlagen, und schickte unverzüglich Nachricht ins Quartier des Königs, damit man ihm zu Hilfe käme. Dem allgemeinen Durcheinander und der böswilligen Absicht des Infanten war es geschuldet, dass die erbetene Verstärkung nicht eintraf.

Die Nacht war tiefschwarz, die Feinde wurden immer zahlreicher, Schreie der Wut, der Angst und des Schmerzes vermischten sich mit den Befehlen der Unterführer, Waffen und Schilde sprühten mit unaufhörlichem Hämmern Funken in der Dunkelheit, und die Szene wurde wahrhaft immer bedrohlicher. Dann begannen die Feinde, die kleine, im Stich gelassene Schwadron zu umzingeln, und Don Álvaro trat in seiner Bedrängnis den geordneten Rückzug an, während er dem gegnerischen Angriff mit seiner gewohnten Tapferkeit weiterhin standhielt. Seine Leute stoben schließlich auseinander, und Don Álvaro, der schon an der Brust verletzt war, erhielt einen weiteren Schlag gegen den Kopf, wodurch er von seinem edlen Pferd stürzte, das ebenfalls verwundet war und doch all seine Kraft bewahrt zu haben schien, nur um seinem Reiter beizustehen. Dann kam es um den gefallenen Ritter herum zu einem neuerlichen Handgemenge, weil seine Soldaten verzweifelt versuchten, ihn aus der Gewalt der Feinde zu befreien; aber deren Zahl war schon so groß, dass sie am Ende blutüberströmt die Flucht ergreifen und ihn zurücklassen mussten. Don Juan Nuñez de Lara, der diesen Überraschungsangriff persönlich befehligte, hatte den Herrn von Bembibre, den er schätzte, bereits erkannt, ließ seine Wunden verbinden und ihn vorsichtig auf seine Burg bringen. Als endlich die Verstärkung des Königs eintraf, zog er sich wohlgeordnet zurück, ganz ohne Schaden zu nehmen. Seine Soldaten folgten ihm nach, wobei sie, hochgemut und erfreut über die Kriegsbeute, einen lebhaften Gegensatz zu den Truppen des Königs bildeten, die traurig und wütend waren über das, was geschehen war.

Der getreue Millán, der, wie es seine Pflicht war, in dieser verhängnisvollen Nacht an der Seite seines Herrn gekämpft hatte, jedoch im Augenblick höchster Not durch die Menge der Flüchtenden von ihm getrennt worden war, stand am nächsten Morgen in aller Frühe vor den Toren von Tordehumos und begehrte, die Gefangenschaft mit seinem Herrn zu teilen, um ihn während seiner Verwundung zu pflegen. Lara ließ ihn auf der Stelle zu sich bringen, lobte seine Treue und schenkte ihm eine Silberkette, mit der eindringlichen Bitte, sich gut um einen so tadellosen Ritter wie seinen Herrn zu kümmern. Was dessen Truppen angeht, so war fast die Hälfte der Leute bei dem fürchterlichen Angriff der letzten Nacht gefallen, und die Überlebenden, von denen die meisten verletzt waren, versammelten sich unter dem Kommando Melchor Robledos und zogen sich in die Nachhutstellung zurück, um ihre Wunden zu versorgen und sich so gut wie möglich zu erholen.

Der König, obwohl er Don Álvaro wegen seines Bündnisses mit den Templern nicht besonders gewogen war, bedauerte seine Gefangenschaft und Verwundung doch sehr, weil er nur allzu gut wusste, dass ihm angesichts der mehr als halbherzigen Entschlossenheit seiner Leute eine so treffliche Lanze und ein so edles Herz unendlich fehlen würden.

Don Álvaro kam erst nach vielen Stunden wieder zu sich, so benommen war er durch seinen Sturz und den hohen Blutverlust gewesen. Als er die Augen aufschlug, erblickte er als Erstes seinen getreuen Millán, der neben seinem Bett stand und mit besonderer Fürsorge jede seiner Bewegungen verfolgte. Zu seinen Füßen befand sich ein Ritter von edler Erscheinung, obschon gewöhnlich etwas finster dreinblickend, in einer kostbaren blauen Rüstung voller vorzüglich gearbeiteter Goldverzierungen. Am Kopfe schließlichielt sich eine schäbig aussehende Gestalt mit einem dunklen Talar und einer Art weißen Turban oder Kopfputz auf. Der Ritter war Don Juan Núñez de Lara und der andere der Rabbiner Ben Simuel, sein Leibarzt, der in den Geheimnissen der Naturkunde überaus bewandert war und beim Volk daher im Ruf eines Hexers und Schwarzmagiers stand. Seine Herkunft und Religion machten ihn verhasst, und auch sein Äußeres vermochte kaum, ihm jemandes Zuneigung zu gewinnen.

Don Álvaro ließ seinen Blick umherwandern, und als er statt der Leinwand und der Drapierungen seines Zeltes die Wände eines Gemaches und diese ihm unbekannt Menschen vorfand, begriff er, welches Schicksal ihn ereilt hatte, und konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Da trat Lara näher an ihn heran, nahm seine Hand und versicherte ihm, er befinde sich in der Obhut eines Ritters, der seinen Mut und seine hohen Gaben bewundere; er solle sich ausruhen und Kraft schöpfen, um möglichst bald von seinen Wunden zu genesen, die zwar ernst seien, aber doch Grund zur Hoffnung gäben.

„Schließlichi“, fügte er hinzu und drückte ihm die Hand, „sollt Ihr in Don Juan Núñez de Lara nicht Euren Kerkermeister sehen, sondern Euren Krankenwärter, Diener und Freund.“

Don Álvaro wollte antworten, aber Ben Simuel kam ihm zuvor, empfahl ihm Stillschweigen und Ruhe und verabreichte ihm einen Schlaftrunk. Dann zog er sich mit Don Juan zurück und ließ den verwundeten Ritter mit Millán allein. Sobald sie gegangen waren, fragte Don Álvaro mit schwacher Stimme:

„Kannst du mich hören, Millán?“

„Ja, Señor“, antwortete dieser, „womit kann ich dienen?“

„Wenn ich sterben sollte, zieh mir den Ring vom Finger und nimm die Strähne an dich, die ich unter meinem Harnisch dicht am Herzen trage. Beide hat mir Doña Beatriz in jener verhängnisvollen Nacht gegeben. Bring sie ihr zurück und richte ihr aus ... nein, richte ihr nichts aus.“

„Ist gut, Señor, wenn Gott Euch zu sich ruft, werde ich tun, wie Ihr befehlt; aber jetzt beruhigt Euch und gebt acht auf Eure Gesundheit.“

Don Álvaro zwang sich zur Ruhe, doch trotz der Medizin fand er kaum erholsamen Schlaf und wachte immer wieder auf, so stark waren die Schmerzen, die ihm seine Wunden bereiteten.

Kapitel XV

Wenige Tage nachdem Don Álvaro gefangen genommen worden war, verbreitete sich endlich eine Kunde, auf die im Lager des Königs alle sehnsüchtig gewartet hatten. Es waren Briefe von Papst Clemens V. eingetroffen, mit dem Befehl, die Tempelritter überall in Europa zu verhaften und ihren Besitz zu beschlagnahmen, und zugleich erzählte man sich, dass in Frankreich Ordensritter schrecklich gefoltert worden seien. Der schwache und feige Papst hatte zugestimmt, dass man ihnen ihre Rechte entzog und sie einem Sonderausschuss überantwortete, was nichts anderes hieß, als sie dem Henker auszuliefern. Clemens zitterte davor, dass Philipp der Schöne die Hoheit des Pontifikats in der Person oder, besser gesagt, dem Andenken seines Vorgängers Bonifatius vor Gericht stellen wollte, und um dies zu verhindern, ließ er ihn im Blut der Tempelritter baden und sich an ihren Besitztümern bereichern. In der Tat hatten in Frankreich die Dreistigkeit des Königs, die Verwirrung, die der unvorhergesehene Schlag verursacht hatte, und das unbesonnene Verhalten des Großmeisters Jacobus von Molay einem solch schwierigen und heiklen Unternehmen den Weg geebnet; in Spanien jedoch, wo der Orden vielleicht mächtiger war als in jedem anderen Land, musste mit weit mehr Geschick und Mut vorgegangen werden.

Zwar beraubte man sie weder in Portugal noch in Aragonien oder in Kastilien ihrer Rechte, sondern unterwarf sie lediglich Provinzkonzilen, aber nach dem, was sich im Nachbarland zugetragen hatte, war es nur verständlich, dass sie der Staatsgewalt misstrauten und sich weigerten, ihre Waffen niederzulegen. Auch war es nicht verwunderlich, dass sie danach trachteten, die Demütigung ihres Ordens zu rächen, für dessen Ehre und Größe sie verpflichtet waren, sogar ihr eigenes Leben zu opfern. Man musste sie möglichst daran hindern und sich zugleich zum Kampfe rüsten.

Obwohl König Don Ferdinand dazu die Unterstützung aller seiner Granden zu brauchen schien, gab er seinen Groll gegen Don Juan Núñez de Lara nicht auf und war fest entschlossen, seiner Krone den Glanz zurückzugeben, den sie bei den letzten Unruhen verloren hatte. Der Infant diente als Vermittler zwischen dem König und seinem aufsässigen Vasallen, und da ihm diese Rolle erlaubte, sich mehrmals nach Tordehumos zu begeben, verabredete er mit dessen Besitzer bald den Plan, der so lange schon in ihm heranreifte.

Don Álvaro war die stärkste Stütze der Tempelritter im Königreich León und der glühendste und mächtigste ihrer Verbündeten. Obwohl seine Burg in Bembibre von Soldaten des Ordens bewacht wurde, war doch klar, dass sie sie im Falle seines Todes freigeben müssten und die Vasallen des Hauses

Yáñez nicht zögern würden, sich von dessen Fahnen zu entfernen. Der Infant war kein Mann, der vor Blutvergießen zurückschreckte; der Rivale seines Günstlings befand sich in der Gewalt Don Juan Núñez de Laras, und mit ihm war eines der größten Hindernisse aus dem Weg geräumt, die die Reichtümer des Tempelordens von seinen habgierigen Händen trennten. Was konnte er sich mehr wünschen?

Kaum waren die päpstlichen Bullen eingetroffen, ritt er auch schon nach Tordehumos; dort stieg er mit dem Burgherrn auf einen einsamen Turm, und es entspann sich eine lebhaft und hitzige Unterhaltung.

Zum großen Erstaunen und Schrecken derer, die ihnen von unten zusahen, griff Don Juan Núñez mit zornigen Gebärden zum Schwert, als hätte er von seinem Gast eine Kränkung erfahren; doch offenbar musste er seine Drohung zurücknehmen, denn nach einer Weile fuhr der Stahl unter allerlei Höflichkeitsbezeugungen wieder in die Scheide, und die beiden Ritter gaben sich die Hand. Kurz darauf kam der Infant wieder herunter und ritt sichtlich zufrieden ins königliche Lager zurück.

Der Blutverlust und die schweren Wunden hatten Don Álvaro sehr geschwächt; aber dank der Kenntnisse Ben Simuels, der Pfllege Milláns und der Zuwendung Don Juan Núñez' war es gelungen, ihn der Gewalt des Todes zu entreißen und ihn, wiewohl schwankenden Schrittes, auf den Weg des Lebens zurückzuführen. Das Fieber war gewichen, und die Schmerzen hatten nachgelassen. Doch gewiss wäre seine Genesung noch rascher erfolgt ohne die Kümernisse, die seine Gedanken verbitterten.

Eines Nachmittags betrat Don Juan de Lara sein Gemach und setzte sich an das Kopfende seines Bettes, während Millán sie allein ließ, damit sie offener miteinander sprechen konnten. Er nahm seine Hand und fragte ihn:

„Wie fühlt Ihr Euch, edler Don Álvaro? Seid Ihr mit meiner Kerkerhaft zufrieden?“

„Ich fühle mich schon viel besser, Señor“, antwortete der Verwundete, „dank Eurer Freundlichkeit und Zuwendung; fast müsste ich dem Himmel für meine Gefangenschaft danken.“

„Demnach könnt Ihr eine Sache von großer Wichtigkeit anhören, die ich Euch mitzuteilen habe.“

„Nur zu, wenn es Euch beliebt.“

Da erzählte ihm Don Juan ausführlich von den Nachrichten aus Frankreich und den kürzlich im Lager des kastilischen Königs eingetroffenen Briefen des Papstes, die einen Befehl zur Verhaftung und rechtlichen Verfolgung der Tempelritter und zur Beschlagnahme ihrer Besitztümer enthielten.

„Ich weiß wohl“, schloss er, „dass es Eurer edlen Seele widerstrebt, ein Bündnis mit Euresgleichen aufzukündigen, aber den Templern beizustehen, obwohl sich der Vikar Jesu Christi von ihnen abgewandt hat und schwere

Anklage auf ihnen lastet, hieße, Verrat an Euren Pflichten als Christ und Edelmann zu üben. Wenn Euch also der gute Wille etwas bedeutet, den ich Euch mit meiner Hilfe und meinem Dienst bewiesen habe, so ersuche ich Euch, brecht mit diesem Orden, gegen den sich der Hass der ganzen Welt richtet, und kehrt Euch nicht von Euren natürlichen Freunden und Verbündeten ab.“

Don Álvaro, der von der Unbilligkeit der Anklage, die gegen den Tempelorden erhoben wurde, zutiefst überzeugt war und im Oberhaupt der Kirche niemals eine so frevelhafte Schwäche vermutet hätte, hörte Don Juans Bericht mit tiefer und heftiger Erregung an. Er wechselte mehrmals die Farbe, ballte unbewusst die Fäuste und knirschte vor Schmerz und Wut mit den Zähnen. Schließlich bezähmte er seine ungestümen Gemütsregungen, so gut er konnte, und antwortete:

„Die Tempelritter werden sich dem Gericht unterwerfen, das über sie ergeht, und der Weisung des Heiligen Vaters den gebührenden Gehorsam leisten, der einzigen Autorität, die sie anerkennen, obwohl er sich vor dem König von Frankreich so verächtlich erniedrigt; doch werden sie weder die Waffen niederlegen noch sich in Gefangenschaft begeben noch ihre Reichtümer und Burgen hergeben, sofern dies nicht von den Konzilen verfügt wird. Was mich betrifft, Don Juan de Lara, so vergebe ich Euch die Meinung, die Ihr von mir habt, als Dank für die Aufmerksamkeiten und die Fürsorge, die ich Euch schulde; aber ich beschwöre Euch, lernt mich besser kennen!“

Die Demütigung, die Don Juan zu Recht erfuhr, weckte seinen Zorn, doch wollte er die Sache zum Guten wenden und war um Versöhnung und Mäßigung bemüht, und so antwortete er:

„Aber fürchtet Ihr nicht, die Reinheit Eures Ruhmes zu beflecken, wenn Ihr mit einer Ritterschaft im Bunde steht, die mit so vielen Schandtaten und Abscheulichkeiten behaftet ist, dass die ganze Christenheit sie wie einen Leprakranken von sich stößt?“

„Señor, Ihr bemüht Euch vergebens, mich von etwas zu überzeugen, woran Ihr vielleicht selbst nicht glaubt. Außerdem stößt nicht die ganze Christenheit den Tempelorden von sich. Euch ist gewiss nicht verborgen geblieben, dass der weise König von Portugal seine Gesandten zum Papst geschickt hat, um gegen die Übergriffe und Verleumdungen zu protestieren, denen die ruhmreiche Ritterschaft ausgesetzt ist.“

„Ein schlecht beratener König!“, sagte Núñez de Lara.

„Der schlecht Beratene seid Ihr“, entgegnete Don Álvaro ungeduldig, „wenn Ihr Eure eigene Würde so erniedrigt. Geht mit Gott; weder mein Herz noch mein Arm wird den verfolgten Rittern jemals fehlen.“

Lara runzelte die Stirn und fragte hochmütig:

„Vergesst Ihr, dass Ihr mein Gefangener seid?“

„Ja, fürwahr, ich hatte es vergessen, weil Ihr mir sagtet, Ihr wäret mein Freund und nicht mein Kerkermeister; aber da Ihr nun in Eure eigentliche Rolle zurückkehrt, wisset, dass obwohl ich in Eurer Gewalt bin, mein Herz und mein Geist über Eure Drohungen lachen.“

Don Juan biss sich auf die Lippen und schwieg eine Weile, während deren ihm seine von Natur aus edle und redliche Seele gewiss bittere Vorwürfe wegen seines Verhaltens machte; aber seine Sturheit ließ ihn nur noch fester an der eingenommenen Position festhalten. Schließlich erhob er sich und sagte zu seinem Gefangenen:

„Don Álvaro, Ihr habt sicher schon von meinem hitzigen und ungestümen Charakter gehört; die ersten Bewegungen stehen nicht in der Gewalt des Menschen. Vergesst, was ich Euch gesagt habe, und urteilt über mich, wie Ihr es bislang auch getan habt.“

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer, und Don Álvaro gab sich mit dem Gleichmut furchtloser Männer, wenn nur das eigene Leben auf dem Spiel steht, seinen üblichen Gedanken hin. Lara lief den übrigen Nachmittag unruhig auf der Plattform eines der Burgtürme umher; zuweilen redete er mit sich selbst und gestikulierte heftig, dann wieder setzte er sich gedankenverloren hin. Schließlich, als die Sonne längst untergegangen war und die umliegenden dünnen Felder unter dem Schleier der Nacht verschwanden, stieg er die schmale Wendeltreppe hinab, ging in den Hauptsaal der Burg und ließ durch einen Pagen seinen Leibarzt Ben Simuel rufen.

Es dauerte nicht lange, bis der schlaue Jude sein Fuchsgesicht durch die Tür steckte. Er setzte sich neben seinen Herrn, und sie begannen eine lebhaftere Unterhaltung, so leise jedoch, dass der Page kein Wort verstehen konnte, obwohl er an der Tür stand; schließlich erhob sich Ben Simuel und verließ nach Don Juans letzten Worten, die dieser mit einer beredten Geste und einem fast drohenden Gesichtsausdruck begleitete, eilends den Saal.

Gegen zehn Uhr abends mochte es gewesen sein, als derselbe Jude in Don Alvaros Zelle kam, seine Verbände prüfte und ihm einen Trank verabreichte, der ihm, so sagte er, Schlaf verschaffen würde. Dann ging er wieder, und Don Álvaro begann, eine gewisse Schwere in sich zu fühlen, die ihm nach so vielen durchwachten Nächten ein Vorzeichen erholsamen Schlafes zu sein schien. Er hatte kaum noch Zeit, Millán zu sagen, er solle ihn allein lassen, die Tür von außen verschließen und nicht hereinkommen, ehe er nach ihm rief, und fiel sofort in einen tiefen Schlaf. Der gute Schildknappe, der der Ruhe nicht minder bedurfte als sein Herr, tat, wie ihm geheißen war. Er drehte den Schlüssel um, verwahrte ihn in seiner Tasche, legte sich der Länge nach auf das Bett, das in einer anliegenden Kammer für ihn bereitet war, und wachte erst am nächsten Tag wieder auf, als die Sonne schon hoch am Himmel stand. Dann trat er an die Tür, um zu prüfen, ob

sein Herr sich rührte, konnte jedoch nichts hören. „Sieh an“, sagte er zu sich, „diesmal kam sein Kummer nicht gegen die Müdigkeit an, und wenn er aufwacht, so Gott will, wird er wieder der Alte sein.“ Er wartete also noch eine Weile, begann sich dann aber doch zu sorgen, weil er dachte, so viel Schlaf würde seinem Herrn vielleicht schaden, und nach anderthalb Stunden vermochte er seine Ungeduld nicht länger zu zügeln; so steckte er den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn ganz vorsichtig um und trat auf Zehenspitzen an Don Álvaros Lager. Erst zögerte er noch ein wenig, dann rief er ihn endlich an und rüttelte ihn sanft. Doch weder regte sich der Ritter, noch antwortete er, und Millán stieß zutiefst erschrocken ein Fenster auf. Wie groß muss seine Bestürzung gewesen sein, als er den Körper seines Herrn leblos und kalt daliegen sah, die Verbände abgerissen, die Wunden aufgekratzt und das ganze Bett in Blut getaucht.

Erst war er wie versteinert vor Entsetzen und Schmerz; doch sobald er sich wieder zu rühren vermochte, rannte er schreiend, mit noch immer gestäubten Haaren, durch die Gänge der Burg. Auf den Lärm hin eilten einige Wachen und Diener herbei, und schließlich Lara selbst, gefolgt von Ben Simuel. Millán, fast erstickt von dem Schluchzen, das sich allem Schrecken und Erstaunen zum Trotz schließlich hatte Bahn brechen können, führte sie an das Lager seines verunglückten Herrn, warf sich auf ihn nieder und hielt ihn fest umklammert. Don Juan konnte nicht umhin, seinem Arzt einen fürchterlichen Blick zuzuwerfen; aber er fasste sich gleich wieder, wandte sich mit Ingrimme von ihm ab und starrte abwechselnd seine Soldaten und Millán an; diesem befahl er in gebieterischem Ton zu berichten, was geschehen war. Das tat er mit aller Schlichtheit und Arglosigkeit seines Schmerzes; doch als er erzählte, wie er Don Álvaro allein gelassen hatte, drehte sich der Jude, der inzwischen Don Álvaros Körper untersucht hatte, zornigen Blickes zu ihm um und sagte:

„Sieh, Unseliger, sieh, was du angerichtet hast! Dein Herr hat sich im Traum oder in einem Fieberanfall die Verbände heruntergerissen und ist verblutet. Wie kannst du einen so schwer verwundeten Ritter nur allein lassen?“

Der unglückliche Schildknappe begann, sich die Haare zu rauhen, bis ihn Lara kraft seiner Autorität dazu brachte, seinen Bericht zu beenden, und dann, von seinem Kummer gerührt, zu ihm sagte:

„Du hast nichts weiter getan, als deinem Herrn zu gehorchen, und bist unschuldig. Außerdem haben wir uns alle getäuscht. Wer hielt den edlen Jüngling nicht schon für gerettet? Gott hat mich strafen wollen, indem er zuließ, dass eine meiner Burgen Zeuge eines solchen Unglücks wurde! Morgen soll der erlauchte Ritter in der Gruft dieser Burg bestattet werden.“

„Das darf nicht sein, bei Eurem Leben, Señor“, unterbrach ihn Millán, „gebt ihn mir, damit ich ihn nach Bembibre bringe und bei seinen Ahnen

begrabe. Gott steh mir bei!“, rief er mit kaum hörbarer Stimme. „Und was soll ich bloß seinem Onkel, dem Meister, und Doña Beatriz sagen, wenn sie mich nach ihm fragen?“

„Don Álvaro Leichnam“, entgegnete Don Juan, „wird in dieser Burg ruhen, bis ich ihn, wenn wieder Frieden herrscht und die unheilvollen Streitigkeiten beigelegt sind, persönlich mit sämtlichen Rittern meines Hauses und meinen Verbündeten in die Gruft seiner Familie überführen kann, mit dem Prunk, der seinem Geschlecht und seinem hohen Mut gebührt.“

Da dies seinem verstorbenen Herrn zur Ehre zu gereichen schien und Millán wusste, dass Don Juan Núñez in seinem Willen unerbittlich war, musste er sich damit abfinden. Don Álvaro war den ganzen Tag in der Burgkapelle aufgebahrt, bewacht von dem untröstlichen Schildknappen und vier Bewaffneten, die sich von Zeit zu Zeit ablösten. Der Kaplan hielt die Totenmesse, und noch in derselben Nacht wurden die Überreste des unglücklichen jungen Mannes im Gewölbe der Burg, in einem neuen Grab, beigesetzt.

Am nächsten Tag begab sich Millán zu Don Juan und bat um Erlaubnis, ins Bierzo zurückkehren zu dürfen. Dieser rühmte seine Treue, gab seiner Bitte statt und reichte ihm ein Beutelchen voll Gold.

„Vielen Dank, edler Señor“, antwortete er, schlug das Geschenk aber aus. „Don Álvaro hat sein Testament gemacht, bevor er in diesen unglückseligen Krieg zog, und ich bin sicher, dass er auch seinen armen Schildknappen bedacht hat, dessen Treue er stets gewiss sein konnte.“

„Nimm es trotzdem“, beharrte Don Juan und drückte ihm das Beutelchen in die Hand, „du bist ein guter Junge, und außerdem ist uns Mächtigen keine andere Freude beschieden als die zu geben.“

Darauf verließ Millán die Burg, suchte Robledo auf und erzählte ihm von dem tragischen Vorfall. Die Nachricht, die sich im Lager wie ein Lauffeuer verbreitete, erfüllte alle mit Kummer, denn obwohl man Don Álvaro dort nicht sehr zugetan war, schätzte man doch seinen glänzenden Mut, der ihnen in so frischer Erinnerung war. Seine Leute kehrten zu den heimatlichen Weiden und Bergen zurück, voll Trauer über den Tod ihres Herrn, der seinen Vasallen wahrlich ein Vater gewesen war, und so vieler Waffenbrüder, deren Gebeine auf den kargen Feldern Kastiliens bereits im Mondlicht schimmerten. Millán ließ sie hinter sich und eilte voraus, um die unheilvolle Kunde nach Arganza und Ponferrada zu bringen.

—
D

Kapitel XVI

Doña Beatriz war, wie bereits erwähnt, unter den Freudenbezeugungen der Ihrigen, die so viele Gründe hatten, sie zu schätzen, in ihr Elternhaus zurückgekehrt. Ihr Vater, wie um das Geschehene vergessen zu machen und weil er einsehen musste, dass sich eine so beherzte Seele nicht mit Gewalt bezähmen ließ, behandelte sie mit der alten Güte, ohne seine liebsten Pläne ihr gegenüber auch nur zu erwähnen. Der Graf von Lemus, häufig zu Gast in Arganza, war gewiss von denselben Gefühlen durchdrungen oder vielmehr überzeugt, dass es einen anderen Weg geben müsse, seine Bemühungen mit Erfolg zu krönen; er besuchte Doña Beatriz nur selten, und sein aufdringliches Verhalten war tiefer Achtung und höflicher Ehrerbietung gewichen. Seine vornehmen Manieren und die Verstellungskünste seines an die gewundensten Wege gewöhnten Charakters halfen ihm bei der schwierigen Aufgabe, Doña Blancas Meinung über ihn und seine Gefühle zu ändern. Doña Beatriz hingegen vermochte die Stimme nicht zum Schweigen zu bringen, die in ihrem Gedächtnis die kalten und hochmütigen Worte dieses Mannes im Sprechzimmer von Villabuena immer wiederholte. Das wusste er nur zu gut, und deshalb zielten alle seine Anstrengungen darauf, sich von diesem Makel reinzuwaschen, der ihn in den Augen der jungen Frau herabsetzte. Und schließlich darf auch nicht verschwiegen werden, dass es Doña Beatriz' Unschuld und Schönheit gelungen war, seine hartherzige Seele mit einem neuen, ihm unbekanntem Licht zu durchdringen, das seinen von Natur aus herben Charakter zuweilen milderte.

Wie es Menschen zu ergehen pflegt, die von einer Leidenschaft fortgerissen werden, war die Herrin von Arganza, solange die Krankheit und Genesung ihrer Tochter andauerten, ihren eigenen Gebrechen mit außerordentlicher Standhaftigkeit entgegengetreten. Der Schmerz und die Freude hatten ihr nacheinander Kraft verliehen, und erst als beide nachließen, nahm die Natur, wie es nach so langer Gnadenfrist nicht ausbleiben konnte, wieder mit aller Heftigkeit ihren Lauf. Während Doña Beatriz nicht ganz zu alter Stärke zurückfand, denn dazu sollte es nicht mehr kommen, begann ihre Mutter dahinzusiechen und wurde binnen kurzer Zeit von der Unerbittlichkeit ihrer Schmerzen vollends niedergedrückt. So erlosch der helle Strahl des Glücks, der diese edle Familie beschienen hatte, alsbald ganz, und wieder begannen die Qualen und Ängste der Ungewissheit.

Doña Blancas Leiden waren zuweilen von lichten Augenblicken unterbrochen, in denen sie wieder zu Verstand kam; dann jedoch ergoss sich tiefe Wehmut in alle ihre Worte und Gedanken. Ihre liebevolle, aber

nachgiebige und friedfertige Seele hatte keinen anderen Weg als den des Verzichts kennengelernt und keinen anderen Leitstern als den Gehorsam. Sie hatte Don Álvaro überaus gerne gehabt, solange sein Wille mit dem ihres edlen Gatten im Einklang gewesen war, und hegte trotz der unglückseligen Ereignisse noch immer eine unwillkürliche Zuneigung zu ihm; doch jüngst machte sie die Kraft, die seit jeher ihren Geist beherrscht hatte, dem Wunsch ihres Gatten geneigt. Einer friedliebenden Frau wie ihr war der Gedanke an neuerliche Zwietracht zwischen Vater und Tochter ein Alptraum, der sie unaufhörlich quälte. Auch sie hatte man in ihrer Jugend gegen ihre Neigung zur Heirat gezwungen, und letztlich hatten die häuslichen Pflichten, der Glaube und die Liebe ihrer Kinder ihr doch Augenblicke der Ruhe und sogar des Glücks beschert. Wer vermag schon zu errathen, was in einem Herzen vorgeht, und wer wäre so kühn, mit Gewissheit zu sagen, dass die Tochter, wenn die schreckliche Glut der Jugend erst erloschen wäre, für die Fürsorge ihres Vaters am Ende nicht sogar dankbar sein und sich damit trösten würde, wie sie sich getröstet hatte, ihren Nachkommen einen erlauchten Namen und Reichtümer zu hinterlassen? Die schlechte Meinung, die sie zunächst von dem Grafen gehabt hatte, war dank dessen Beharrlichkeit und Geschick verfliegen, und die gute Señora dachte, dass es ihrer Tochter ebenso ergehen müsste.

Doch zu ihrem Leidwesen vermochten all diese Argumente, die für sie so großes Gewicht besaßen, nichts an den erhabenen Gefühlen und der festen Entschlossenheit zu ändern, die ihre Tochter auszeichneten. Doña Beatriz hätte sich niemals damit zufriedengegeben, ihrem Ehemann zu gehorchen, wenn sie ihn nicht achten und schätzen würde, und andererseits gehörte sie zu denen, die sich mit Unrecht nicht abfinden wollen und bis zum letzten Augenblick dagegen kämpfen. Weltliche Reichtümer und die Lockungen der Eitelkeit hatten sie nie gereizt, und diese Veranlagung hatte sich in der Einsamkeit des Klosters und seiner religiösen Atmosphäre noch verfestigt, wo alle Regungen ihrer hochherzigen Seele eine kräftige Härtung erhalten hatten. Es schien, dass sie am Abgrund zur Ewigkeit in das Geheimnis der Hohlheit und Leere alles Irdischen eingeweiht worden war und jetzt mit umso größerem Eifer an der sie erfüllenden Leidenschaft festhielt, die in ihrer Reinheit und Redlichkeit ein getreues Abbild der Liebe Gottes war. Obwohl der Sinneswandel ihrer so liebevollen und so geliebten Mutter und die Wendung, die ihre Gedanken zu nehmen schienen, sie tief ins Herz trafen, wagte sie es nicht, ihr inmitten ihrer Leiden zu widersprechen, und außerdem konnte sie an nichts anderes denken als an den abwesenden Don Álvaro. Dieser Feind ganz neuer Art, mit dem sie es jetzt zu tun bekam, war gewiss weit furchterregender als die Kränkungen und Ungerechtigkeiten, die sie zuvor erlitten hatte.

So war die Lage der Familie von Arganza, als die beiden Frauen an einem

Sommernachmittag in demselben Zimmer und an demselben Fenster zusammensaßen, wo wir Don Álvaro zum ersten Mal von der Herrin seiner Gedanken haben Abschied nehmen sehen. Doña Blanca lehnte kraftlos in einem großen Armsessel und schien in die schmerzliche Zerstreung versunken, die sich nach ihren Anfällen stets bei ihr einstellte. Ihre Tochter ließ soeben vom Harfenspiel ab, mit dem sie versucht hatte, ihren Kummer zu vertreiben, und ihr Blick ruhte auf der untergehenden Sonne, die schon bei Don Álvaros Aufbruch geschienen und noch immer nicht den Tag des Trostes gebracht hatte. Ihre Gedanken flogen über die weiten Ebenen Kastiliens, auf der Suche nach dem jungen Mann, der ein glücklicheres Schicksal verdient hätte, als der Galopp eines unter dem Fenster vorbeireitenden Pferdes sie plötzlich aus ihren Gedanken riss. Doña Beatriz stürzte ans Fenster; aber Reiter und Pferd bogen schon um die Ecke in Richtung Haupttor, und so konnte sie nur undeutlich eine ihr vertraute Gestalt erkennen. Dann ertönten Hufschläge im Hof, und die schweren Schritte eines bewaffneten Mannes waren auf der Treppe unweit des Zimmers zu vernehmen. Kurz darauf stürzte Martina herein und sagte mit leichenblassem Gesicht, ohne ihren eigenen Worten recht zu trauen:

„Señora, es ist Millán ...“

Ebensolche Blässe machte sich augenblicklich im Gesicht ihrer Herrin breit, die gleichwohl antwortete:

„Ich weiß schon, was er mir bringt; mein Herz sagt es mir. Er soll sofort hereinkommen.“

Die Zofe ging hinaus, und wenig später trat Millán durch die Tür, auf die Doña Beatriz ihre fast aus den Höhlen quellenden Augen gerichtet hielt. Doña Blanca erhob sich zutiefst beunruhigt, obwohl es ihr schwerfiel, und stellte sich neben ihre Tochter. Martina blieb an der Tür stehen und wischte sich die Augen mit dem Schürzenzipfel, während Millán zögernden Schrittes auf Doña Beatriz zuing. Er wollte sprechen, doch ihm versagte die Stimme, und so reichte er ihr wortlos den Ring und die Strähne. Es bedurfte keiner Erklärung, denn beide waren blutbefleckt. Martina brach in Schluchzen aus, und Millán zögerte nicht lange, es ihr gleichzutun. Doña Beatriz starrte verstört auf den Ring und die Strähne, bis sie schließlich die Augen niederschlug, einen hysterischen Seufzer ausstieß und mit beinahe ruhiger Stimme sagte:

„Gott gab ihn mir, Gott nahm ihn mir; möge er seiner Seele gnädig sein.“

Da fiel Doña Blanca ihrer Tochter um den Hals und rief unter Tränen:

„Nein, geliebte Tochter, nicht mit dieser Ruhe, die mich mehr erschreckt als dein eigener Tod. Weine, weine in den Armen deiner Mutter! Groß ist dein Verlust! Schau, auch ich weine, weil auch ich ihn liebte! Ach! Wer liebte nicht diese göttliche Seele, die in einem so schönen Körper wohnte.“

„Ja doch, ja, Ihr habt ja Recht“, rief sie und machte sich von ihr los, „aber lasst mich. Und wie starb er, Millán? Sag es mir!“

„Er verblutete in seinem Bett, von allen verlassen, sogar von mir“, antwortete der Schildknappe mit kaum hörbarer Stimme.

Da begannen Doña Beatriz' Glieder unter schmerzlichen Krämpfen zu zucken, und schließlich verlor sie die Besinnung. Es dauerte lange, bis sie wieder zu sich kam, aber es hatte ihrem von der vorigen Krankheit bereits geschwächten Körper diesmal nicht so schwer zugesetzt. Als sie wieder ganz bei Sinnen war, ließen sie die vielen Wehklagen ihrer Mutter und vor allem die religiösen Tröstungen des Abtes von Carracedo, der unterdessen herbeigeeilt war, in einen Strom von Tränen ausbrechen. Dieser Anfall indes war nicht minder heftig als der vorige, denn ihr Kummer war so groß und sie schluchzte so sehr, dass man mehr als einmal glaubte, sie würde ersticken. In diesem unheilvollen Zustand verbrachte sie die ganze Nacht und den nächsten Morgen, bis sich am Nachmittag ein verzehrendes Fieber einstellte. Dennoch fühlte sie sich bereits nach wenigen Tagen besser und konnte wieder aufstehen, wenngleich ihr Gesicht seine Frische zu verlieren begann und ein unruhiges Feuer in ihren Blick trat. Sie zog sich in sich zurück und grübelte mehr als je zuvor; ihre Frömmigkeit kehrte sich in glühende Leidenschaft; Salbung und Schwermut klangen aus ihren Worten, und obwohl sie deren kaum welche sprach, waren sie süßer, liebevoller und tröstlicher denn je. Nie kam ihr der Name des Geliebten über die Lippen, noch klagte sie über ihr Unglück; nur Martina meinte, ihn zu vernehmen, wenn sie im Schlaf redete, und ihn beim Gebet von ihren Lippen ablesen zu können. Im Übrigen pflegte sie die Kranken des Dorfes mit beispielloser Fürsorge und Hingabe, verteilte unablässig Almosen, und ihre Barmherzigkeit war wahrhaft unerschöpflich. Und so schien es, als ob der Heiligenschein, der sie in den Augen der einfachen Leute umgab, noch heller leuchtete und sich ihre Schönheit, wiewohl von der Hand des Schmerzes gezeichnet, von ihren irdischen Reizen löste, um sich mit rein mystischer und spiritueller Pracht zu schmücken.

Der Graf von Lemus, klug, wie er war, reiste unterdessen von Arganza nach Galicien ab, wohin ihn seine Ränke und Machenschaften riefen, und als er nach einer Weile zurückkehrte, war sein Betragen rücksichtsvoller und ehrbarer denn je.

Wer vermag sich nicht den traurigen und herzerreißenden Empfang vorzustellen, den der alte Tempelmeister dem Schildknappe seines Neffen bereitete, dem Überbringer einer solch schmerzlichen Kunde? Gerade hatte er die fürchterlichen Nachrichten aus Frankreich erhalten und sah nun den Untergang seines ruhmreichen Ordens unabwendbar herannahen, als Millán in sein Gemach geleitet wurde. Dieser Schlag traf ihn noch härter, weil ihm

als Edelmann der Ruhm seines Geschlechts am Herzen lag, das jetzt mit dem Tod des jungen Mannes, den seine Hände und Ratschläge zu einem Muster an Edelmut und Ritterlichkeit geformt hatten, ausgelöscht worden war. Der ehrwürdige Greis, im Krieg ergraut und im Orden für seine Tapferkeit und Härte berühmt, überließ sich seinem Schmerz wie ein Weib, und erst nach einer Weile gewann er, wie beschämt über seine Schwäche, die Hoheit über sich selbst zurück.

Seine bittere Wallfahrt fortsetzend, erreichte Millán schließlich die Burg von Cornatel und berichtete dem Komtur Saldaña von dem Vorgefallenen. Der Ritter nahm die Nachricht mit Fassung entgegen, fühlte in seinem Herzen jedoch einen stechenden Schmerz. Don Álvaro war es seit Langem als Einzigem gelungen, dieses Herz für sich zu gewinnen, das ganz von Eifer für seinen Orden und Plänen für dessen Vergrößerung erfüllt war. Außerdem ruhten auf dem ritterlichen und edelsinnigen Jüngling viele seiner blühendsten Hoffnungen, und so hinterließ sein Tod eine schreckliche Leere in ihm. Er blieb eine Weile nachdenklich, und schließlich, wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, fragte er Millán:

„Hast du den Leichnam deines Herrn nicht mitgebracht?“

Da erzählte ihm Millán die Gründe und Vorwände Don Juan de Laras, über die Saldaña nur den Kopf schüttelte:

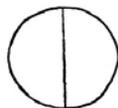
„Hier liegt irgendein Geheimnis vor.“

Der Schildknappe hörte ihn aufmerksam an und fragte dann:

„Wie denn, Señor? Denkt Ihr etwa, es wäre nicht wahr?“

„Wie denn? Wie denn?“, wiederholte der Komtur und besann sich; dann fügte er traurig hinzu: „Wie sollte es denn nicht wahr sein, armer Junge?“

Millán, der aus den Worten des Komturs gern eine Hoffnung herausgehört hätte, sah ein, wie töricht dies von ihm war; er verabschiedete sich von dem Ritter und kehrte nach Bembibre zurück. Wenige Tage später ließ er vor Gericht das Testament seines Herrn öffnen und sah sich mit fruchtbaren Ländereien, Weinbergen und Weideflächen bedacht und sein Vermögen gesichert. Der übrige Besitz sollte nach zahlreichen Schenkungen und milden Gaben dem Tempelorden zufallen.



Kapitel XVII

So vergingen einige Monate, bis Doña Beatriz ihrer Mutter eines Morgens, als sie von der Kapelle zurückkamen, wo sie lange gebetet hatten, mit ungemein heiterer und gefasster Stimme erklärte, dass sie gewillt sei, den Schleier der Schwestern von Villabuena zu nehmen:

„Ihr seht, Mutter“, sagte sie, „dass es sich um keine Entscheidung handelt, die im Aufruhr eines gerechten Schmerzes getroffen wurde. Bewusst habe ich so viele Tage verstreichen lassen, während deren sich in meiner Seele mehr und mehr dieser Entschluss verfestigt hat, der so unerschütterlich ist, dass er aus einer anderen, besseren Welt zu kommen scheint, einer Welt frei von den Schicksalsschlägen und dem Elend der unseren. Die Einsamkeit des Klosters ist das Einzige, was der tiefen Einsamkeit meines Herzens entspricht, und die Unermesslichkeit der Liebe Gottes das Einzige, was die Leere meiner Seele auszufüllen vermag.“

Doña Blanca war durch diese Erklärung, die sie nicht vorhergesehen hatte und die die Hoffnungen ihres Gatten wie auch ihre eigenen zunichte machte, wie vom Blitz getroffen. Als ihre Bestürzung ein wenig nachgelassen hatte, fand sie dennoch die Kraft zu antworten:

„Meine Tochter, die Tage meines Lebens sind gezählt, und ich glaube nicht, dass du mich deiner Fürsorge berauben willst, dem einzigen Balsam, der sie noch verlängert. Nach meinem Tod kannst du dein Gewissen befragen, und wenn du den Mut hast, dein Geschlecht so ins Verderben zu stürzen und deinen alten Vater in der Einsamkeit sterben zu lassen, möge der Herr dir vergeben und dich segnen, wie auch ich dir vergebe und dich segne.“

Doña Beatriz' Seele, von Natur aus edel und selbstlos und daher umso mehr zum Opfer bereit, je schmerzlicher es sich ihr darbot, war von diesen zärtlichen, aber auch leidvollen Worten tief erschüttert. Es war nicht leicht, von einer wohlüberlegten Absicht wieder abzurücken, doch der Gedanke an den Kummer ihrer Mutter, von der sie stets nur Trost und Zärtlichkeit erfahren hatte, untergrub die Fundamente ihres starken Willens. So gelang es Doña Blanca mühelos, ihr das Versprechen abzurufen, diesen Entschluss ihr gegenüber nie wieder zu erwähnen; indes wagte sie es nicht, sie zu bitten, gänzlich davon Abstand zu nehmen, weil sie auf die Zeit und ihre eigenen Bemühungen vertraute und genau wusste, welcher Rücksicht und Fürsorge ihre Tochter bedurfte.

Wenig später neigten sich die Tage der kranken, hinfalligen Doña Blanca tatsächlich ihrem Ende zu. Sie musste das Bett hüten, und ihre üblichen Leiden hatten sich in einen einzigen stechenden und drängenden Schmerz verwandelt. Das Alter, ihre ohnehin schwächliche Konstitution, der Verlust

ihrer Söhne, Doña Beatriz' Krankheit und Kummer sowie die verhängnisvolle Ungewissheit, in die sie deren Berufung ins Kloster gestürzt hatte, dies alles kam zusammen, um ihre letzten Lebensfäden zu durchtrennen. Die junge Frau konnte in der Verwirrung ihres Schmerzes nicht umhin, die Schuld an diesem Unglück zu einem großen Teil bei sich selbst zu suchen, und so begann zum ersten Mal die Spindel der Reue ihre Seele zu quälen. Selbst das Leid ihres Vaters schien mit seinem ganzen Gewicht auf ihr zu lasten; doch gewiss waren ihre Selbstvorwürfe haltlos, denn der Tod ihrer Mutter war ohnehin unwiderruflich besiegelt, und nur ihre unbeherrschten Gefühle vermochten ihr ein so selbstloses und liebevolles Verhalten wie das ihrige verwerflich erscheinen zu lassen.

Während ihrer Krankheit warf Doña Blanca ihrer Tochter immer wieder bedeutungsvolle und durchdringende Blicke zu und streckte die Hand nach ihr aus. Es schien, als ob sie ihr etwas mitteilen wollte, sich aber zurückhielt, um die Stunde des Abschieds nicht noch bitterer zu machen. Als die Krankheit schließlich ihren Höhepunkt erreichte, leistete ihr der Abt von Carracedo, der als Freund und Beichtvater der Familie nicht von ihrem Bett gewichen war, den geistlichen Beistand und die Tröstungen der Religion.

Durch sie schien die Kranke wieder an Lebenskraft zu gewinnen und überstand die Nacht, in der alle geglaubt hatten, dass sie ihren letzten Atemzug tun würde; doch ihre Seelenangst schien noch größer geworden zu sein. Die Morgenröte eines traurigen Regentages begann schon das bunte Glas der Fenster mit ihren Farben zu überziehen, als Doña Blanca die Hand ihrer Tochter nahm und mit erloschener Stimme sagte:

„Seit vielen Tagen lastet ein Gedanke auf mir; du könntest mich von ihm erlösen und mir einen friedlichen Tod bereiten.“

„Mutter!“, antwortete Doña Beatriz mit überschwänglicher Innigkeit, „mein Leben, meine ganze Seele gehören Euch. Was würde ich nicht tun, damit ihr zufrieden über Eure Tochter vor den Thron des Ewigen Vaters treten könnt?“

„Wie du weißt“, fuhr die Kranke fort, „wollte ich deinen Neigungen nie Gewalt antun ... Wie sollte ich es nun in der Stunde meines Todes tun, da mir die schreckliche Ewigkeit ihre Tore öffnet. Dein Wille ist frei, frei wie der der Vögel in der Luft; aber du weißt nicht, welche Ängste um deine Zukunft und das Geschick unserer Familie ich mit ins Grab nehme.“

„Hört auf, Señora“, rief Doña Beatriz mit schmerzlicher Ergebung, „ich bin zu allem bereit.“

„Ja“, antwortete die Mutter, „aber mit deinem vollen Einverständnis ... Wenn doch der edle Graf von Lemus dir nicht so unangenehm wäre, wenn er deine Strenge entwaffnet hätte, wie er die meine entwaffnet hat ... Der Himmel weiß, dass mein Ende dann ruhiger und glücklicher wäre.“

Da stieß Doña Beatriz aus ihrem tiefsten Inneren einen schmerzvollen

Seufzer aus und sagte:

„Soll der Graf kommen, und ich werde ihm auf der Stelle meine Hand geben, vor Euch!“

„Nein, nicht doch!“, riefen die Kranke und der Abt von Carracedo, der auf der anderen Seite des Bettes saß, wie aus einem Mund, wenn auch in unterschiedlichem Ton. „Das kann nicht sein!“

Doña Beatriz beschwichtigte beide mit einer würdevollen Geste und entgegnete gelassen:

„So soll es sein, denn es ist der Wille meiner Eltern, der mit meinem eigenen übereinstimmt. Wo ist der Graf?“

Don Alonso winkte einem Pagen, und dieser holte den edlen Gast unverzüglich herbei. Der Abt hatte unterdessen lebhaft gestikulierend auf den Herrn von Arganza eingeredet, und an dessen Gebärden wiederum war zu erkennen, dass er sich bei dem erzürnten Mönch entschuldigte. Der Graf von Lemus trat gemessenen Schrittes vor Doña Beatriz und ihre Mutter.

„Auf ein Wort, Herr Ritter“, sagte die junge Frau und zog ihn in den äußersten Winkel des Gemachs, wo sie kurz mit ihm sprach, bis sich der Graf tief vor ihr verneigte, die Hand wie als Zeichen der Zustimmung auf dem Herzen. Dann traten sie wieder vor Doña Blancas Lager, und die Jungfrau wandte sich an den Abt:

„Was zögert Ihr, Pater? Mein Wille steht fest, und Ihr müsst nur noch die heiligen Worte sprechen.“

Als der Abt das hörte, sprach er, wenn auch widerwillig und das Herz voll Bitterkeit angesichts dieses furchtbaren Opfers, mit heiserer Stimme die Formel des Sakraments, und Mann und Frau waren durch jenes ungeheuerliche Band miteinander verbunden, das allein die Hand des Todes wieder zu lösen vermag.

So vollzog sich Doña Beatriz' Hochzeit, bei der ein Totenlager als Altar diente und Grabeskerzen als Hochzeitsfackeln. Doña Blanca starb noch am selben Nachmittag, sodass statt der Jubelhymnen Klagen und Trauerlieder ertönten. Was zu solch einem Anlass gewöhnlich ein seltsamer Missklang gewesen wäre, entsprach ganz dem Geist dieser Hochzeit, aus der nur Früchte der Bitterkeit und des Unglücks hervorgehen sollten.

Als ihre Mutter erlöst war, klammerte sich Doña Beatriz so innig und krampfhaft an ihren Körper, dass es einiger Kraftanstrengungen bedurfte, sie von diesem Ort des Schmerzes fortzubringen. Der Abt und Don Alonso verweilten einen Augenblick allein vor dem noch warmen Leichnam.

„Arme, engelhafte Frau! Deine blinde Fürsorge und übermäßige Liebe haben Unglück über deine einzige Tochter gebracht. Mögest du in Frieden ruhen! Ihr aber“, fügte er hinzu und wandte sich mit der Geste eines Propheten an den Herrn von Arganza, „Ihr habt den Baum an der Wurzel verwundet, und seine Zweige werden Euer Haus nicht schützen. Weder

werdet Ihr in seinem Schatten sitzen noch seine Triebe auf Euren Feldern grünen sehen. In der Stunde des Todes wird Euch Einsamkeit umgeben, und die Träume, die Euch jetzt blenden, werden Euch zur schmerzlichen Qual gereichen.“

Mit diesen Worten ging er aus dem Zimmer und ließ Don Alonso allein zurück, der wie vernichtet auf einem Stuhl zusammensank, bis der Graf von Lemus kam, um nach ihm zu sehen, und ihn aus seiner Niedergeschlagenheit riss. Er nahm ihn mit sich, und zwei oder drei Jungfern und ein Priester traten herein, um bei dem Leichnam der Frau zu wachen, deren Größe und Reichtum bereits der elenden Enge des Grabes gehörten.

Kapitel XVIII

So sonderbar waren die Wege, auf denen Doña Beatriz' edelmütige und beherzte Seele der Last ihrer eigenen Selbstverleugnung erlag und die kurze Ruhefrist, die ihr die Zukunft verhieß, ihrem Wunsch nach Sühne opferte. In einer seltenen Verkettung unglücklicher Umstände schwanden ihre Träume von Glück einer nach dem anderen dahin, und als sie erwachte, fand sie sich als Gattin eines Mannes, dessen Niedertracht und Ruchlosigkeit sich in ihrer höllischen Blöße erst noch offenbaren sollten.

Die Tage ihres Glücks waren vorbei, und die Krone war ihr vom Haupt gefallen; bei all dem Unheil aber blieb ihr doch ein Trost, nämlich die Hoffnung, eines frühen Todes zu sterben und sich mit ihrem wahren Gemahl zu vereinigen, den sie sich in ihrer Jugend ausgesucht hatte und dessen Andenken sie überallhin begleitete wie die Feuersäule, die die Israeliten in dunkler Nacht durch die Wüste führte. Niemand wusste besser als sie, dass die Quellen des Lebens in ihrer Brust unter dem Sand der Einsamkeit und der Trostlosigkeit zu versiegen begannen und ihre ungestüme, glühende Seele, die unaufhörlich strebte, aus ihrem leiblichen Kerker auszubrechen, ihr bald entfliegen würde. Seit der Krankheit in Villabuena waren ihre Nächte unruhig, und die darauffolgenden Ereignisse hatten ihre Seelenangst noch gesteigert.

Der Tod ihrer Mutter schloss den Kreis der Einsamkeit und Schutzlosigkeit, in dem sie sich mehr und mehr gefangen sah, und da ihr Körper von so vielen Wirrungen und Schicksalsschlägen geschwächt war, wurde ihr Atem keuchend; zuweilen pochte ihr Herz heftig, und nur ein Strom von Tränen konnte die Beklemmung lindern, die sie in diesen Augenblicken verspürte; ein andermal wiederum fühlte sie ein sengendes Feuer durch ihre Adern fließen und ihren Puls heftig und lange schlagen; zugleich hatte sie Wahnvorstellungen oder fiel in eine Art Benommenheit, die oftmals viele Stunden andauerte. Ihr edler, wohlgestalter Körper, ein Muster an Anmut und Vollkommenheit, verlor seit Langem seine zarten Formen und die fröhlichen Farben der Gesundheit. Ihr Gesicht magerte unmerklich ab; ihre Blässe trat durch die karmesinroten Flecken auf ihren Wangen noch deutlicher hervor; ihre Augen bekamen mehr und mehr einen Glanz, der jedermann verriet, wie sehr Körper und Geist gleichermaßen litten. Und zu diesen körperlichen Anzeichen inneren Leidens kamen die raschen Gemütswechsel von äußerster Erregung zu Niedergeschlagenheit und Melancholie hinzu, die so deutlich die innige Verbindung von Körper und Geist offenbarten.

Auf die Pracht des Frühlings und die Hitze des Sommers war der

Herbst gefolgt und breitete seinen Farbenmantel über die Wälder, Berge und Weingärten des Bierzo aus. Schon fielen die ersten Blätter von den Bäumen, die Schwalben sammelten sich, um in mildere Gegenden zu ziehen, und auch die Störche, die um die Türme kreisten, auf denen sie ihre Nester gebaut hatten, bereiteten sich auf ihre Reise vor. Am Himmel hingen graue Wolkenfäden, durch die dann und wann ein bleicher, kraftloser Sonnenstrahl brach. Die ersten Regenfälle der Jahreszeit türmten am Horizont dichte Wolkenbänke auf, die, vom Wind zuweilen aufgewirbelt und zwischen die Felsspalten und über den Gebirgskamm verstreut, wie Federn aussahen, die die Windgeister in ihrem raschen Flug durch die Lüfte verloren hatten. Die Flüsse waren schon ein wenig trübe und angeschwollen, die Vöglein flogen von Baum zu Baum, ohne den Wohlklang ihres Gezitschers vernehmen zu lassen, und die Schafe zogen rau und traurig blökend über die grasentblößten Berghänge und Wiesen. Die ganze Natur schien sich von der fröhlichen Jahreszeit zu verabschieden und auf die lange, dunkle Trauer des Winters einzustellen.

Gegen drei Uhr nachmittags mochte es gewesen sein, als an einem dieser Tage zwei Ritter in voller Bewaffnung und mit gesenktem Helmsturz vom Manzanalpass zu den fruchtbaren Ufern von Bembibre herunterkamen, gefolgt nur von einem Schildknappen mit gebräuntem Gesicht und krausem Haar. Der eine von ihnen, dem Anschein nach der jüngere, trug eine schwarze Rüstung, einen Schild ohne Wappenspruch und einen schwarzen Helm bekrönt mit einem überaus schönen Federbusch in derselben Farbe, der anmutig im Wind flatterte. Ihm musste sehr daran gelegen sein, nicht erkannt zu werden, wenn er sich unter einem derartigen Kostüm verbarg. Der andere, der mit seiner leicht gekrümmten Haltung und seinen weniger behänden Bewegungen etwas älter zu sein schien, war zweifellos ein Tempelritter, denn er trug das weiße Gewand mit dem roten Kreuz und auf seinem Schild das Wappen des Ordens: zwei Ritter auf einem Pferd. Mit einigem Abstand zogen etwa fünfzehn oder zwanzig bewaffnete Männer, ebenfalls mit den Insignien des Tempelordens versehen, hinter den beiden her.

Es war der Tag, den die Kirche zum Gedenken der Toten bestimmt hat, und die Glocken riefen allerorten die Menschen zur Abendmesse, um für die Seelen ihrer Verstorbenen zu beten. Die Frauen gingen bedeckt mit ihren Mantillen aus grober schwarzer Wolle zur Kirche und brachten, wie es Sitte war, in ihren Weidenkörben Brot und Kerzen aus gelbem Wachs als Opfergaben mit. Und auch die Männer, in weite Umhänge gehüllt, begaben sich schweigsam und ernst zum Gottesdienst.

Da die Bevölkerung im Bierzo seit jeher weit verstreut ist, liegen die einzelnen Ortschaften hier so dicht beieinander, dass man sowohl die eigenen Glocken als auch die der anderen klar unterscheidbar vernehmen

kann. Die Stunde des Gebets, die den Jäger auf einer einsamen Bergspitze überrascht, hat einen Zauber und eine unbeschreibliche Feierlichkeit an sich, weil die verschiedenen Geläute, nah und kräftig die einen, verschwommen und gedämpft die anderen, fast unhörbar und vage die entferntesten, wenn sie sich in der Abenddämmerung über die stillen Täler ergießen, einen lang andauernden wehmütigen Mehrklang ergeben und die Seele mit unbekanntem Regungen erfüllen.

Unsere beiden Reisenden waren indessen am helllichten Tag unterwegs, und so entbehrten die Landschaft und die Musik der Glocken jenes Mysteriums, das die herannahende Nacht jeglichen Erlebnissen und Gefühlen verleiht; aber dem tiefen Schweigen nach zu urteilen, das sie wahrten, schienen die getragenen Glockenklänge, die wie eine Trauersymphonie auf den Untergang der Welt von allen Hügeln und Ebenen herüberschollen, ihre Seele tief zu rühren. Wer weiß, woher die beiden Fremden kamen und ob sie nicht aus der Gegend stammten? Wer weiß, ob die metallenen Stimmen, die jetzt allein vom Tod sprachen, am Tag ihrer Geburt nicht eine Freudenhymne angestimmt und sie an Festtagen mit ihrem Geläut geweckt hatten und ihnen tausend alte Geschichten und Erinnerungen in den Sinn brachten? Vielleicht wurden tatsächlich solche Gedanken in ihnen wachgerufen, doch sie teilten sie einander nicht mit und ritten schweigsam und in sich gekehrt weiter, eilenden Schrittes und ohne auf die Blicke der einfachen Bauern zu achten. Schließlich umrundeten sie den Steilhang von Congosto und folgten dem abfallenden Weg ins Bierzo.

Am selben Nachmittag war Doña Beatriz mit all ihren Bediensteten und Vasallen zum Totenfest der Christenheit gegangen und hatte voll Inbrunst über dem frisch verschlossenen Grab ihrer Mutter gebetet, die sie so sehr geliebt hatte und noch immer liebte. Auch hatte sie Gott um die ewige Ruhe des Mannes ersucht, der sie mit so tiefer Treue verehrt hatte und dessen Gebeine in fremder Erde ruhten, fern von seinen Eltern und Geschwistern. An diesem Tag allgemeiner Traurigkeit zogen die kurzen Freuden ihres Lebens, die Szenen des Schmerzes, die ihnen gefolgt waren, das Grab, das ihre irdischen Hoffnungen still verschlungen hatte, und der Kerker ihres verhängnisvollen Ehebundes, der ihre Gedanken auf den Flügeln der Religion immerfort in die Gefilde der Zukunft emportrieb, wie ein belebtes Panorama an ihr vorbei.

Mit solchen Bildern war ihr Herz noch bedrückter als sonst, und nach der Messe hatte sie noch etwas an der frischen Luft verweilen wollen, ein Verlangen, das in seiner Heftigkeit deutlich zeigte, wie geschwächt ihr Körper war. Also ging sie mit ihrer getreuen Martina eine der vielen Baumalleen entlang, die durch das Wäldchen und die Gärten des altherwürdigen Herrenhauses verliefen, und setzte sich, von ihrem

kurzen Spaziergang erschöpft, an den Stamm eines laubreichen Nussbaumes, unter dem ein reines Bächlein mit klee- und minzebedeckten Ufern ruhig dahinfloss. Die Ellenbogen auf die Knie und den Kopf in die Hände gestützt, sah sie mit der Niedergeschlagenheit, die auf ihre heftigeren Anfälle stets folgte, den klaren Wassern nach.

Die treue, liebevolle Dienerin, die vielleicht als Einzige den Kummer ihrer Herrin in seiner ganzen Tiefe kannte und sich ernsthafte Sorgen darum machte, wohin ihre verhängnisvolle Schwermut noch führen würde, hatte sich ein Stück abseits niedergelassen, daran gewöhnt, diese Augenblicke der Zerstreung und Mutlosigkeit zu respektieren, die Doña Beatriz' Seele in ihrem stummen Aufruhr zu wahrer Ruhe gereichen konnten. Das arme Mädchen hatte sich in der bittersten Stunde nicht von seiner Herrin trennen wollen, weil es, im selben Haus aufgewachsen, für sie bei aller standesgemäßen Achtung und Ergebenheit auch die Zärtlichkeit einer Schwester empfand. Millán, der seine redliche Liebe zu ihr mit der Ehe zu krönen wünschte, war immer wieder mit Ausflüchten vertröstet worden, die zwar nicht recht nach seinem Geschmack waren, aber doch Entschuldigung bei ihm fanden, denn wenn sein Herr noch leben und seiner Hilfe oder Gesellschaft bedürfen würde, so müssten auch alle Martinas der Welt warten, ja sogar bis zum Jüngsten Gericht. Nur eines betrübte ihn, nämlich zu sehen, dass sich die heitere und lebhaftige Natur des Bauernmädchens durch all die Schrecken und Traurigkeiten ein wenig verändert hatte und selbst die leuchtenden Farben von den Rosen ihrer Wangen gewichen waren. Dennoch bewahrte sie sich ihre Anmut und vor allem ihr gutes Herz, das ihr die Zuneigung aller sicherte.

„Heute“, sagte sie bei sich, während sie zu ihrer Herrin hinübersah, „fühlt sich die Ärmste endlich mal ein bisschen wohler, weil der Alte und der andere Vogel in den Bergen sind und was weiß ich für Ränke treiben. Gott möge mir vergeben, er ist mein Herr und hat mir die Ohrgehänge und die Kette geschenkt, die ich in meinem Kästchen aufbewahre, aber das geht mir gewaltig gegen den Strich. Eines steht fest: Wer Don Álvaro kannte, so ungestüm er zuweilen auch sein mochte, der weiß, dass der Graf mit seinem ganzen Besitz und seiner Prahlerei ihm nicht im Mindesten das Wasser reichen kann. Ich hätte ihn sofort geheiratet. Weiß der Teufel, welcher böse Geist unserer frommen Herrin in der Stunde des Todes eine solche Torheit in den Kopf gesetzt hat. Gott hab sie selig! Aber was den Herrn angeht, der nicht im Sterben lag und im Vollbesitz seiner Sinne und Kräfte war, ich weiß nicht, ob es mit seinem Hochmut und seinen Träumereien ein gutes Ende nehmen wird. Ich habe noch im Ohr, was der Abt von Carracedo zu ihm gesagt hat. Der ist hier seitdem

auch nicht wieder aufgekreuzt. Wahrlich, ich habe oft an seine Worte gedacht, und wenn ich sehe, wie meine Herrin nachts keinen Schlaf findet und wie sie leidet, dann habe auch ich ein Weh im Herzen. Gott steh mir bei! Und wie glücklich hätten wir alle sein können! Möge den Schuldigen am Jüngsten Tag Gnade widerfahren.“

So weit war die gute Martina in ihren Überlegungen gekommen, als sie Schritte hinter sich vernahm. Sie wandte den Kopf und erblickte die massige Gestalt Mendos, der keuchend zu ihr gelaufen kam, wobei ihm eine große Neuigkeit ins breite, rotbäckige Gesicht geschrieben stand.

„Was ist, Mendo?“, fragte das Mädchen, das keine Gelegenheit ungenutzt verstreichen ließ, irgendeine Zote auf ihn abzu feuern. „Warum machst du ein Gesicht wie ein erschrockenes Täubchen? Du siehst aus, als hättest du wieder mal ein Gespenst gesehen.“

Diese Anspielung auf die Sorge und den Verdruss, die ihm Milláns etwas allzu häufige Besuche bereiteten, war nicht recht nach dem Geschmack des guten Reitknechts, und er hätte auch gewiss darauf erwidert, wenn ihm nur sofort etwas eingefallen wäre; da aber die Schnelligkeit des Geistes nicht zu seinen Stärken zählte und die Nachricht, die er überbrachte, dringend war, antwortete er lediglich:

„Was das Gespenst angeht, so kann es sein, dass ich es verscheucht habe, indem ich ein Kreuz auf seinem Rücken schlug; aber darum geht es nicht. Als ich Reduán, den Hengst, gerade am Gitter des Geheges festband, kamen plötzlich zwei Ritter auf mich zu; der eine war so ein Totenbeschwörer von Templer. Sie fragten mich nach Doña Beatriz, sagten, sie hätten mit ihr zu reden. Übrigens schien mir, ich würde das Pferd des einen kennen.“

„Besser wäre, du würdest den Reiter kennen; sag, wie sah er denn aus?“

„Beide tragen den Helmsturz gesenkt, und der, der kein Templer ist, sieht mit seiner schwarzen Rüstung aus wie der leibhaftige Teufel.“

„Dieser Besuch gibt mir zu denken. Ob ich es der Herrin sage?“

„Na klar musst du es ihr sagen, denn ich soll ja mit einem Bescheid zurückkommen. Zwar haben sie sehr höflich mit mir geredet, aber wenn ich ihnen keine Antwort bringe ... Gott weiß, was dann geschieht. Mit den beiden ist nicht zu spaßen.“

Doña Beatriz, die die letzten Worte der Unterhaltung mit angehört hatte, ersparte ihnen weiteres Kopfzerbrechen und fragte sie, worum es sich handele, worauf Mendo ihr Wort für Wort wiederholte, was er schon Martina erzählt hatte.

„Ein Tempelritter!“, sagte sie wie zu sich selbst. „Ach, vielleicht wollen sie meinem Vater oder dem Grafen eine ehrenvolle Lösung vorschlagen, um den Krieg abzuwenden, der uns droht, und ich bin als

Vermittlerin ausersehen. Sie sollen sofort herkommen“, sagte sie zu Mendo. „Auch für diesen edlen Orden ist nun die Stunde des Unglücks gekommen! Gebe Gott, dass es nicht der Meister ist!“

„Aber, Señora, hier wollt Ihr sie empfangen, und allein?“

„Sei nicht albern, Mendo“, entgegnete Doña Beatriz, „was hat eine Dame von der Anwesenheit zweier Ritter zu befürchten? Geh, sie sollen keinen Grund haben, sich über unsere Höflichkeit zu beklagen.“

„Der Teufel steckt in unserer Herrin“, murmelte der Stallmeister vor sich hin. „Selbst vor der wildesten Bestie hätte sie keine Furcht! Aber vor den Templern muss man sich in Acht nehmen. Diese erklärten Hexenmeister können sie in eine Ratte verwandeln! Nein! Sobald ich ihnen die Nachricht überbracht habe, werde ich die Leute im Haus warnen. Sicher ist sicher.“

Gleich als sie die Erlaubnis erhielten, betraten die in ihren Rüstungen unkenntlichen Ritter den Garten, ohne abzusetzen, und der Reitknecht führte sie bis zu der Stelle, wo sich seine Herrin aufhielt.

„So!“, sagte er missvergnügt über ihr zwangloses Eintreten. „Kommen einfach rein, als wären sie hier zu Hause! Also nein! Wenn sie sich auch nur im Geringsten ungebührlich benehmen, ich schwöre, dann werden sie es bereuen.“

Und mit diesen Worten ging er ins Haus.

Kurz bevor sie Doña Beatriz erreichten, stiegen die Fremden aus dem Sattel, und der Ritter in der schwarzen Rüstung trat unsicheren Schrittes auf sie zu, gefolgt von dem Templer. Die junge Frau starrte ihm mit entsetzten Augen entgegen und verfolgte sprachlos jede seiner Bewegungen, wie im Bann einer übernatürlichen Erscheinung. Würde das Grab jemals seine Ketten sprengen, so hätte sie geglaubt, Don Álvaros Geist stehe vor ihr. Der Ritter nahm langsam seinen Helm ab und sagte mit einer Stimme wie aus der Gruft:

„Ich bin es, Doña Beatriz!“

Martina stieß einen furchtbaren Schrei aus, fiel kraftlos zu Boden und schloss die Augen, um nicht das Gespenst Don Álvaros sehen zu müssen, für das sie den Ritter wegen seiner Blässe und seiner zitternden, hohlen Stimme hielt. Ihre Herrin unterlag zwar derselben Täuschung, doch weit davon entfernt, vor dem Bild ihres Geliebten zurückzuschrecken, stürzte sie mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu, fürchtend, dass er sich in Luft auflösen könnte, und rief in einem Ton, der aus tiefstem Herzen kam:

„Ach! Bist du es, geliebter Geist, bist du es wirklich? Wer schickt dich noch einmal in dieses Tal der Tränen und der Frevel, das deiner unwürdig ist? Seit deinem Tod folgen meine Augen unablässig der Leuchtspur, die deine Seele in den Lüften hinterließ, als sie sich zum Empyreum aufschwang, und ich hege keinen anderen Wunsch mehr, als mich mit dir

zu vereinen.“

„Haltet inne, Doña Beatriz“, entgegnete der Ritter (wie unsere Leser gewiss vermuten werden, war es Don Álvaro selbst und nicht sein Geist, der ihr erschienen war), „denn ich weiß noch nicht, ob ich diesen Augenblick, der uns vereint, segnen oder verfluchen soll.“

„Ach!“, antwortete Doña Beatriz, ohne auf seine Worte zu achten, und befühlte seine Hände und gepanzerten Arme. „Aber bist du es denn wirklich? Lebst du?“

„Ich lebe, ja“, bestätigte er, „obwohl man zu Recht sagen könnte, ich käme geradewegs aus der Gruft.“

„Gerechter Gott!“, rief sie im Ton der Verzweiflung aus. „Er ist es wirklich! Ich Elende! Was habe ich nur getan?“

Mit diesen Worten wich sie einige Schritte zurück und lehnte sich Arme ringend an den Stamm eines Baumes.

Don Álvaro warf einen flüchtigen Blick auf den Tempelritter, der auch sein Visier hochgeklappt hatte und niemand anderes als der Komtur Saldaña war. Dann ging er auf Doña Beatriz zu und sagte in einem Ton, der scheinbar ehrerbietig und ruhig, in Wahrheit aber zornig und wild war:

„Señora, der Komtur, den Ihr hier vor Euch seht, hat mir versichert, dass Ihr die Gattin des Grafen von Lemus seid, und obwohl ich ihm die Freiheit und das Leben verdanke und sein Alter ihm die Achtung aller sichert, hätte ich ihm um ein Haar die Zunge herausgerissen, mit der er diese Worte sagte, und das Herz aus dem Leibe. Jetzt sehe ich, dass er die Wahrheit sprach, und doch bleiben mir noch immer so viele Zweifel, dass wenn Ihr sie mir nicht zerstreut, ich es niemals werde glauben können.“

„Was er Euch gesagt hat, ist die reine Wahrheit“, antwortete Doña Beatriz. „Geht mit Gott und beendet dieses Gespräch, das gewiss unser letztes gewesen sein wird.“

„Zweifellos, es wird unser letztes gewesen sein“, fuhr er im selben Ton fort, „dennoch werdet Ihr mich anhören müssen. Es ist also die Wahrheit, sagt Ihr? Das tut mir für Euch mehr leid als für mich selbst, denn Ihr seid jämmerlich tief gesunken und habt mich niederträchtig betrogen.“

„Aber, ach! Nein!“, rief Doña Beatriz und rang die Hände. „Niemals ...“

„Hört mich weiter an“, unterbrach Don Álvaro sie mit einer harten, gebieterischen Geste. „Ihr wisst noch immer nicht, wie sehr ich Euch liebte. Ich hatte weder Familie noch Eltern, nur meinen guten Onkel, und Ihr wart alles für mich auf Erden, alle meine Hoffnungen ruhten allein auf Euch, so wie Adler, wenn sie des Fluges müde sind, auf dem

Kirchturm ruhen. Ach, und wie heilig war für mich Eure Seele, und als mir das Glück seine Pforten öffnete, ging ich nicht gleich hinein, sondern suchte erst meine menschlichen Schwächen abzulegen. Mit Euch hat sich mein Leben von Grund auf verändert: Die Wallungen der Phantasie, die Trugbilder der Begierde, die Träume von Ruhm, die kriegerischen Gefühle, das alles hatte nun ein Ziel, das alles richtete sich auf Euch. Wenn ich an Euch dachte, läuterten sich meine Gedanken; überall sah ich Euer Bild wie einen Widerschein des Göttlichen; ich strebte mich zu veredeln, um Euer würdig zu sein, und verehrte Euch, wie ich einen gefallenen Engel nicht mehr hätte verehren können, der über die mystische Leiter der Liebe wieder in den Himmel aufsteigen wollte. Ich hielt es für ein göttliches Geschenk, in Euren Augen Gnade zu finden. Ihr wart für mich die Vollkommenheit auf Erden, und mein Geist mühte sich unaufhörlich, dem Euren ebenbürtig zu werden. Der Himmel weiß, dass ein einziges Lächeln von Euch und das Glück, wenn meine Lippen Eure Hand berührten, überreicher Lohn für alle meine Bemühungen waren.“

Don Álvaro's männliche Stimme hatte nach und nach ihre wütende Unbeherrschtheit verloren und war, obschon er sich dagegen wehrte, immer sanfter geworden, bis sie schließlich dem Gurren einer Turteltaube ähnelte. Doña Beatriz stand, von einer tiefen Regung beherrscht, mit niedergeschlagenen Augen da, bis ihr schließlich reichliche Ströme von Tränen über das schon welke, aber immer noch schöne Gesicht liefen. Als sie Don Álvaro's letzte Worte vernahm, verdoppelte sich ihr Leid; sie warf ihm einen jammervollen Blick zu und sagte mit von Schluchzen unterbrochener Stimme:

„Oh, ja, wirklich! Wir wären über die Maßen glücklich gewesen! Aber so viel Glück hatte keinen Platz in diesem engen Tal der Tränen.“

„Noch in Euch die Erhabenheit, die Euch in meiner Einbildung auszeichnete“, entgegnete der betrubte Ritter. „Erinnert Ihr Euch an die Nacht in Carracedo?“

„Ja, ich erinnere mich“, antwortete sie.

„Erinnert Ihr Euch an Euer Versprechen?“

„Es ist so gegenwärtig in meinem Gedächtnis, als hätte ich es soeben abgelegt.“

„Nun gut, hier bin ich, ich komme, Euer Wort einzufordern, denn noch ist kein Jahr vergangen, und verlange den Lohn für meine Liebe zu Euch und mein grenzenloses Vertrauen. Was ist aus Eurer Treue geworden? Ihr schweigt und schlägt die Augen nieder? Antwortet mir ... ich bin es doch, der Euch fragt. Ich befehle es Euch im Namen meiner zerstörten Hoffnungen, meines gegenwärtigen Unglücks und der Einsamkeit und Bitterkeit, die Ihr auf meine Zukunft gehäuft habt!“

„Das spielt alles keine Rolle mehr“, erwiderte sie. „Der Komtur hat Euch die Wahrheit gesagt: Ich bin die Frau des Grafen von Lemus.“

„Beatriz“, rief der Ritter aus, „um Euretwillen, um meiner selbst, erklärt Euch! Darin steckt doch irgendein teuflisches Geheimnis, ohne Zweifel. Seht, ich möchte Euch nicht verachten, ich möchte, dass Ihr Euch entschuldigt, dass Ihr Euch rechtfertigt; wenn ich Euch schon verliere, dann möchte ich nicht auch noch Euer Andenken verfluchen. Sagt mir, dass sie Euch vor den Altar gezerrt haben, sagt mir, dass sie Euch mit dem Tod bedroht und Euren Verstand mit höllischen Machenschaften in Verwirrung gestürzt haben; sagt mir irgendetwas, das Euch das Licht zurückgibt, dessen Verdunkelung mein Herz mit Galle und Finsternis erfüllt.“

Doña Beatriz verfiel erneut in Schweigen, als Martina, die sich von ihrem Schreck schon wieder erholt hatte und begriff, dass es wirklich der Herr von Bembibre war, der vor ihr stand, nicht als Geist, sondern als Leib und Seele, nicht umhinkonnte, für ihre Herrin zu antworten:

„Ja, Señor, ihre Mutter hat sie gezwungen, und zwar auf die schlimmste Art und Weise, denn sie selbst wollte natürlich ins Kloster gehen und dort auf Euch warten, obwohl alle sagten, dass Ihr von uns gegangen wäret, und dann eine ebenso fromme Nonne werden wie ihre Tante, die Äbtissin. Und außerdem ...“

„Schweig, Martina“, unterbrach ihre Herrin sie heftig, „und Ihr, Don Álvaro, glaubt ihr kein Wort, denn ich selbst habe über meine Hand frei verfügt, im Beisein des Abtes von Carracedo, der mich getraut hat. Ihr seht also, es war keine Gewalt im Spiel.“

„Demnach habt Ihr Euch allein vom Weg der Wahrheit abgewandt? Das tut mir leid für Euch. Ich sage es Euch noch einmal, weil Ihr meine Liebe herabwürdigt, die die reinste Flamme meines Lebens war. Wer hätte dereinst ahnen können, dass ich Euch für geringer und verächtlicher halten würde als den Staub auf der Straße?“

„Don Álvaro!“, unterbrach ihn der Tempelritter. „Wie könnt Ihr Euch so vergessen und eine Dame beleidigen?“

„Lasst ihn nur, edler Greis“, antwortete Doña Beatriz, „Recht hat er, sich zu erzürnen und den Tag zu verfluchen, da er mich zum ersten Mal sah. Don Álvaro“, fuhr sie fort und wandte sich wieder an ihn, „Gott wird eines Tages zwischen uns richten, denn er besitzt als einziger den Schlüssel zu meiner Brust, und seinen Augen allein sind ihre Geheimnisse offenkundig. Ich bitte Euch nur, mir zu vergeben, denn mein Leben wird nicht mehr lange währen, und ich möchte nicht mit der Last Eures Hasses auf meinem Herzen sterben. Lebt wohl; geht rasch, denn Euer Leben und vielleicht meine Ehre sind gerade jetzt, da wir uns für immer verabschieden, in Gefahr. Ich bitte Euch nochmals, mir zu vergeben und

die zu vergessen, die Eure ehrliche Ritterlichkeit so schlecht zu lohnen wusste.“

Diese Worte, die sie mit so viel Bescheidenheit und Sanftmut sprach, in denen aber dennoch ein sonderbarer Tonfall mitschwang, schienen Don Álvaro bei all seinem Kummer und Zorn das ungeheure Opfer zu enthüllen, das sich dieses himmlische Geschöpf auferlegte. Der metallene Klang ihrer Stimme hatte etwas Starkes und Schwaches zugleich an sich, als wäre diese Musik ein Widerhall ihrer Seele, den ihr erschöpfter Körper in seiner ganzen Reinheit vergebens zu wiederholen versuchte. Don Álvaro bemerkte auch die Spuren, die der Kummer und das Leid auf ihrem Gesicht hinterlassen hatten, das ein Muster an edler und blühend schöner Anmut gewesen war. Sein Zorn und Verdruss verwandelten sich erneut in unwillkürliche Rührung; er trat näher auf sie zu und sagte mit überströmendem Herzen:

„Beatriz, bei Gott, wenn es Euch in diesem Leben oder in dem nächsten von Nutzen sein kann, löst mir dieses dunkle Rätsel, das wie eine Eisdecke auf mir lastet und mich erdrückt. Zerstreut meine Zweifel ...“

„Meint Ihr“, unterbrach sie ihn im selben schmerzlichen und ernsten Ton, „wir hätten noch nicht genug aus dem Kelch des Leidens getrunken, dass es Euch so sehr nach neuem Kummer dürstet?“

„Ach, Herrin meiner Seele!“, rief Martina panisch. „Was sehe ich dort auf der großen Allee? Wir Unglückseligen! Mein Herr, der Graf und alle Bediensteten des Hauses! Mein Gott, was soll nur geschehen?“

Da geriet Doña Beatriz aus ihrer Niedergeschlagenheit in fürchterliche Aufregung; sie packte Don Álvaro mit der einen Hand am Arm, wies ihm mit der anderen einen zwischen den Bäumen versteckten Pfad und sagte verstörten Blickes und mit heiserer, sich überstürzender Stimme:

„Hier entlang, Unglücklicher! Folgt diesem Weg bis zum Gartenzaun, und Ihr werdet ihnen zuvorkommen. Oh, mein Gott! Deshalb hast du ihn noch einmal zu mir geführt? ... Aber was tut Ihr denn? Seht, sie kommen! ...“

„Lasst sie nur kommen“, sagte Don Álvaro, dessen Augen schon bei der bloßen Erwähnung des Grafen sonderbar gefunktelt hatten.

„Heiliger Himmel! Seid Ihr bei Sinnen? Seht Ihr denn nicht, dass Ihr allein seid und sie viele und bewaffnet? Oh, lächelt nicht so geringschätzig! Ich bin nur eine arme Frau, die nicht weiß, was sie sagt! Ich weiß wohl, dass Euer Mut über alles siegen wird, aber denkt an meinen Ruf, den Ihr durch den Dreck ziehen werdet, und opfert mich nicht Eurem Stolz! Ach, um Gottes willen, edler Komtur, bringt ihn fort von hier; sie werden ihn töten, und ich werde in meiner Ehre befleckt

sein.“

„Beruhigt Euch, Señora“, antwortete der Greis, „Flucht würde uns alle noch weit mehr entehren, und was Euren Ruf angeht, so wird keiner an ihm zweifeln, wenn dieses weiße Haar als sein Bürge eintritt.“

Der Lärm kam näher, und das hitzige Stimmengewirr schien ein entschlossenes Handeln anzukündigen.

„Wie Ihr seht, ist es schon zu spät“, sagte Don Álvaro, „aber beruhigt Euch“, fügte er ironisch lächelnd hinzu, „denn dies ist nicht der Ort und schon gar nicht die Gelegenheit zum Blutvergießen.“

Doña Beatriz begriff, wie vergeblich ihre Bemühungen waren, und sank ermattet und mutlos unter dem Nussbaum zusammen, der das Bächlein beschattete.





Kapitel XIX

Wie unsere Leser vermuten werden, war der Reitknecht mit seiner törichten Angst an diesem unerfreulichen Vorfall schuld, denn gleich als er sich von den Fremden verabschiedet hatte, war er ins Haus gelaufen, um die Bediensteten zu alarmieren, obwohl es gar keinen Grund dafür gab. Der Zufall wollte es, dass der Graf und sein Schwiegervater unerwartet zurückgekehrt waren, und als sie auf ihre beunruhigten Leute trafen, die sich gerade anschickten, ihrer Herrin in der vermeintlichen Gefahr zur Hilfe zu eilen, begaben sie sich mit ihnen dorthin. Auch sie waren ein wenig argwöhnisch, denn der erbarmungslose und wenig ehrenhafte Meinungskrieg, den man gegen die Tempelritter führte, und die Vorbereitungen jeglicher Art, die man unablässig vorantrieb, ließen sie irgendeinen Akt der Rache oder Einschüchterung befürchten.

Als Don Álvaro und der Komtur die lärmende Menge näher kommen hörten, klappten sie wie auf Kommando den Helmsturz herunter und erwarteten zwei Bronzestandbildern gleich deren Ankunft. Als Erstes tauchten das breite Gesicht und die plumpe Gestalt des guten Mendo auf, der, höchst zufrieden mit seiner Rolle in dieser Sache, keinem anderen den Vortritt lassen wollte. Er war ganz außer Atem und schwitzte aus allen Poren.

„Martina! Martina!“, rief er. „Und die Herrin? Was haben sie mit ihr gemacht?“

Das Mädchen zeigte auf Doña Beatriz und sagte mit leiser, wütender Stimme:

„Du unglückseliger Narr! Was hast du bloß angerichtet?“

Derweil waren auch die anderen gekommen, und während Don Alonso und sein Schwiegersohn den Fremden gegenüberstanden, bildeten die Bediensteten, durch deren gelassene und ehrfurchtgebietende Haltung in die Schranken gewiesen, einen Kreis um sie herum. Dann trat der Graf mit seiner hochmütigen Höflichkeit vor und richtete das Wort an den Ritter in der schwarzen Rüstung:

„Ihr werdet mir verzeihen, Ritter, dass ich Euch nach dem Grund so eigenartigen Besuchs frage und Euch bitte, mir Euren Namen und Euer Gesicht zu enthüllen.“

„Ich bin“, antwortete dieser und schob das Visier hoch, „Don Álvaro Yáñez, Herr von Bembibre, und bin gekommen, um von Doña Beatriz Ossorio die Erfüllung eines Versprechens einzufordern, das sie mir vor einiger Zeit gegeben hat.“

„Don Álvaro“, riefen beide wie aus einem Mund, wenn auch mit unterschiedlichem Ton und Gesichtsausdruck, der Herr von Arganza mit unschuldigem und ehrlichem Erstaunen, der Graf mit Ärger, Verwunderung,

Scham und Demütigung zugleich. Er war zwei Schritte zurückgetreten und fügte bebend hinzu:

„Ihr hier?“

„Mein Kommen überrascht Euch?“, antwortete Don Álvaro sarkastisch. „Bei Gott, das kann ich mir denken. Ihr habt damit gerechnet, dass der Tod oder wenigstens das Alter mich in dem Kerker überfallen würde, den Ihr und Euer Freund, der edle Infant Don Juan, mir bereitet hattet, nicht wahr?“

„Ah, Don Juan Núñez!“, murmelte der Graf leise, noch immer ein Opfer seiner Verwunderung.

„Ihr beklagt Euch noch über ihn?“, fragte Don Álvaro im selben ironischen Ton. „Wie undankbar Ihr seid, bei meinem Leben. In den sechs Monaten, die meine Grabesruhe gedauert hat, habt Ihr doch, wie ich höre, erreicht, was Ihr wolltet, und Euch mit Doña Beatriz vermählt. So mächtig, wie Ihr jetzt seid, könntet Ihr Euch, wenn die Tempelritter erst einmal vernichtet sind, beinahe zum König von Galicien krönen lassen. Sollte ich indes vor der Zeit gekommen sein und Euch damit Umstände bereiten, so kehre ich gern in meinen freudenreichen Palast zurück und warte auf Euren Befehl, um wieder heraustreten zu dürfen. Was würde ich nicht alles tun, um die Gunst eines Ritters zu gewinnen, der zu den Gefallenen so edel, zu den Starken so großzügig und zu allen so ehrlich und treu ist?“

Don Alonso und seine Tochter, als nähmen sie an einem Schauspiel aus einer anderen Welt teil, hörten stumm und bestürzt zu und begannen erst jetzt die niederträchtigen Machenschaften zu durchschauen, die im Mittelpunkt dieses beklagenswerten Dramas standen. Schließlich bezwang Don Alonso den Aufruhr der Gefühle, der sich in seiner Brust erhob, und sagte zum Grafen:

„Stimmt es, was Don Álvaro erzählt? Ihr wart nämlich nicht überrascht, ihn zu sehen, sondern nur, ihn hier zu sehen. Stimmt es, dass ich, meine Tochter und wir alle Marionetten in einem teuflischen Ränkespiel sind?“

Der Graf, der schon über Don Ávaros Spott verärgert war, fühlte bei diesen Fragen seinen Hochmut wiederkehren:

„Ich bin niemandem auf dieser Welt Rechenschaft über meine Taten schuldig“, antwortete er mit düsterer Miene. „Was Euch angeht, Herr von Bembibre, so erkläre ich, dass Ihr lügt wie ein gemeiner Bauer und Niedriggeborener, der Ihr seid. Wer ist der Bürge für Eure Verleumdungen?“

„Hier bin ich es“, antwortete der Komtur und gab sein ehrwürdiges, von Falten durchzogenes Gesicht zu erkennen, „in Kastilien Don Juan de Lara und vor den Gerichten des Königs dieses Schriftstück“, fügte er hinzu und zeigte auf eine Aktenmappe.

„Ha, Verräter“, rief der Graf, zog sein Schwert und ging auf Don Álvaro los. „Ich werde mich von meiner Schmach gleich hier mit deinem Blut reinwaschen. Verteidige dich!“

„Haltet inne, Graf!“, entgegnete Don Alonso und trat zwischen sie. „Diese Ritter befinden sich auf meinem Grund und Boden und stehen unter dem Gesetz der Gastfreundschaft. Außerdem lässt sich eine solche Schmach nicht durch ein zweifelhaftes Duell hinwegnehmen. Vielmehr müsst Ihr den König um einen Gerichtskampf im Beisein aller Granden Kastiliens ersuchen und so Eure leider befleckte Ehre wieder reinwaschen.“

„Auch müsst Ihr bedenken“, fügte Don Álvaro ernst hinzu, „dass es eine Frage des Ranges ist. Ihr habt Euch mit Eurem Hinterhalt auf die Stufe von Gemeinen herabgelassen und seid nicht mehr meinesgleichen, weshalb ich mich nicht mit Euch messen kann.“

„Nun gut“, antwortete der Graf, „ich kenne Eure List, aber das wird Euch nichts nützen. Ihr tapferen Vasallen!“, fuhr er fort und wandte sich an die Leute. „Legt mir diese Betrüger als Rebellen und Verräter an König Don Ferdinand von Kastilien auf der Stelle in Ketten. Herr von Bembibre, Komtur Saldaña, ich nehme Euch im Namen des Königs fest!“

„Dass sich keiner der Meinen rührt“, rief Don Alonso, „oder ich lasse ihn hier an dem höchsten Baum aufhängen.“

Doch unter allen Anwesenden waren nur drei oder vier Leute des Herrn von Arganza; die anderen gehörten dem Grafen an, und daran gewöhnt, jedweden Befehl sofort auszuführen, schickten sie sich an, auch diesmal zu gehorchen. Zwar waren es kaum mehr als ein Dutzend Männer, doch wirkten sie beherzt und waren halbwegs bewaffnet, so dass es ihnen, mit einem tapferen Anführer wie dem Grafen, nicht schwerfallen würde, mit zwei einzelnen Rittern fertigzuwerden, von denen der eine schon alt und der andere zwar jung, aber seinem Gesicht nach zu urteilen entkräftet war. Außerdem befanden sie sich auf einem von Mauern umschlossenen Grundstück und waren zu Fuß, weshalb jede Flucht zwecklos schien. Doch statt sich zu ergeben, waren sie offenbar gewillt, sich mit aller Kraft zu verteidigen. Don Alonso, der einsah, dass seine Proteste nutzlos waren, hatte sich auf ihre Seite gestellt und schien ihnen helfen zu wollen, aber unbewaffnet, wie er war, würde es den Leuten seines Schwiegersohns ein Leichtes sein, ihn vom Kampfplatz abzudrängen.

Da erhob sich Doña Beatriz, trat zwischen die erbitterten Feinde und sagte mit ruhiger Strenge zu dem Grafen:

„Diese Ritter sind Euch ebenbürtig, und Ihr könnt keinerlei Macht über sie ausüben. Außerdem verbieten es die Gesetze des Rittertums, dass Personen einander Gewalt antun, über deren Verfehlungen Gott und die Menschen zu richten haben. Seid edelmütig und bekennt, dass Euch ein Ausbruch des Zorns vom Weg der Ritterlichkeit abgebracht hat.“

„Der König hat befohlen, die Tempelritter und alle, die ihnen beistehen, festzunehmen, und ich als sein Vasall bin verpflichtet, ihm zu gehorchen.“

„So wie Ihr seiner edlen Mutter in der Angelegenheit von Monforte

gehört habt“, rief der Tempelritter bitter aus.

„Außerdem, Señora“, fuhr der Graf fort, als hätte er den Spott nicht gehört, „Ihr vergesst gewiss, dass es Euch nicht ziemt, für Euren Liebhaber zu bitten, mit dem ich Euch allein und an unüblichen Orten antreffe.“

„Nicht mich entehren diese Verdächtigungen“, entgegnete sie sanft, „sondern die niederträchtige Brust, die sie gebiert und nährt, denn der Himmel weiß, dass ich Euch nicht einmal in Gedanken beleidigt habe. Jedenfalls verzeihe ich Euch nur, wenn Ihr diese edlen Ritter verschont.“

„Sorgt Euch nicht um uns, großherzige Doña Beatriz“, antwortete der Komtur, „dieser Streit wird ohne Blutvergießen zu Ende gehen, und wir werden diesen schändlichen Ritter bezwingen.“

Nach diesen Worten gab er dem Pagen oder Diener, der ihn begleitete, ein Zeichen; der griff nach dem Jagdhorn, das ihm an einem bestickten Riemen von der Schulter hing, setzte es an die Lippen und entlockte ihm drei hohe, klangvolle Töne, die in der Ferne widerhallten. Sofort war, einer nahen Erderschütterung gleich, der rasende Hufschlag von Schlachtrossen zu vernehmen, und kurz darauf tauchten die Reisigen auf, die unseren Rittern bereits durch die Ländereien von Bembibre gefolgt waren. Sie hatten sich hinter Bäumen und Hecken nahe dem Eingangstor versteckt gehalten, mit dem Befehl, zu verhindern, dass man es verschloss, und beim ersten Signal herbeizueilen.

Mendo hatte in seiner Eile nicht daran gedacht, ihnen den Weg zu versperren, und so hatte keiner der Anwesenden mit einer solchen Wendung rechnen können. Die Reisigen des Tempelordens, die in der Überzahl und weit besser gerüstet waren als ihre Gegner und zudem auf stolzen Pferden saßen, waren so urplötzlich aufgetaucht, dass es die Leute für eine der Teufelskünste hielten, deren sich die Tempelritter angeblich bedienten, und glaubten, die Erde habe sie ausgespien und eine Hilfslegion böser Geister folge ihnen nach. So ergriffen sie unter fürchterlichem Geschrei, wobei sie alle Heiligen ihres Glaubens um Hilfe anriefen, die Flucht. Der Graf hingegen rührte sich nicht von der Stelle; zwar schwebte er nach seinem niederträchtigen Verhalten in höchster Gefahr, doch sein Stolz ließ keinen Gedanken an Flucht zu. Er blieb also und blickte hochmütig auf seine Feinde, als wenn die Rollen vertauscht wären.

„Und jetzt, Schurke?“, fuhr ihn Saldaña zornig an. „Welche Gnade erwartet Ihr jetzt von uns, wenn nicht die, dass wir Euch in der Burg von Ponferrada mit einem kräftigen Strick an einem Hakennagel aufhängen, damit Euresgleichen lernen, die Gesetze des Rittertums zu achten?“

„Das hätte ich auch mit Euch gemacht, wenn ich Euch in meiner Gewalt gehabt hätte“, antwortete er kaltblütig. „Ich werde mich nicht beklagen, wenn Ihr mich in meiner eigenen Münze bezahlt.“

„Eure Münze gilt nichts unter Edelleuten. Geht also hin in Frieden, in

irgendetwas müssen wir uns ja unterscheiden“, sagte Don Álvaro, „doch wisset: Wenn ich Eure Herausforderung jetzt als Ritter und unabhängiger Herr nicht angenommen habe, so könnt Ihr mich künftig im Dienst der Tempelritter finden, denn morgen werde ich in den Orden aufgenommen.“

Ein Blitzstrahl wilder Freude schien im düsteren Gesicht des Grafen auf, und er antwortete:

„Dort werden wir uns wiedersehen, und so wahr Gott lebt, werdet Ihr mir dann nicht so leicht entweichen wie jetzt, und Eure Kerkertüren werden sich nicht so schnell öffnen wie die von Tordehumos und seinem verräterischen Burgherrn.“

Mit diesen Worten ging er davon, wobei er sich noch einmal zornig nach ihnen umsah, ohne seinen Schwiegervater und seine Gattin auch nur eines Blickes zu würdigen, was indes kein geringes Glück war, denn gewiss hätte sich diese verdorbene Seele an der Bestürzung ergötzt, die Don Álvaros schreckliche Erklärung bei Doña Beatriz ausgelöst hatte.

„Ist es ein Traum, was ich soeben gehört habe?“, fragte die Unglückliche und sah ihn mit verlorenem Blick und Todesblässe auf den Wangen an. „Ihr? Ihr ein Tempelritter?“

„Daran zweifelt Ihr?“, gab er zurück. „Hat Euer Herz Euch das denn nicht gesagt?“

„Ach! Und Euer edles Haus?“, antwortete Doña Beatriz. „Euer erlauchtes Geschlecht, das mit Euch erlischt?“

„Und habt Ihr nicht andere, noch viel edlere, erlauchtere und heiligere Dinge erlöschen sehen? Wart Ihr nicht dabei, als das Standbild des Glaubens von seinem Sockel gestoßen wurde, als die Sterne verblichen und vom Himmel herniederstürzten und das Universum in dunkler Nacht verblieb. Eure Augen sind vielleicht nicht Zeuge dieser Szenen geworden, ich aber habe sie mit denen meiner Seele gesehen und kann sie nicht ungesehen machen.“

„Oh, doch!“, rief Doña Beatriz. „Verachtet mich, spottet meiner, sagt, dass ich Euch hinterhältig betrogen habe, schleift mich über die Erde, aber nehmt nicht das Gewand der Tempelritter. Wisst Ihr denn nicht, welch schreckliche Szenen sich in Frankreich abgespielt haben? Wisst Ihr nicht um den Hass, der in der ganzen Christenheit gegen Euch entflammt ist?“

„Was wollt Ihr? Gerade das hat mich ja bewegt, ihrem Banner zu folgen. Denkt Ihr, ich gehöre zu denen, die die Unglücklichen im Stich lassen?“

„Schon gut, trifft mich mit der Klinge Eurer Worte mitten ins Herz; ich werde mich nicht verteidigen; aber seid ein Mann, bekämpft Euren Schmerz und lasst nicht das erlauchte Blut stocken, das in Euren Adern fließt!“

„Ihr müht Euch vergebens, Señora; ich habe dem Komtur mein Wort verpfändet.“

„Das stimmt“, sagte der Greis bewegt, „doch bedenkt: Ich nahm es nicht an, weil Ihr es im Aufruhr der Gefühle gabt.“

„Dann bekräftige ich es jetzt. Wie könnten mich solche fadenscheinigen Einwände von meinem Vorsatz abhalten und welchen Anteil mag schon die mächtige Gräfin von Lemus an meinem Schicksal nehmen?“

Doña Beatriz, von diesen fürchterlichen Worten wie erschlagen, antwortete nur noch mit kaum hörbaren, dumpfen Seufzern. Don Álvaro, dessen verletzte Brust unter dem Ansturm widerstreitender Gefühle wogte wie das Meer bei drehenden Winden, rief außer sich und mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes:

„Beatriz! Beatriz! Rechtfertigt Euch, sagt mir, dass Ihr mich nicht verraten habt. Mein Herz ruft mir zu, Ihr bedürftet meiner Vergebung gar nicht! Reißt diesen Schleier weg, der Euch in meinen Augen in den Farben der Tücke und Niedertracht erscheinen lässt.“

Da trat der Herr von Arganza mit ernster und schmerzerfüllter Miene auf Don Álvaro zu und fragte:

„Wisst Ihr denn gar nichts über die Umstände, die zur Hochzeit meiner Tochter geführt haben?“

„Nein, bei meinem Ritterwort“, antwortete dieser.

Don Alonso wandte sich zu seiner Tochter um, blickte sie mit einer unerklärlichen Mischung aus Trauer und Zärtlichkeit an und sagte zu Don Álvaro:

„Ihr sollt alles erfahren.“

„Oh, nein, Vater! Lasst ihn bei seinem falschen Urteil; vielleicht werden die Wunden seiner Seele verheilen, wenn das Glüheisen des Stolzes sie ihm ausbrennt. Bedenkt, dass Ihr ihn nur noch unglücklicher machen werdet!“

„Stolz, Doña Beatriz!“, entgegnete der betrübte Ritter. „Mein Stolz wart Ihr und meine Schmach Euer Fall.“

„Nein, meine Tochter“, antwortete Don Alonso, „der fromme Abt von Carracedo hat es mir vorausgesagt, doch erst heute ist mir die Binde von den Augen gefallen. Was nützt es, dass du mich mit dem Mantel deiner Barmherzigkeit bedeckst, wenn du die Stimme meines Gewissens damit nicht zum Schweigen bringen kannst?“

Dann erzählte er Don Álvaro ausführlich von den Begebenheiten, die zu Doña Beatriz' Opfer geführt hatten, und den warnenden Worten des Abtes von Carracedo, die sich an diesem Tag auf so traurige Weise zu erfüllen begannen, wobei er sich selbst in den dunkelsten Farben darstellte. Das Verhalten des Greises war wahrlich frevelhaft gewesen, doch alles Gold, aller Ruhm und alle Macht der Welt hätten ihn nicht dazu bewogen, sein einziges Kind in die Arme eines solch ruchlosen Mannes zu geben. Das edle Handeln der jungen Frau, ihre Selbstlosigkeit, eine derart schwere Schuld auf sich zu nehmen wie die, die ihr Geliebter ihr unterstellte, nur damit er sie für seiner unwürdig hielte und so leichter über den Verlust ihrer Liebe hinwegkäme, kurzum, diese ungeheuerliche Selbstverleugnung hatte dem alten Mann das

Herz zerrissen. Er beendete seinen Bericht unter fürchterlichen Wehklagen und schlug sich auf die Brust. Eine lange Zeit verharrten alle in Schweigen, bis Don Alvaro mit einem tiefen Seufzer sagte:

„Ihr hattet Recht, Doña Beatriz, dass mich eine solche Erklärung nur noch unglücklicher machen würde. Ich habe Euch zweimal geliebt und zweimal verloren. Hart ist die Prüfung, die mir die Vorsehung auferlegt! Doch der Himmel weiß, welch unaussprechlicher Trost es für mich ist, Euch rein und strahlend zu sehen wie die Sonne auf ihrem höchsten Stand. Wir werden uns nicht wiedersehen, aber hinter den Ordensmauern werde ich Euer gedenken.“

Doña Beatriz brach erneut in bittere Tränen aus, als sie merkte, wie unbeirrbar er auf seinem Entschluss beharrte, und er fügte hinzu:

„Weint nicht. Es heißt, der Ritterschaft drohe die Vernichtung. Ich glaube das nicht, doch selbst wenn es so wäre, wie könnte es Euch da wundernehmen, dass ich die Ruinen meiner Hoffnung unter den erhabenen Ruinen des Ordens begraben will? Und seid Ihr nicht viel unglücklicher als ich? Denkt an Euer Leid, nicht an das meine ... Lebt wohl, ich bitte Euch nicht, mir Eure Hand zum Kusse zu reichen, denn sie gehört einem anderen, aber die Erinnerung an Euch wird in meinem Gedächtnis fortleben wie eine jener geheimnisvollen Blumen, die nur nachts ihre Kelche öffnen und dennoch rein und wohlriechend sind. Lebt wohl ...“

Don Alonso bedeutete ihm mit der Hand, dass er die schmerzliche Szene abbrechen solle.

„Ja, Ihr habt ja Recht. Lebt wohl für immer, denn wir werden uns nie, niemals wiedersehen!“

„Doch“, antwortete sie mit religiöser Schwärmerei und hob die Augen und Hände zum Himmel empor. „Dort oben werden wir uns wieder vereinen!“

Nach diesen Worten warf sie sich in die Arme ihres Vaters, und Don Álvaro zögerte nicht länger, er stieg mit einem Satz auf sein Pferd, gab ihm die Sporen und verschwand wie ein Blitz, gefolgt von dem Komtur und seiner kleinen Truppe. Als das Hufgetrappel verklungen war, wischte sie sich die Augen, machte sich sanft aus den Armen ihres Vaters los und blickte in das bekümmerte Gesicht des Greises, der, zu Boden starrend und bleich wie der Tod, mit einem Mal das Abscheuliche seines Tuns begriffen zu haben schien. Das merkte seine edelmütige Tochter, trat mit gelassenem, fast heiterem Gesichtsausdruck näher auf ihn zu und sagte:

„Aber beruhigt Euch doch, Señor. Wer hat nicht schon alles Pein und Mühsal ertragen? Wisst Ihr denn nicht, dass die Welt nur Übergang und Exil ist? Die Zeit bringt auch viel Gutes mit sich, und Gott sieht von seinem Thron unablässig auf uns herab.“

„Auf mich sollte er lieber nicht herabsehen!“, antwortete der Greis und schüttelte den Kopf. „Es wäre besser, wenn weder seine Augen noch die meinen in die Finsternis meines Gewissens eindringen! Tochter! Ach, meine

arme Tochter! Habe ich dich, Engel des Lichts, in die Arme eines Unwürdigen getrieben? Ja, du kannst getröstet sein, denn dein Opfer erhebt dich und verleiht dir Kraft; aber ich Elender, womit soll ich mich trösten? Ich, Mörder meiner einzigen Tochter, wie soll ich vor dem Gericht des Allerhöchsten Vergebung finden?“

„Was wollt Ihr?“, entgegnete Doña Beatriz. „Ihr habt mein Glück gewollt und es nicht gefunden; man hat Euch wie mich betrogen! ... Ergeben wir uns in unser Schicksal, denn es ist uns von Gott bestimmt!“

„Nein, meine Tochter, bemühe dich nicht, mich zu trösten, aber du sollst nicht diesem Unwürdigen angehören, ich werde zum König gehen, ich werde mit dem Pilgerstab in der Hand bis nach Rom gehen, ich werde mich dem Papst zu Füßen werfen und ihn bitten, dir deine Freiheit zurückzugeben und diesen abscheulichen Bund zu lösen ...“

„Hütet Euch wohl, Eure Ehre dem Gespött des gemeinen Volkes preiszugeben“, antwortete Doña Beatriz ernst. „Außerdem, Vater, wozu sollte mir die Freiheit noch nützen? Habt Ihr denn nicht gehört, dass er schon morgen ein Tempelritter sein wird?“

„Das belastet mein schuldhaftes Gewissen noch mehr!“, rief da der Herr von Arganza und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen. „So soll meinewegen auch ein derart vollkommener Ritter zugrunde gehen? Ach! Alle Wasser des Jordans könnten mich nicht von meiner Schuld reinwaschen!“

Doña Beatriz wandte noch eine Weile alle Mittel ihres Verstandes und den ganzen Schatz ihrer Zärtlichkeit auf, um den Kummer ihres Vaters zu zerstreuen. Als es schon dunkel wurde, begaben sich die beiden endlich ins Haus zurück, gefolgt von der nachdenklichen Martina, die von den Szenen des Nachmittags überaus betrübt und verwirrt war. Dort kamen ihnen einige Diener entgegen, die gerade nach ihnen sehen wollten, denn obwohl ihnen der Graf gesagt hatte, dass die Ritter friedliche Absichten hegten und sein Zorn ganz ungerechtfertigt gewesen sei, noch hinzufügend, dass sie die Unterhaltung ihres Herrn nicht stören sollten, begannen sie, da es schon spät wurde, sich doch Sorgen zu machen und wollten nicht länger warten.

Der Graf seinerseits, darauf bedacht, den unangenehmen Szenen aus dem Weg zu gehen, zu denen es mit seinem Schwiegervater und seiner Gattin immer wieder gekommen wäre, war überstürzt nach Galicien aufgebrochen und wollte es der Zeit und seiner Heuchelei überlassen, den entstandenen Riss wieder zu schließen; ein Entschluss, der, wie sich unsere Leser vorstellen können, Vater und Tochter in ihrem Seelenschmerz unendliche Linderung verschaffte. Aber es ist ein trauriger Trost, den wir in Abwesenheit der Menschen empfinden, die uns durch die Bande der Natur lieb und teuer sein sollten und doch, durch eine grausame Laune des Schicksals, unsere Abscheu und unseren Hass auf sich ziehen!

Kapitel XX

Unsere Leser mögen uns verzeihen, wenn wir noch einmal ein paar Schritte zurückgehen, damit sie erfahren, wie es zu den sonderbaren Vorfällen gekommen war, denen sie gerade beigewohnt haben. Auf diese Weise wollen wir sie nicht nur mit dieser wahren Geschichte bekannt machen, sondern auch einem Ritter Gerechtigkeit widerfahren lassen, von dem sie zu Recht eine schlechte Meinung haben werden, der aber nicht so bar jeder guten Gesinnung war, wie sie vielleicht denken. Dieser Ritter war Don Juan Núñez de Lara.

Wer immer seinen Hang zu Auflehnung und Unruhe kennt, von seiner Freundschaft mit dem Infanten Don Juan und seinem Undank für die Gunst und Gnade des Königs weiß, wird leicht geneigt sein zu glauben, dass solche Eigenschaften ausreichten, um die guten Keime zu ersticken, die vielleicht in seiner Seele schlummerten. Aber dem war nicht so: Don Juan Núñez mochte aufsässig, hartnäckig und ruhelos sein, doch hatte er niemals gegen die heiligen Gesetze der Ehre und des Rittertums verstoßen. Wir haben schon bemerkt, als ihm Don Álvaro in die Hände gefallen war, wie höflich er ihn behandelte und mit welcher Gastfreundschaft er ihn in Tordehumos aufnahm. Bald kam es zum Gespräch mit dem Infanten über die Bullen von Papst Clemens zur Verfolgung der Tempelritter, und da wurde Don Juan Núñez von dem heimtückischen alten Ränkeschmied bewogen, Don Álvaro auf die eine oder andere Weise von seinem Bündnis mit dem Orden abzubringen. Beide waren davon überzeugt, dass der Sache der Tempelritter damit ein schmerzlicher Schlag versetzt würde, insbesondere im Bierzo. Nur zu gern hätte es der Infant gesehen, wenn Gift oder ein Dolch ihn von einem so furchterregenden Feind wie Don Álvaro befreit hätte; doch die bloße Andeutung dieses Planes stieß bei Don Juan Núñez auf solche Ablehnung, dass er ihm, wie wir bereits gesehen haben, mit dem Schwert antworten wollte. Also musste er mit seiner gewohnten Listigkeit die Segel streichen, und doch erreichte er nichts weiter, als dass man mit einem Schlafmittel den Tod des Herrn von Bembibre vortäuschen und ihn dann einsperren würde, bis der gemeinsame Feind besiegt wäre und ein Ritter so tapfer und berühmt wie er wieder ans Tageslicht treten dürfte.

Der niederträchtige Don Juan hütete sich davor, ihm den zweiten Teil seiner teuflischen Kabale zu enthüllen, denn er wusste genau, dass Lara, wenn er auch nur ahnte, dass es darum ging, einer Dame wie Doña Beatriz Gewalt anzutun, Don Álvaro auf der Stelle und ganz ohne Lösegeld freigelassen hätte, damit er mit seinem Schwert die Fäden dieses schändlichen Ränkespiels durchtrennte. So entschloss sich Don Juan Núñez unter dem Vorwand des öffentlichen Wohls zu einer Tat, die ihm später die

bittersten Früchte einbringen sollte; jedoch konnte er sich nicht ganz dazu durchringen, ohne es zuvor mit den Mitteln der Überredung zu versuchen, mehr, um sich selbst Genüge zu tun, als in der Hoffnung, etwas ausrichten zu können. Wozu ihm seine Mühen nützten, haben wir bereits gesehen; und noch in derselben Nacht mischte Ben Simuel einen Trunk, der Don Álvros Lebensgeister vollständig lähmte. Dann trat er durch eine Geheimtür in das Gemach, riss dem Ritter die Verbände ab, bespritzte das Bett mit Blut, das er eigens dazu vorbereitet hatte, und richtete die Szene her, die den guten Millán in solch tiefen Kummer stürzte und zunächst auch Lara selbst verstörte, so furchtbar sah alles aus, als wäre tatsächlich der Tod über ihn gekommen. Natürlich weigerte sich Lara, den vermeintlichen Leichnam zur Bestattung freizugeben; stattdessen brachten er und sein Leibarzt ihn am Abend nach der Totenfeier in ein tiefes Verlies unter einem der Ecktürme, zu dem sich kaum eine Seele verirrte. Dort fesselten sie ihn und ließen ihn allein, damit er, wenn er wieder zu Sinnen käme, nicht mehr Eindrücken ausgesetzt wäre, als ihm in seinem Schwächezustand nach der langen Lähmung zuträglich sein würden.

Don Álvaro kam nur ganz langsam wieder zu sich und brauchte lange, um zu erkennen, in welchem Zustand er sich befand. Er sah die Dunkelheit, die ihn umgab, dachte aber, es wäre Nacht; dann, als er eine Bewegung machte, spürte er die Fesseln an Händen und Füßen und begriff mit einem Mal seine Lage. Indes konnte er dank eines schwachen Lichtstrahls, der durch einen schmalen, sehr hohen Luftspalt an der Wand hereinfiel, erkennen, dass er in einem reich verzierten, weichen Bett lag und einige Schemel und Sessel verstreut im Raum standen, die einen eigenartigen Kontrast zu der Kahlheit der Wände und der Düsterei des Ortes bildeten. Seine Wunden waren mit größter Sorgfalt verbunden, und auf einer Steinbank neben dem Bett befand sich ein silberner Becher mit einem duftenden Getränk. Der Widerspruch zwischen dem engen Verlies, in dem er gefangen war, und diesen Aufmerksamkeiten hätte auch einen klareren und wacheren Geist als den seinen verwirrt.

Dann riss ihn das nahe Geräusch von Schritten, die eine steile Wendeltreppe herunterzukommen schienen, aus seinen Grübeleien. Ein Schloss wurde geöffnet, zwei oder drei Riegel zurückgeschoben, und schließlich traten zwei Personen durch die Tür, in denen er sofort Lara und den Rabbiner, seinen Leibarzt, erkannte. Ersterer hielt eine Lampe und einen Schlüsselbund in der Hand, der andere ein Tablett mit erfrischenden Getränken und eingelegten Früchten. Don Juan trat sichtlich verlegen auf den Gefangenen zu und sagte:

„Don Álvaro, zweifellos wundert Ihr Euch, was mit Euch geschehen ist; aber das Wohl Kastiliens verlangt es so, und es stand nicht in meiner Macht, anders zu handeln. Indes würde Euch ein einziges Wort aus Eurem Munde

die Freiheit zurückgeben: Entsagt Eurem Bündnis mit dem Tempelorden, und Ihr seid wieder Herr Euer selbst. Andernfalls werdet Ihr hier nicht herauskommen, denn wisset, dass alle Welt Euch für tot hält, außer Ben Simuel und mir.“

So geschwächt, dass er die Erinnerung an den vorigen Tag verloren hatte, überraschte es Don Álvaro, Lara und seinen Arzt hereintreten zu sehen; aber dann fiel ihm mit einem Mal alles wieder ein, und er erlangte einen Teil seiner Entschlossenheit und Kraft zurück. So antwortete er Don Juan:

„Dies ist nicht die rechte Art und Weise, einen Ritter wie mich zu behandeln, der ich in jeder Hinsicht Euresgleichen bin, und schon gar nicht, um mir ein Zugeständnis zu entreißen, das mich entehren würde. Dafür, Don Juan Núñez, werdet Ihr mir, zu Fuß oder zu Pferde, Genugtuung geben müssen, sobald meine Haft endet.“

„Daran besteht kein Zweifel“, antwortete Lara ruhig, „doch unterdessen möchte ich nach meiner Art mit Euch verfahren und Euch die Gefangenschaft erträglicher machen, die Euch aufzuerlegen mich allein die Macht der Umstände zwingt. Gebt mir also Euer Ritterwort, dass Ihr nicht versuchen werdet, aus diesem Kerker zu entkommen, bis ich Euch die Freiheit gebe oder diese Burg mit Gewalt oder durch Kapitulation eingenommen wird.“

Don Álvaro dachte eine Weile nach und antwortete dann:

„Ich gebe es Euch.“

Da nahm ihm Lara die Fesseln ab, händigte ihm die Schlüssel zu dem Verlies aus und sagte:

„Im Falle eines Angriffs könnte ich Euer Leben vielleicht nicht vor den Schrecken des Feuers und der Plünderung bewahren; deshalb lege ich Eure Sicherheit in Eure eigenen Hände. Lasst mich im Übrigen wissen, wenn Ihr etwas braucht, und Ihr sollt auf der Stelle zufriedengestellt werden.“

Don Álvaro dankte ihm, wiederholte aber dennoch seine Herausforderung.

Beim nächsten Besuch brachte ihm Lara seine Waffen mit und sagte, der Belagerungsring werde immer enger gezogen, und damit könne er sich, wenn es zum Angriff kommen sollte, gegen die Feinde verteidigen. Für diesen erneuten Vertrauensbeweis war ihm Don Álvaro sehr dankbar. Zum anderen sah er sich tausendfach mit Aufmerksamkeiten überhäuft und freundlich behandelt und war bald von seinen Wunden genesen.

Als er sein Wort gab, nicht auf Flucht zu sinnen, ließ ihn der Gedanke an Doña Beatriz, die so vielen Gefahren und Ränken ausgesetzt war, einen Augenblick zögern; doch das blinde Vertrauen, das er in sie setzte, zerstreute alle seine Bedenken. Was die Hilfe betrifft, die er seinem Onkel, dem Meister, und seinen Rittern würde leisten können, so schätzte er sie in seiner Bescheidenheit eher gering ein, und da er ihnen andererseits seine Burg

überlassen hatte, grämte ihn sein Schicksal nicht allzu sehr. Außerdem hatte Don Juan in die Bedingungen des Versprechens seine einzige vernünftige Hoffnung aufgenommen, nämlich die, dass der König den Burghern, einvernehmlich oder mit Gewalt, aus Tordehumos vertreiben würde, und so sah er keinen Grund, sich nicht auf solch feierliche Weise zu binden.

Aber so sehr es ihm widerstrebte, sich zu beklagen, und er es verachtete, um Gnade zu bitten, sehnte er sich im Tiefsten seines Herzens doch unablässig nach den Hügeln des Boeza und den Bergketten von Noceda, wo er so oft dem Keiler mit seinen Hauern, dem fürchterlichen Bären und dem flinken Reh hinterhergejagt war. An die reine Luft seiner heimatlichen Wiesen und Berge gewöhnt und von Natur aus geneigt, den ganzen Tag ziellos an den Klippen, in den entlegensten Tälern und auf den schroffsten Bergspitzen umherzuwandern, die Sonne untergehen, den Mond aufsteigen und die Sterne mit der Morgenröte verblassen zu sehen, wurde ihm die stickige Luft des Kerkers unerträglich, und seine Jugend welkte dahin wie eine Pflanze, die von einem verborgenen Wurm angefressen wird.

Nachts sah er im Traum die kühlen, rauschenden Flüsse seiner malerischen Heimat dahinfließen, gesäumt von Eschen, Pappeln und Weiden, die sich im Hauch der sanft säuselnden Winde anmutig wiegten; und dort, in der Ferne, wandelte eine weißgekleidete Frau, bald strahlend wie ein Meteor, bald bleich und traurig wie die Abenddämmerung eines Regentages, zwischen den Baumreihen umher, die ein einsames Kloster umgaben. Diese Frau, stets jung und schön, ähnelte Doña Beatriz und besaß ihre sanfte Gestalt, nie aber vermochte er ihr Gesicht deutlich zu erkennen. Dann stürzte er sich gewöhnlich aus dem Bett, um ihr nachzulaufen, und wenn er gegen die Kerkermauern stieß, verloren sich seine herrlichen Erscheinungen und wichen der bitteren Wirklichkeit, die ihn umschloss.

Dieser innere Kampf, den ihn sein Stolz zu verbergen zwang und der daher nur immer schmerzlicher wurde, hatte schon die lebhafteste Farbe der Gesundheit von seinem Gesicht gewischt, und Ben Simuel, wohl wissend, dass seine Fähigkeiten nicht ausreichten, um diese Art Leiden zu heilen, konnte nur Ratschläge geben und Sprichwörter aus der Heiligen Schrift vorlesen, die auf Don Álvaro, von Natur aus zu Betrachtungen geneigt, stets einen tiefen Eindruck machten. Don Juan Núñez, der sich nur widerwillig auf die abscheuliche Forderung des Infanten eingelassen hatte, schien sein unrühmliches Verhalten durch Gaben und Aufmerksamkeiten wiedergutmachen zu wollen, jedenfalls soweit es unter den gegebenen Umständen möglich war.

Unterdessen ging die Belagerung weiter und hielt der Druck auf die Eingeschlossenen unvermindert an, denn der König wollte nicht von seinem Bemühen ablassen, bis er seinen aufrührerischen Vasallen besiegt hätte. Nicht wenige Herren, Laras Verwandte und Verbündete, sahen diese

Hartnäckigkeit mit Sorge, und was die übrigen betrifft, so ließ die Befürchtung, dass die Königsmacht auf Kosten ihrer eigenen Rechte und Privilegien zunehmen würde, ihre Entschlossenheit schwinden; aber noch hatte keiner von ihnen das königliche Lager verlassen.

Eines Tages, kurz vor Sonnenaufgang, wurde Don Álvaro von einem tosenden Aufruhr inner- und außerhalb der Burg aus dem Schlaf gerissen: Hufgetrappel und das Wiehern von Pferden, der Klang von Trompeten und Trommeln, das Geschrei der Garnison und von Leuten jenseits der Burgmauern, das Knirschen der Ketten an den Zugbrücken und die eilenden Schritte der Reisigen und Armbrustschützen. Schließlich verlagerte sich das Getöse in die Innenhöfe der Burganlage, und Don Álvaro, während, der Kampf sei ausgebrochen, wollte schon nach seinem Schwert greifen, zögerte dann aber doch, verwundert, weder das Aufeinanderschlagen von Waffen noch Wehklagen und Verwünschungen des Kampfes noch jenes beängstigende und fürchterliche Durcheinander zu vernehmen, das an erstürmten Orten stets herrscht. Im Gegenteil, die Stimmen klangen nach Eintracht und Freude, und nach einer Weile war nichts weiter zu hören als jenes dumpfe Gemurmel, das von großen Menschenmengen ausgeht.

Aus alledem schloss Don Álvaro, dass Don Juan eine ehrenvolle Einigung mit dem König erreicht haben musste und dessen Männer freundschaftlich und friedlich in die Burg gekommen waren. Dieser Gedanke ließ Freude in ihm aufsteigen, und so erwartete er mit lebhafter Ungeduld den Besuch eines seiner beiden Kerkermeister und ging hastig in seiner Zelle umher. Wenig später, sobald es heller Tag war, trat Don Juan Núñez herein, vor Freude und Stolz strahlend und mit dem Gebaren eines Mannes, der dank seiner Beharrlichkeit und Verwegenheit über alle Schwierigkeiten obsiegt hat.

„Nein, das Geschlecht der Laras wird vor einem König von Kastilien nicht zu Kreuze kriechen; es steht nicht mehr in seiner Macht, mich hier in Tordehumos zu bedrängen oder auch nur vor den Burgmauern noch länger auszuharren. Jetzt wird dieser junge und schlecht beratene König auf eigene Kosten lernen müssen, seine Granden zu achten und als seinesgleichen anzuerkennen.“

Dies waren die ersten Worte, die sich aus der Fülle seines stolzen Herzens ergossen und Don Álvaros eitle Gedanken und Hoffnungen mit einem Mal zunichte machten. Als Lara nach diesem Ausbruch der Freude wieder zu sich gekommen war und die umwölkte Stirn seines Gefangenen sah, bereute er seinen Leichtsinns und bat ihn tausendmal höflich um Verzeihung, dass er ihm auf diese Weise eine Neuigkeit verkündet hatte, die ihn natürlich betrüben musste.

Don Álvaro fragte ihn nach dem Grund für seine stolze Freude, und so erfuhr er, dass sich Don Pedro Ponce de León und Don Hernán Ruiz de

Saldaña auf seine Seite geschlagen hätten, aus Freundschaft zu ihm ebenso wie aus Verärgerung über die lange Dauer der Belagerung und den Starrsinn des Königs. Durch diesen Abfall sei das königliche Heer so geschwächt und das seine so gestärkt worden, dass der Monarch sich den widrigen Umständen werde beugen und auf die Forderungen seines vom Glück begünstigten Vasallen werde eingehen müssen. Don Juan erzählte seinem Gefangenen auch von dem wachsenden Unmut und Groll, der sich in ganz Spanien gegen die Tempelritter richte, und dass der König nur darauf warte, dass die Belagerung ende, um sich anschließend ihre sämtlichen Ländereien und Burgen anzueignen, die sie noch nicht hätten herausgeben wollen.

„Und ist es möglich“, rief er schließlich aus, „dass sich ein Ritter wie Ihr so von seinen Brüdern abwendet, bloß um eine Sache zu verteidigen, an die keiner mehr glaubt?“

„Ich sagte es Euch schon“, antwortete Don Álvaro wütend, „niemand wird mich von dem Pfad der Ehre abbringen können. Ihr aber werdet vielleicht eines Tages in der Spitze meiner Lanze den Lohn für diese ungerechte Haft finden, die Ihr mich erdulden lasst.“

„Wenn ich durch Eure Hände sterbe“, entgegnete Lara mit Mäßigung, „wird mich ein solcher Tod nicht entehren; doch so eigenartig Euch mein Verhalten auch erscheinen mag, noch viel schwärzer würde es sich meinen Augen darbieten, wenn ich den Arm nicht in Fesseln legte, der dieses Haus der Niedertracht und des Lasters so tatkräftig unterstützen würde.“

Mit diesen Worten verschloss er die Tür und verschwand. War er wirklich von der Schuld der Tempelritter überzeugt oder waren seine Worte nur die Frucht des Ehrgeizes und der Politik? Beide Möglichkeiten rangen in seiner Seele um die Vorherrschaft, denn obwohl sein Ehrgeiz groß war und seine Erziehung ihm nicht gestattete, sich den plumpen Glauben des gemeinen Volkes zu eigen zu machen, vermochte auch er sich letztlich nicht über den Stand einer unwissenden und ungebildeten Epoche zu erheben, die die Verleumdungen gegen den Tempelorden umso bereitwilliger für wahr nahm, je ungläubwürdiger und ungeheuerlicher sie vorgebracht wurden.

Man kann sagen, dass Don Álvaro erst jetzt, da seine letzte Hoffnung zerstört war, die ganze Härte seiner Gefangenschaft zu spüren begann. Der Konflikt, in den sein Onkel Don Rodrigo allem Anschein nach verwickelt sein würde, verstärkte sein brennendes Verlangen, ihm zu Hilfe zu kommen, und er dachte mit Sorge an die Gefahren, die Doña Beatriz während seiner völligen Abgeschiedenheit von der Außenwelt bedrängen mochten. Er besaß die Schlüssel zu seinem Gefängnis, an der Wand hingen seine Rüstung und sein Schwert, doch mehr als alle Riegel und Wachen der Welt hielt ihn sein eigenes Ritterwort gefangen. Mehr als einmal verfluchte er den Leichtsinn, mit dem er es verpfändet hatte, denn wäre dieses Gelöbnis nicht

gewesen, so hätte er sich, selbst gefesselt oder in Ketten, vielleicht irgendwie zu befreien vermocht, woran er, edel und ritterlich, wie er war, jetzt nicht einmal im Traum zu denken wagte. Über diesen Widrigkeiten und Kümernissen schwanden zusehends seine Kräfte, so dass sich Ben Simuel für den Fall, dass sich die Haft noch länger hinziehen sollte, ernsthafte Sorgen zu machen begann.





Kapitel XXI

Dem unglücklichen Gefangenen war indessen verborgen geblieben, dass es fern von Tordehumos, in den Bergen seiner Heimat, einen Mann gab, dessen treues Herz, einer unwillkürlichen Ahnung folgend, den Gedanken an seinen Tod von sich wies und nur darauf sann, den Schleier zu lüften, der über dem Vorgefallenen lag. Dieser Mann war der Komtur Saldaña. Eine Stimme, die gewiss vom Himmel kam, hatte ihm einige Zweifel an Don Álvaros Schicksal eingeflüstert. Es schien ihm eigenartig, und zu Recht, dass Don Juan Núñez darauf beharrte, den Leichnam bei sich zu behalten, und damit gegen die übliche Praxis verstieß, Tote ihren Freunden oder Verwandten zu übergeben und ihnen die Ehre der Bestattung am Ort ihrer letzten Ruhe nicht vorzuenthalten. Zum anderen hatten die Umstände, die der Tragödie vorausgegangen waren, etwas Geheimnisvolles an sich, das ihn in seinen Zweifeln noch bestärkte, denn er hätte Lara niemals einen kaltblütigen Mord zugetraut. Aber da Milláns Bericht alle überzeugt und befriedigt hatte und sich sein, Saldañas, Verdacht eher auf Ahnungen denn auf Vernunftgründen stützte, wagte er mit Rücksicht auf die Würde seines Alters und seiner Weisheit kaum, seinen Gedanken offen auszusprechen, der ihm zweifellos als senile Torheit und Schwäche ausgelegt worden wäre.

Dennoch schlug dieser Gedanke von Tag zu Tag tiefere Wurzeln in ihm, bis er, müde geworden, sich selbst im Traum mit ihm herumzuschlagen, einen Brief an den Meister schrieb, mit der entschiedenen Bitte, ihn nach Kastilien reisen zu lassen, um sich nach dem Verbleib von dessen Neffen zu erkundigen. Don Rodrigo brachte ihm darauf zum Ausdruck, wie sehr ihn seine Zweifel wundernahmen, und verweigerte ihm die Erlaubnis, um die er gebeten hatte, denn es schien unklug, einen so wichtigen Posten zu verlassen, um einem Hirngespinnst nachzujagen. Der unerbittliche Graf von Lemus zog seine Leute schon in der Gegend von Valdeorras zusammen, und Saldañas Arm und Erfahrung durften angesichts der großen Gefahr, die ihnen drohte, nicht fehlen. Doch der Widerspruch ließ ihn nur noch stärker an seinem eigensinnigen Verdacht festhalten und gab seinem Begehren neue Nahrung, was bei einem so heftigen Charakter wie dem seinen nicht verwundern konnte, dessen Kraft und Verwegenheit mit den Hindernissen stets wachsen.

In der Waffenruhe, die der König und die Granden Kastiliens dem Orden gewährten, während sie um die Einnahme von Tordehumos bemüht waren, geschah es, wie bereits erwähnt, dass Don Pedro Ponce und Don Hernán Ruiz de Saldaña in dessen Mauern einzogen. Letzterer war mit dem alten Komtur eng verwandt, und so bot sich diesem eine überaus günstige Gelegenheit, seinen Zweifeln und Vermutungen auf den Grund zu gehen.

Gerade zu der Zeit besuchte der Meister die Festung von Cornatel, um sich von deren Gefechtsbereitschaft zu überzeugen, und da bat und beschwor ihn Saldaña so sehr, dass er ihn schließlich mit einem Auftrag ins Lager des Königs schicken musste, von wo aus er mit einem Geleitbrief seines Verwandten in die Burg gelangte.

Er überbrachte so schlechte Nachrichten, dass ihm mehr als einmal der Wunsch durch den Kopf ging, Don Álvaro in den Armen des ewigen Schlafes zu finden, denn er wusste, welch tiefe Wunde das unglückliche Ende dieser Liebe in sein Herz reißen würde, deren Reinheit und Feuer auch ihm nicht unbekannt waren. Von solchen Gedanken bedrängt, betrat er also Tordehumos. Sein Verwandter empfing ihn mit zärtlicher Herzlichkeit, Don Juan und die anderen Ritter mit der Höflichkeit und Achtung, die vielleicht nicht seinem Ordensgewand, aber doch seinem Alter und seiner seit dem Palästina-Krieg so berühmten Tapferkeit gebührten. Die Tempelritter erregten zweifellos großen Hass und Ablehnung; doch ihr Mut, die einzige ihrer ursprünglichen Tugenden, von der sie nicht abgefallen waren, ihre Macht und selbst die Geheimnisse ihrer Bruderschaft schützten sie vor jedweder Gewalt und Geringschätzung. Der Komtur bat Don Juan Núñez um eine geheime Unterredung, der, wenn er keine Einwände hätte, nur sein Verwandter als Zeuge beiwohnen sollte. Er gewährte sie ihm sogleich und sagte, Don Hernando sei nicht nur sein Freund, sondern habe ihm auch eine große Gunst erwiesen, weshalb er tief in seiner Schuld stehe. Die drei begaben sich in ein entlegenes Zimmer, wo sie neben einem Fenster Platz nahmen, und Saldaña wandte sich mit folgenden Worten an Lara:

„Stets hielt ich Euch, Don Juan de Lara, für einen der vollkommensten Ritter Kastiliens, nicht nur Eurer Herkunft, sondern auch Eurer Ritterlichkeit wegen; stets habe ich Euch gegen Eure Feinde verteidigt, denn ich sah, dass Ihr Eurem erlauchten Blut Ehre machtet.“

„Lasst ab von den Lobreden, die ich nicht verdient habe“, unterbrach ihn Don Juan, „so gern ich sie gerade aus Eurem Mund auch höre.“

„Wahrlich, aus meinem Mund ist wenig Lob gekommen“, antwortete Saldaña, „aber immer ehrlich, wie soeben. Wie groß musste da meine Verwunderung sein, als ich erfuhr, dass Ihr Euch zum Werkzeug unlauterer Pläne macht, indem Ihr Don Álvaro in den Tiefen der Erde festhaltet, als deckte ihn schon der Grabstein zu.“

Alles hatte Lara erwartet, nur nicht eine solch plötzliche und schwere Anklage, und so konnte er nicht anders als bestürzt sein. Das merkte der Komtur, und es zerstreute seine letzten Zweifel und Vorbehalte, denn er war sicher, dass Don Juan seinen Gefangenen freilassen würde, wenn er erst die schwarze Geschichte angehört hätte, die er ihm erzählen wollte. Indes fasste sich Lara wieder und antwortete mit verzogener Miene:

„Beim Leben meines Vaters, wenn Euch nicht Euer weißes Haar

schützte, würdet Ihr mich nicht so beleidigen. Wenn Don Álvaro starb, so war es ein Unglück und nicht meine Schuld. Sobald diese Belagerung zu Ende ist, werde ich ihn Euch mit allen gebührenden Ehren an das Tor Eurer Burg bringen, wenn sein Onkel, der Meister, Euch dazu bevollmächtigt.“

„Ach, Don Juan Núñez!“ entgegnete der Komtur, „wie schlecht stehen Euch diese falschen Ausflüchte an, Früchte einer verdorbenen Rede und in jedweder Hinsicht ehrvergessen! Ich wiederhole: Ihr habt Euch als Handlanger eines Ruchlosen verdingt, und Euretwegen ist einer edlen Señora Leid angetan worden. Euretwegen, Lara, der Ihr goldene Sporen trägt, Euretwegen, der Ihr durch Eure hohe Geburt verpflichtet seid, die Hilflosen zu beschützen, ja, Euretwegen ist eine der edelsten, bescheidensten und schönsten Damen des Königreichs León für immer ins Verderben gestürzt worden.“

Dann berichtete er rasch und mit lebhaften Worten von Doña Beatriz' Eheschließung, dem wahren Ziel der Machenschaften des Infanten Don Juan, der auf diesem Wege einem Günstling Vorschub leistete, auf dessen Unterstützung er zur Verwirklichung seiner Pläne und Hoffnungen zählte. Saldaña zeigte ihm mit seiner unbeirrbaren Art, die sich auf die Weisheit des Alters und die Kenntnis der Welt gründete, die glanzlose Rolle auf, die ihm die heimtückische Niedertracht des Infanten und des Grafen zugebracht hatte, um ihre schändlichen Absichten mit Erfolg zu krönen. Während dieser Ausführungen konnte Don Juan Núñez den Zorn nicht verhehlen, der bald sein Herz befiel und schließlich so heftig und fürchterlich wurde, dass ihm die Stimme eine Weile den Dienst versagte, er von einem krampfhaften Zittern erfasst wurde und seine Augen blutrot anliefen. Dreimal versuchte er sich von seinem Schemel zu erheben, und ebenso oft weigerten sich seine wackeligen Knie ihm zu gehorchen. Der Komtur, der merkte, was in seiner Seele vor sich ging, öffnete ein Fenster, damit er frischere Luft schöpfte, und versuchte ihn mit geeigneten Worten zu beruhigen. Als seine erste Wut verraucht war, brach Don Juan schließlich in Wehklagen und Verwünschungen gegen den Infanten und den Grafen von Lemus aus.

„Mir das anzutun!“ sagte er zähneknirschend und mit blitzenden Augen. „Mich in eine so verräterische und ruchlose Kabale zu verwickeln! Einen Núñez de Lara zum Mörder schöner Damen zu machen, während man edle Ritter ins Verlies sperrt! Ah, Infant Don Juan! Ah, Don Pedro de Castro! Ihr werdet mein Wappen mit Eurem Blut von dieser Schande reinwaschen, mit der Ihr es befleckt habt! Jawohl, edler Saldaña, Don Álvaro ist in meiner Gewalt, aber wie soll ich ihm jetzt mit dem hässlichen Makel meiner Schuld unter die Augen treten? Wie soll ich ihm sagen: Ich bin der, der Euch des Glücks beraubt hat? Ach, was macht es schon? Ich will ihm mein Verbrechen beichten, ihm meinen Hals darbieten! Möge es dem Himmel

gefallen, dass mich ein solcher Schritt demütigt, denn das würde beweisen, dass mein Gewissen doch nicht so schwarz und unrein ist! Kommt, kommt nur!“, sagte er und erhob sich mit schrecklicher Entschlossenheit. „Meine Bestrafung lege ich in seine Hände.“

„Nein, Don Juan“, antwortete der Komtur und packte ihn am Arm, „Ihr kennt den edelsinnigen, aber auch heftigen und leidenschaftlichen Charakter Don Álvaro nicht, und all seiner Ritterlichkeit zum Trotz entreißt er Euch vielleicht das Leben.“

„Soll er es mir entreißen“, entgegnete Lara außer sich vor Bestürzung, „oder mir die scharfe Harpune der Reue und der Scham aus dem Herzen ziehen. Lasst uns auf der Stelle in den Kerker gehen!“, und mit diesen Worten führte er die beiden eilig aus dem Gemach.

Don Álvaro saß traurig in einem Sessel, die Augen auf den Lichtstrahl gerichtet, der durch das Gitter hereinfiel, und bitteren Gedanken hingegeben; er fragte sich, wie lange seine Haft wohl noch andauern würde, wo doch sein Onkel und auch Doña Beatriz in dem Don Juan zufolge kurz bevorstehenden Krieg gegen den Tempelorden seine Hilfe brauchen könnten. Da vernahm er das Geräusch eilender Schritte auf der Treppe und das Klirren von Waffen, die gegen Stufen und Wände schlugen, was ihn nicht wenig wunderte, der er an Laras vorsichtigen Gang und das lautlose Schleichen des Juden gewöhnt war. Dann wurde die Tür heftig aufgerissen, und drei Ritter traten herein, von denen einer sofort ausrief:

„Wo seid Ihr, Don Álvaro? Bei dem spärlichen Licht hier kann ich Euch kaum erkennen.“

Unsere Leser mögen sich vorstellen, wie überrascht der unglückliche Gefangene bei diesem Anblick gewesen sein musste. Hätte er den Komtur nicht in Begleitung Laras gesehen, würde er es gewiss für Zauberei gehalten haben; doch als die erste Verwunderung verflogen war, fiel er ihm mit einem Satz um den Hals, und Saldaña nahm ihn in seine sehnigen Arme und drückte ihn an seine Brust, als wäre er ein auf wundersame Weise wiedergefundener Sohn. Lara, gerührt von dieser Szene, in der Don Álvaro's Freude einen so schmerzlichen Kontrast zu Saldañas wehmütiger Herzlichkeit bildete, wollte sich von der schrecklichen Last befreien, die ihn bedrückte, und beeilte sich, seinem Gefangenen mitzuteilen:

„Don Álvaro, Ihr seid frei. Ich wäre tausendfach glücklicher, wenn sich mir die Augen rechtzeitig aufgetan hätten! Doch bevor Ihr geht, müsst Ihr mir verzeihen oder mit der Klinge Eures Dolches das Leben nehmen, wozu ich Euch hier meine bloße Brust darbiere. Der Himmel weiß, tapferer Jüngling, dass ich, als ich Euch so streng verwahrte, nichts anderes im Sinn hatte als das, was Ihr schon wisst, doch habt Ihr, der Ihr ohnehin vom Unglück verfolgt seid, durch meine törichte Arglosigkeit und die Machenschaften von Ruchlosen Doña Beatriz verloren. Der Komtur, den

Ihr hier vor Euch seht, hat den Schleier gelüftet, und ich komme, meine Schuld zu sühnen, sei es mit dem Leben oder mit dem Schwur, den Grafen von Lemus und den Infanten Don Juan zum Duell herauszufordern und Genugtuung für meine Schmach zu erlangen.“

So bitter war der Schlag, den Don Juan Núñez dem jungen Ritter versetzte, dass dieser erblasste und niederzusinken drohte; doch er fasste sich gleich wieder und antwortete ruhig:

„Señor, ich war entschlossen, von Euch Rechenschaft über diese ungerechte Haft zu fordern, und doch lasst Ihr mich am Ende frei, obwohl ich immer noch in Eurer Gewalt bin und Ihr mächtiger denn je; eine Tat, die Euer zweifellos würdig ist. Was Doña Beatriz anbetrifft, so merkt man wohl, dass Ihr sie nicht kennt, denn sonst würdet Ihr dem dummen Gerede keinen Glauben schenken. Gewiss wird sie mich für tot halten, denn mein Knappe wird ihr inzwischen die Gaben zurückgebracht haben, die ich als Zeichen ihrer Liebe erhielt, aber sie hat mir versprochen, ein Jahr auf mich zu warten, und sie wird auf mich warten. Im Übrigen ist hier doch jemand, der Euch die Wahrheit erzählen kann, denn er kommt aus der Gegend. Stimmt es etwa nicht, ehrenwerter Saldaña, dass diese Nachricht falsch ist? ... Ihr antwortet nicht? Ich bitte Euch, zerstreut die Zweifel unseres Gastgebers, denn um die meinen braucht Ihr Euch nicht zu kümmern.“

„Doña Beatriz“, antwortete Saldaña, „hat dem Grafen von Lemus ihre Hand gegeben, das ist die Wahrheit.“

„Ihr lügt!“, schrie Don Álvaro mit zornerstickter Stimme. „Ich weiß nicht, warum ich Euch nicht die Zunge herausreiße, um Hochstaplern wie Euch ein mahnendes Beispiel zu geben! Wisst Ihr überhaupt, wen Ihr da beleidigt? Ihr seid nicht einmal würdig, Eure Lippen auf die Spur zu drücken, die ihr Fuß im Sand hinterlässt ... Wer seid Ihr, wer, dass Ihr sie derart verleumdet?“

„Don Álvaro“, rief Lara und trat zwischen sie, „dankt Ihr so dem, der gekommen ist, mir die Binde von den Augen zu reißen und Euch aus der Finsternis Eures Kerkers zu befreien?“

„Ach! Verzeiht, verzeiht mir, edler Don Gutierre!“, antwortete Don Álvaro mit sanfter, gemäßigter Stimme und führte die runzlige Hand des Greises an seine Lippen. „Aber wie soll ich Ruhe und Achtung bewahren, wenn ich aus Eurem Mund solche Verleumdungen vernehme, die irgendeiner treulosen, verräterischen Brust entsprungen sind? Wart Ihr bei der Hochzeit zugegen? Habt Ihr sie mit Euren eigenen Augen gesehen?“

„Nein“, antwortete Saldaña eher bekümmert als verärgert, gewiss weil er einen erneuten Wutausbruch des unglücklichen jungen Mannes fürchtete. „Nein, ich war nicht Zeuge, aber das ganze Land weiß es und ...“

„Und das ganze Land lügt“, fiel ihm Don Álvaro ins Wort. „Ihr könnt sagen, ich solle an der Sonne zweifeln, an der gesamten Natur, ja, selbst an

meinem Herzen, aber trübt diesen Spiegel der Tapferkeit, Unschuld und Zärtlichkeit nicht mit Verdächtigungen und dem Aushauch lügnischer Gerüchte.“

Dann ging er vor den bestürzten Rittern auf und nieder, die es nicht wagten, sein Herz noch weiter auszuhöhlen, um diese so tief verwurzelte Pflanze herauszureißen, und sagte mit leiser Stimme:

„Ach! Wer weiß, vielleicht ist ihr das Kloster nach all den Verfolgungen und Entbehrungen lästig gewesen und die Frist von einem Jahr, die sie auf mich warten wollte, übermäßig lang? Andererseits, wann ist mir das Glück schon einmal hold gewesen, dass ich jetzt auf seinen wohlmeinenden Einfluss hoffen darf?“

Er lief noch eine Weile wie wild umher und murmelte verworrene Worte; dann wandte er sich plötzlich an Don Juan de Lara und sagte mit aufgebrachtener Stimme:

„Saget Ihr nicht gerade, ich sei frei? Dann los, ein Pferd! Auf der Stelle ein Pferd! ... Lieber sterben als in solch entsetzlicher Agonie leben! Will mir denn keiner in meinen Harnisch helfen?“

Während ihm der Komtur rasch beim Anlegen der Rüstung zur Hand ging, gab Don Juan zur Antwort:

„Euer Pferd ließ ich behandeln, weil ich wusste, wie sehr Ihr es schätzt; es ist schon gesattelt und erwartet Euch im Hof. Aber, Don Álvaro, denkt an das, worum ich Euch gebeten habe. Vielleicht habe ich Euch schweres Leid zugefügt; sollte ich jedoch von der Gemeinheit und Niedertracht gewusst haben, deren Opfer wir beide sind, dann möge mir Gott in der Stunde des Gerichts seine Gnade verweigern.“

„Don Juan“, antwortete er, „ich sehe, dass Euer Herz weder verdorben ist noch taub für die Stimme der Ehre; aber wenn Eure Sorgen berechtigt sind und Ihr mich in einen Abgrund des Leidens stürzt, tiefer, als Ihr Euch jemals vorstellen könnt, dann werdet Ihr es wohl schwerer haben, die Gnade Gottes zu erlangen als die meine; denn ich verzeihe Euch aufrichtig in Gegenwart dieser beiden edlen Zeugen und bekunde Euch meine Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die Ihr mir gewährt habt.“

Mit diesen Worten gingen sie unverzüglich in den Burghof hinauf, wo der stattliche Almanzor ein langes, klangvolles Wiehern ausstieß, als er seinen Herrn erkannte. Dieser saß auf, verabschiedete sich von allen Rittern und verließ zusammen mit dem Komtur und dessen Männern die Burg, während Lara mit einem tiefen Schmerz im Herzen zurückblieb, dem allenfalls sein Zorn über den niederträchtigen Verrat des Grafen und des Infanten gleichkam. Für den Fall, dass es ihnen etwas nützte, hatte er dem Komtur die Briefe der beiden Schurken überreicht, aus denen ihr intriganter Plan deutlich hervorging, aber auch damit konnte er seinen Kummer nicht lindern.

Don Álvaro und sein Begleiter passierten dank des Geleitbriefs, mit dem der Tempelritter versehen war, mühelos die Verschanzungen der Belagerer und schlugen eilends den Weg ins Bierzo ein. Sie mochten schon zwei Meilen geritten sein, als Don Álvaro plötzlich sein Pferd zum Stehen brachte und mit tiefer Stimme zu Saldaña sagte:

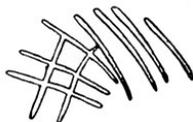
„Wenn es stimmen sollte ...“

Don Gutierre konnte nur traurig den Kopf schütteln, und der junge Mann fügte ungeduldig hinzu:

„Nun gut, aber unterbrecht mich nicht und beraubt mich nicht meiner Hoffnung, wo wir so kurz davor stehen, die Wahrheit aufzudecken. Hört, was ich Euch zu sagen habe. Wenn es stimmen sollte, werde ich nicht länger zögern und, gleich wenn wir in Ponferrada sind, das Gewand des Tempelordens anlegen. Ich gebe Euch mein Ritterwort.“

„Ich nehme es nicht an“, entgegnete Saldaña, „denn ...“

Don Álvaro bedeutete ihm ungeduldig, dass er sich nicht vergebens mühen solle, eine Aufforderung, der er gern nachgab, um ihn nicht noch mehr zu verärgern, und so setzten sie, fast ohne ein weiteres Wort zu reden, ihre Reise fort, die, wie wir schon wissen, nicht gerade glücklich endete.



Kapitel XXII

Ein weniger glühender Charakter, eine weniger ungestüme Seele als die des Herrn von Bembibre hätte einen derart unbesonnenen Entschluss, nämlich dem Tempelorden zu einer Zeit beizutreten, da Himmel und Erde sich zu seinem Verderben verschworen zu haben schienen, gewiss nicht gefasst; aber die unergründliche Leere, die der Schiffbruch seiner süßesten und schmeichelhaftesten Hoffnung in seinem Herzen hinterlassen hatte, das Bedürfnis, seine Leidenschaft und Tatkraft einer würdigen Sache zu weihen, und am meisten vielleicht das Verlangen nach Rache waren Beweggründe, die alle Bedenken zu zerstreuen vermochten. Die Gelegenheit hätte nicht günstiger sein können, denn das traurige Drama dieses Mönchsritterordens neigte sich bereits seinem Ende zu.

Indessen verharren alle regungslos und wie gebannt von den sonderbaren Ereignissen, zumal die Templer in Spanien mehr Rückhalt hatten als in jedem anderen Land, der Krieg sie nicht unvorbereitet traf und sie von Zorn und Rachedurst erfüllt waren. Herz und Kopf dieser Bestrebungen war König Don Dionysius von Portugal, der weiseste und klügste Fürst, den es damals auf der Iberischen Halbinsel gab. Über die ungerechte Verfolgung der Ritter wohl unterrichtet, hatte er nicht nur seine Botschafter zum Papst entsandt, um über die begangenen Ausschreitungen und Verleumdungen Beschwerde zu führen, sondern, entschlossen, ihnen in Spanien und Portugal beizustehen, sich diesbezüglich auch mit dem Meister von Kastilien und dem Statthalter von Aragonien verständigt und mit ihnen Maßnahmen vereinbart, um den Fortbestand des Ordens zu sichern und dessen Ansehen unverletzt zu erhalten. Mit der Unterstützung des Königs von Portugal also, ihrer Unschuld gewiss und mehr noch ihrer Stärke und Ehrenhaftigkeit, nach Rache dürstend die einen, phantastischen Plänen nachjagend die anderen, vermochten die Tempelritter das Schicksal Spaniens in der Schwebe zu halten, und so zögerten die Könige Kastiliens und Aragoniens, den Krieg zu beginnen.

Dennoch sammelten sich allerorten die Heere, und auf beiden Seiten schien man entschlossen, diese große Auseinandersetzung zu einer entscheidenden Schlacht zu führen. Während die einen, zu Recht misstrauisch, davor zurückschreckten, sich wehr- und hilflos den Händen ihrer erklärten Feinde zu übergeben, fürchteten die anderen, auf die päpstlichen Bullen gestützt, die Gefahren, die dem Staat drohen würden, wenn solch schwerer Verbrechen beschuldigte Männer bewaffnet und im Besitz ihrer Burgen bleiben dürften.

Don Rodrigo Yáñez, weniger besorgt als seine Brüder und zutiefst davon überzeugt, dass sein ehrwürdiger Orden den zerstörerischen Händen der

Zeit verfallen war, schien nicht gewillt, sich den Weisungen des Heiligen Vaters zu widersetzen; auch hatte er nichts dagegen, sich der Gerichtsbarkeit und dem Urteil der spanischen Prälaten zu unterwerfen, die damals ein Muster an Gelehrsamkeit und christlichen Tugenden waren. Eine gänzlich andere Meinung vertrat indes das Generalkapitel der Ritter, die erbittert waren über das an ihnen verübte Unrecht und die verleumderischen Gerüchte, die Übelgesinnte im Volk über sie verbreiteten, und über die gerichtlichen Morde in Frankreich. Um seine ruhmreiche Bruderschaft nicht im Stich zu lassen und mit seinem Widerstand nicht einen spaltenden Zwist zu verursachen, der noch das wenige Ansehen zugrunde richten würde, das sich der Orden in den Augen des Volkes bewahrt hatte, fügte sich Don Rodrigo der Mehrheitsmeinung. Zum anderen hatten ihre Forderungen nichts Maßloses an sich, denn sie erkannten die Gerichtsbarkeit des Heiligen Stuhls durchaus an und verweigerten die Übergabe ihrer Burgen und Vasallen nur in rechtmäßiger Verteidigung. So schien denn nichts eine schreckliche Auseinandersetzung verhindern zu können, bei der sich die Kräfte ziemlich die Waage halten würden, denn was die eine Seite an Manneszahl, öffentlichem Ansehen und Kriegsgerät überlegen war, das wog die andere auf mit Tapferkeit, ritterlichem Ehrgefühl, dem Bewusstsein erlittenen Unrechts und vor allem einer Willenskraft, die über jegliche Hindernisse triumphiert und den Lauf der Ereignisse bestimmt.

So war es um die Dinge bestellt, als Don Álvaro mit durchbohrtem und zerrissenem Herzen Arganza und all die Orte für immer verließ, die einst, als Gott es wollte, lieblich und verlockend, jetzt aber traurig und voll bitterer Erinnerungen waren. Getreu seinem Gelöbniß begab er sich ohne Umwege nach Ponferrada, fest entschlossen, dessen Mauern nicht zu verlassen, ehe er das rote Ordenskreuz auf seiner Brust trug. Zuvor hatte er mit dem Komtur vereinbart, dass dieser vorreiten und seinen Onkel über sein Kommen unterrichten solle, zweifellos eine kluge Maßnahme, denn der Greis war von der Nachricht seines Todes noch immer so tief getroffen, dass er durch die plötzliche Freude, ihn wiederzusehen, an seiner Gesundheit hätte Schaden nehmen können. So schlug der Komtur den Weg ein, der ihm am besten dünkte, und als er dem Meister die Kunde schließlich überbrachte, ritt Don Álvaro schon über die Zugbrücke. Als hätte ihn die Freude von der Last seiner Jahre befreit, lief er die Stufen mit der Behändigkeit eines Jünglings hinunter, und am Fuße der Treppe fand er seinen Neffen umringt von zahlreichen Rittern, die ihn mit dem Ausdruck unendlicher Genugtuung empfangen und begrüßten. Sie umarmten sich, Don Álvaro von dem Wiedersehen ebenso ergriffen wie sein Onkel, der nicht wusste, wie er Gott für diesen Trost seiner alten Tage danken sollte.

Als schließlich der erste Freudentaumel vorbei war und der ehrenwerte Greis seine Wissbegier über Gefangenschaft, Leiden und Befreiung seines

Neffen befriedigt hatte, fielen sie in die trostlose Wüste der Gegenwart zurück, so wie ein junger Adler, der vor der Zeit das mütterliche Nest verlässt, nach kurzem, beschwingtem Flug am Ende in den Abgrund stürzt. Don Álvaro berichtete ihm von dem schmerzlichen Gespräch mit Doña Beatriz und teilte ihm seinen Entschluss mit, in die Reihen seiner Waffenbrüder zu treten. Don Rodrigo, zutiefst bestürzt, wusste zunächst kaum, wie er auf eine Erklärung antworten sollte, in der der Untergang seines Geschlechts, die Gefährdung eines ihm teuren Lebens und die unzähligen Übel, die die Zukunft des Ordens bedrohten, zugleich enthalten waren. Als er sich wieder ein wenig gefasst hatte, sagte er mit wehmütiger Stimme zu seinem Neffen:

„So verschüttetest du nicht nur den göttlichen Balsam der Hoffnung, sondern willst auch noch den Becher in den Abgrund schleudern? Genügt dir die schreckliche Mauer nicht, die dich von ihr trennt, dass du zwischen euch eine noch höhere errichten willst? Jetzt hängt dein Glück von dem Leben eines Mannes ab, das in diesen Zeiten der Zwietracht so zerbrechlich ist. Warum willst du dir Steine in den Weg legen, die allein die Hand des Todes fortzuräumen vermag?“

„Herr und Onkel“, antwortete der junge Mann bitter, „und was ist die Hoffnung? Ihr wisst, dass ich sie in meinem Herzen empfangen habe wie einen edlen, schönen und willkommenen Gast, den ich nach bestem Vermögen und mit meiner ganzen Liebe bewirtete; aber der Gast hat mich ermordet und mein Haus in Brand gesteckt. Was ist von ihm und seinem Besitzer übriggeblieben? Ein paar Tropfen Blut und ein Haufen Asche! ... Zerbrechlich nennt Ihr das Leben dieses Mannes! Zerbrechlich, vergänglich und hinfällig ist das unsrige, das nicht vom schmalen Pfad der Ehre abgewichen ist, nicht das seine, das ein Geflecht von Niedertracht und Frevel ist! Lange Tage der Macht und des Ehrgeizes erwarten ihn vielleicht in diesem elenden Land! ... Möge ihn Gott gegen uns anrücken lassen; jetzt, da ich nur mehr ein Soldat des Ordens bin, werden wir uns messen!“

Don Rodrigo verstand, welch tödliche Wunde die Enttäuschung in die Seele seines Neffen geschlagen hatte, und gab dem Gespräch eine neue Richtung, indem er ihm noch eine andere Art Hindernis aufzuzeigen versuchte.

„Mein Sohn“, sagte er mit scheinbarer Ruhe, „dein Schmerz ist berechtigt und dein Wunsch verständlich; doch es steht nicht in meiner Macht, ihn zu erfüllen. Unser Orden steht unter Anklage, unsere Rechte sind außer Kraft gesetzt und folglich auch die Befugnis, dich in seinen Schoß aufzunehmen.“

Don Álvaro mit seinem klaren Verstand durchschaute sofort die Absichten seines Onkels und antwortete entschlossen:

„Herr und Onkel, wenn das Euer Bedenken ist, und zumal der Fall in

jeder Hinsicht neu ist, beruft das Kapitel ein, und es wird darüber befinden. Und sollte mir der Tempelorden seine Tore verschließen, so werde ich mich nach Rhodos begeben und Euren Feinden, den Johannitern, beitreten.



Bedenkt, dass mein Entschluss unwiderruflich ist, und verschwüre sich auch alle Macht der Welt gegen mich, ich würde nicht einen Deut davon abrücken.“

Don Rodrigo musste die Nutzlosigkeit seiner Bemühungen schließlich einsehen, und dennoch rief er das Kapitel der dort anwesenden Ritter zusammen, um ihnen seine Zweifel darzulegen. Ihre Antwort ließ ihn erkennen, dass er durch seine Ablehnung die erhitzten Gemüter nur erzürnen und seiner Autorität schaden würde, und so entschloss er sich, seinem Neffen das Ordensgewand anzulegen, sobald dieser gebührend darauf vorbereitet wäre. Die Nachricht verbreitete sich sofort in der ganzen Ballei, und die Ritter nahmen mit äußerster Freude zur Kenntnis, dass ein derart mächtiger Krieger ihre schon wankende Macht zu stützen gedachte. Saldaña, der sich aus Zartgefühl und Gerechtigkeitsinn geweigert hatte, Don Álvaro's Wort anzunehmen, und jetzt sah, dass er auf seinem Vorsatz beharrte, war ganz außer sich vor Glück. Seine finstere und ehrgeizige Seele frohlockte nicht nur der Triumphe wegen, die ihm der Beitritt eines ebenso tapferen wie getreuen Kriegers verhiess, sondern auch, weil er sich aus Zuneigung zu dem edlen und glücklosen jungen Mann vorgenommen hatte, ihn auf den Thron des Ruhmes zu heben und ihm, soweit möglich, seine vergangenen Kummernisse durch Siege, Ehren und Achtung vergessen zu machen. Zwar war es vor allem das Verlangen nach Rache, das Don Álvaro zu seinem Entschluss bewogen hatte, aber der Komtur wusste sehr wohl, dass Ruhm und Beifall, die edlen Regungen des Mutes und die Fährnisse des Krieges die einzige Hoffnung waren, die seine verwundete und leere Brust noch nicht hatte fahren lassen.

In den modernen Geheimgesellschaften haben sich einige Riten bewahrt, vor allem bei der Aufnahme neuer Mitglieder, die auf den Tempelorden zurückgehen sollen. Was ihr wahres Wesen und ihre Herkunft auch immer sein mögen, es steht außer Zweifel, dass die Ritter Zeremonien durchführten, deren geheimnisvolle Symbolik aus einer Zeit stammte, die poetischer und überschwänglicher war als die ihrer letzten Dekaden.

In der Burg von Ponferrada gibt es noch immer eine Tür, über der zwei makellose Quadrate eingeritzt sind, die sich in gleichen Winkeln überschneiden; rechts davon ist eine Art Sonne abgebildet, links ein Stern. Das Vorhandensein solch eigentümlicher Darstellungen, die in der Heraldik völlig ungebräuchlich waren, genügt als Beleg dafür, dass die Gerüchte, die man sich damals über die geheimnisvollen und ungeheuerlichen Praktiken des Ordens erzählte, nicht ganz unbegründet waren. Eine von ihnen war

besonders anstößig, nämlich die Beschimpfung des Kreuzes, deren Bedeutung in der Bekehrung des Sünders lag, der Gottlosigkeit und Frevell hinter sich lässt, um über die Stufen der Läuterung und Entsagung zu den heiligen Gefilden der Gnade emporzusteigen; ein unheilvoller Ritus, dem Fest der Narren und manch anderen Gebräuchen der alten Kirche nicht unähnlich, der eine entscheidende Ursache für den Untergang des Tempelordens war, als sich sein mystischer Sinn bereits im Nebel einer weltlicheren und weniger feinsinnigen Generation verloren hatte. Don Álvaro solche Geheimnisse zu erklären, die den Augen des gemeinen Volkes verborgen blieben, füllte die Tage aus, die seinem Gelübde vorausgingen.

Schließlich war der Augenblick gekommen, da der edle Jüngling einer Welt entsagen sollte, die, wenn sie je Blumen auf seinen Weg gestreut hatte, so nur, um sie auf der Stelle in Dornen zu verwandeln. In anderen religiösen Orden wurden die Gelübde bei Tag und in aller Öffentlichkeit geleistet; die Tempelritter hingegen, um der Zeremonie größere Feierlichkeit zu verleihen, taten es bei Nacht und hinter verschlossenen Türen. Als sich die Dunkelheit schon über die Erde ausbreitete, holten der Komtur Saldaña und ein anderer hochbetagter Ritter Don Álvaro ab, der sie bereits erwartete, angetan mit einer reich verzierten, goldeingelegten schwarzen Rüstung, einem Helm mit schönem rotem Federbusch, am Gurt ein Schwert und einen Dolch mit edelsteinbesetztem Griff und an den Stiefeln große goldene Sporen. Wer in den Tempelorden aufgenommen werden wollte, staffierte sich mit allem Prunk der Welt aus, um ihn dann am Fuße der Altäre zurückzulassen. Die beiden Ritter geleiteten Don Álvaro zu der schönen Burgkapelle, an deren Tür sie einen Augenblick innehielten und dann mit gemessenen Schlägen Einlass beehrten.

„Wer klopft an die Tür des Tempels?“, fragte von drinnen eine hohle Stimme.

„Einer, der durchdrungen ist von Ruhmeseifer, Demut und Enttäuschung“, antwortete Saldaña als erster Pate.

Darauf wurden die Türen weit geöffnet, und seinem Blick bot sich die Kirche dar, mit schwarzen Tüchern ausgekleidet und nur von wenigen gelben und grünen Wachskerzen erleuchtet, die auf dem Altar brannten. Auf dessen Stufen saß der Meister auf einer Art Thron, umgeben von den Komturen des Ordens, und weiter unten, in einem Halbkreis, waren die Professoren versammelt, die Einzigen, die zu dieser Zeremonie zugelassen waren und die, in ihre weißen Gewänder gehüllt, wie finstere, stumme Gespenster aussahen. Don Álvaro, auf dessen glühende und überschwängliche Phantasie diese Inszenierung großen Eindruck machte, trat von seinen greisen Paten geleitet durch sie hindurch und kniete vor den Stufen nieder, auf denen der Thron des Meisters stand. Dieser streckte ihm sein Zepter entgegen und fragte ihn nach seinem Begehren. Don Álvaro

antwortete:

„Eingedenk dessen, dass der Heiland sagte: ‚Wer zu meiner Herde gehören möchte, der nehme sein Kreuz und folge mir‘, begehre ich, obgleich unwürdig und ein Sünder, das Kreuz des Tempels Salomos zu nehmen, um ihm zu folgen.“

„Schwer ist die Last für Eure jungen Schultern“, antwortete der Meister mit ruhiger, wohlklingender Stimme.

„Der Herr wird mir die Kraft geben, sie zu tragen, so wie er mir die Entschlossenheit und den Mut gegeben hat, trotz meiner Schuld darum zu bitten“, entgegnete der Neubekehrte.

„Habt Ihr bedacht“, fragte der Meister, „dass die Welt an dieser kargen Schwelle endet?“

„Ich habe mich an der Tür des alten Menschen entledigt, um das Gewand des neuen Menschen anzulegen.“

„Gibt es unter den hier anwesenden Brüdern einen, der den Anwärter irgendeiner Meintat beschuldigen kann, derentwegen er seine Ritterwürde verlieren sollte?“

Alle verharrten in Grabesstille. Dann bat der Komtur, dass man mit dem Ritus beginnen möge, und zwei Ritter brachten ein großes, grob geschnitztes Kruzifix mit schmerzenseichem Ausdruck auf dem Antlitz Christi herbei und legten es auf den Boden. Der Zeremonie gemäß bespuckte Don Álvaro es und trat es mit Füßen; dann stellten die beiden Ritter es aufrecht hin, und er beschimpfte es mit den frevelhaften Worten der Juden:

„Wenn du wirklich ein König bist, warum kommst du nicht vom Kreuz herunter?“

Sogleich verhüllten sie das Kruzifix mit einem schwarzen Tuch und brachten es fort, worauf der Meister sagte:

„Dein Verbrechen ist schwarz wie die Hölle und dein Fall wie der der rebellischen Engel; aber Gott wird dir vergeben, und dein Blut wird fließen zur Besänftigung seines schrecklichen Zorns und seiner Gerechtigkeit.“

Dann kniete Don Álvaro auf einem schwarzen Samtkissen mit goldenen Fransen und Quasten nieder, entrollte ein langes Pergament, das mit dem Templerkreuz auf goldenem Grund überkrönt war, und las beim Schein einer Kerze, die ihm Saldaña hinhielt, sein Gelübde vor, das wie folgt lautete:

„Ich, Don Álvaro Yáñez, Herr von Bembibre und der Berge des Boeza, gelobe dem Meister des Ordens vom Tempel Salomos und allen in Würden stehenden Rittern blinden Gehorsam, ewige Keuschheit und völlige Armut. Ferner gelobe ich, Schweigen über alle Gebräuche, Riten und Gewohnheiten des Ordens zu bewahren, seine Ehre und sein Gedeihen mit allen Mitteln zu fördern, die nicht dem Gesetz Gottes zuwider sind, und unablässig für die Eroberung des irdischen Jerusalems zu kämpfen, sichere Stufe und Leuchtpfad zu dem himmlischen. Möge mich Gott meiner Werke

gemäß belohnen und Ihr als seine Abgesandten.“

Dann begannen seine Paten ihm die Rüstung abzunehmen, und die Anwesenden sangen mit kräftigen, feierlichen Stimmen den Psalm *Nunc dimittis servum tuum, Domine*. Sie legten ihm stählerne Sporen an, und aus poliertem Stahl waren auch die Beinschienen, der Harnisch, der Rückenpanzer und die Hentzen, durch die seine Rüstung ersetzt wurde; zuletzt banden sie ihm ein Damaszenerschwert um und steckten ihm einen Dolch von feinstem Machart, aber ohne jeglichen Schmuck in den Gürtel. Schließlich warfen sie ihm das weiße Ordensgewand um und verbanden ihm die Augen; dann kniete er nieder, und es wurden die Bußpsalmen gesungen, mit denen die Christen von ihren Toten Abschied nehmen.

Als die letzten Klänge in den Gewölben der Kirche verhallt waren und tiefe Stille herrschte, halfen ihm seine Paten auf und nahmen ihm die Binde von den Augen, die er sofort wieder schloss, weil sie, an die Dunkelheit gewöhnt, das grelle Licht nicht zu ertragen vermochten, das das gerade noch so finstere Gotteshaus wie eine himmlische Aureole erhellte.

Die schwarzen Behänge waren abgenommen worden, und die Altäre erglänzten im Schein unzähliger Fackeln; die Luft war von köstlichem Weihrauch erfüllt, der sich in blassen, kaum merklichen Schwaden zwischen den Bögen und Säulen verlor, und die Ritter hielten brennende schneeweiße Wachskerzen in der Hand. Sobald Don Álvaro die Augen enthüllt worden waren, stimmten alle mit freudigen, hohen Tönen den Psalm *Magnificat anima mea Dominum* an, und der junge Ritter, von seinen Paten geleitet, umarmte der Reihe nach seine Brüder und erhielt von ihnen den Friedens- und Bruderkuß. Nach diesem Akt rückten alle ihre Stühle näher an den Thron des Meisters heran, während Don Álvaro in der Mitte stehen blieb und mit verschränkten Armen den Worten lauschte, die der Meister oder ein anderer hoher Würdenträger an den neuen Professoren zu richten pflegte. In glücklicheren Zeiten war dabei von Ruhm und Glanz des Ordens die Rede, von dem Ansehen, das er in der ganzen Christenheit genoss, und schließlich von den strengen Pflichten des neuen Ritters; jetzt aber, da die Stunde der Prüfung gekommen war und sich der leuchtende Stern so schrecklich verfinsterte, nahmen Don Rodrigos Worte jenen schwermütigen religiösen Ton an, der allen Katastrophen eigen ist, welche die Welt in Angst und Schrecken versetzen. Schließlich kam er auf die ernstesten und unerbittlichsten Pflichten zu sprechen, die sich der Soldat Gottes mit dem Eintritt in den Orden auferlegte; dann stand er von seinem Thron auf, hob das Zepter empor, richtete sich zu seiner majestätischen Größe auf und schloss, indem er streng und feierlich sagte:

„Aber wenn Gott seine Hand von dir nimmt und zulässt, dass du deine Gelübde brichst, wird dein Leben auf der Stelle verlöschen wie diese Kerzen, und eine noch tiefere Finsternis wird deine Seele für alle Ewigkeit

umhüllen!“

Bei diesen Worten bliesen alle Ritter gleichzeitig ihre Kerzen aus, und im selben Augenblick wurden die dichten, schwarzen Behänge von den Altären herabgelassen, so dass die Kirche in schauerhafter Dunkelheit lag. Dann flüsterten die Ritter einige Verse aus dem Buch Hiob über die Kürze des Lebens und die Eitelkeit lasterhafter Freuden; und im schwachen Licht der Trauerkerzen, die noch auf dem Hauptaltar brannten, wandten sie sich in langsamer, feierlicher Prozession zur Tür. Dort blieben sie noch einmal stehen, und der Meister trat vor, um den Kopf seines Neffen mit Weihwasser zu benetzen, als wollte er ihn von den Auswürfen und Spuren der Schuld reinwaschen. Dann zerstreuten sich alle und begaben sich in ihre Gemächer.

Auch Don Álvaro wurde in seine Zelle gebracht, und das Licht des neuen Tages, das bald die Schleierwolken im Osten zu röten begann, fand ihn verwandelt vor, als einen neuen Menschen, der an Gelübde gebunden war, die nur die Hand des Todes zu lösen vermochte. Wie glücklich wäre er gewesen, wenn er mit seiner Macht, seiner Freiheit und seinen süßen Hoffnungen sich auch seiner verzehrenden Leidenschaft hätte entledigen können! Doch allein die Zeit und die Hilfe des Allmächtigen vermochten sein Herz von solcher Bitterkeit zu befreien und ihn jene Bilder vergessen zu machen, die ihm mit Feuerlettern ins Gedächtnis eingebannt waren.

Nun bot sich seinem Mut und seiner Tatkraft das weite Feld des Krieges dar und das edle Bemühen, eine gerechte Sache zu verteidigen. Doch welchen Trost mochte die Welt für Doña Beatriz bereithalten, die keine andere Gesellschaft mehr hatte als die Einsamkeit, die Trübsal und die Gegenwart eines schon greisen Vaters, der von Kummer und später Reue durchdrungen war? Traurige Widersprüche und Schwächen des armen Menschenherzens! Die Erbin von Arganza hatte einen noch jungen, kräftigen Mann zum Gemahl; ihre eigene Gesundheit hingegen verfiel von Tag zu Tag mehr; Himmel und Erde schienen sich verschworen zu haben, um sie von ihrer ersten Liebe zu trennen, die für sie, so wie die Dinge lagen, nicht verlorener hätte sein können, und doch verursachte ihr die Nachricht von Don Álvaros Gelübden tiefen Schmerz. Worauf konnte sie noch hoffen? Was konnten ihre Augen am nebelverschleierten Horizont der Zukunft noch entdecken außer unendlicher Einsamkeit und Bekümmernis? Seltsames Geheimnis! Die Hoffnung ist eine Pflanze, die im Herzen keimt und, auch wenn sie nicht erblüht, weil Leid ihren Nährboden in eine Wüste verwandelt hat, doch ihren Stamm bewahrt, aufgerichtet wie eine Trauersäule, und vielleicht treibt sie, bewässert vom Quell der Tränen, auch das eine oder andere welke Blatt. Doña Beatriz war von ihrem Geliebten durch einen kleinen Bach getrennt worden; durch ihre unselige Ehe war daraus ein tiefer, reißender Fluss geworden, und jetzt, durch Don Álvaros

Gelübde, hatte sich dieser zu einem riesigen Meer ausgewachsen, und die Unglückliche, die an seinem Ufer saß, sah, wie in der Ferne das geborstene Schiff verschwand, mit dem ihre süßesten Hoffnungen für immer dahingingen.





Kapitel XXIII

Drei Tage nach den eben berichteten Ereignissen tauchte der gute Millán in Arganza auf, um Martina zu erzählen, wie er sich um die Ländereien kümmerte, die ihm sein Herr vermacht hatte. Er kam gerade aus den Bergen und war höchst zufrieden mit seinem Besitz und den paar Stück Vieh, die er erworben hatte; mit ihnen gedachte er, seine Wiesen zu bewirtschaften und ein Vermögen anzuhäufen, das er seiner Zukünftigen als Gegenwert für ihre weiße Hand und ihr heiteres Gesicht darbieten wollte. Ein wenig beunruhigten ihn die Gerüchte über den bevorstehenden Krieg gegen die Tempelritter schon, doch vertraute er auf Gott und hielt es wie so viele andere, wenn sie etwas Unbesonnenes tun, mit dem Sprichwort: „Wer nicht wagt, der nicht gewinnt.“ So war es denn kein Wunder, dass er fröhlich und unbeschwert ein Haus betrat, aus dem auch das letzte bisschen Freude entflohen war.

„Ach, mein lieber Millán!“, rief Martina und lief ihm entgegen. „Wenn du wüsstest, was alles passiert ist, seit du weg warst! Mensch! Ich zittere noch immer am ganzen Leib und habe nicht eine Stunde ruhig schlafen können. Und Doña Beatriz erst, die Ärmste! Es tut mir im Herzen weh, wenn ich an sie denke!“

„Aber was ist denn passiert?“, fragte der junge Mann erschrocken.

„Du wirst es nicht glauben!“, antwortete sie, ihren furchtbaren Erinnerungen zum Trotz nicht ohne Genugtuung, eine so wundersame Geschichte erzählen zu können. „Dein Herr ist hier gewesen.“

„Jesus Christus! Heilige Jungfrau von der Eiche!“, rief der Schildknappe und bekreuzigte sich. „Wollte er etwa ein paar Messen und Fürbitten für sich erleben? Allein, bei seiner Güte hätte ich nicht geglaubt, dass er ins Fegefeuer kommen würde, sondern geradewegs in den Himmel.“

„Fürbitten und Gebete, was?“, erwiderte das Bauernmädchen. „Machst du Witze? Er ist leibhaftig hier gewesen, um Doña Beatriz‘ Hand und Wort einzufordern.“

„Martina“, antwortete der Schildknappe und sah sie fest an, „was ist los mit dir, Mädchen? Hat man dir irgendeinen Trank verabreicht? Bist du vom Teufel besessen? Leibhaftig, sagst du, und ich ließ ihn beerdigt in Tordehumos zurück? Sicher hätte ich seinen Leichnam hergebracht, wenn dieser Starrkopf von Don Juan Núñez nicht gewesen wäre. Meine Güte, wenn mir Mendo so etwas erzählte, würde ich denken, er sei mal wieder im Weinkeller gewesen.“

„Das ist nicht meine Art, Herr Galan“, antwortete das Mädchen ein wenig verärgert, „ich trinke nämlich nicht.“

„Nein, Mädchen. Wer würde so etwas von dir behaupten?“, gab Millán

höflich zurück. „Dem würde ich die Zunge abschneiden.“

„Wie dem auch sei“, antwortete sie, „ich sage dir, wir alle, ich, Mendo, mein Herr, das Prachtstück von Grafen, wir alle haben Don Álvaro unter dem Nussbaum am Bach gesehen und gehört; außerdem war der Komtur Saldaña, der Burgvogt von Cornatel, bei ihm.“

„Heilige Jungfrau!“, rief Millán, faltete die Hände und blickte zum Himmel empor. „Also lebt mein Herr, der beste aller Herren, der tapferste Ritter Spaniens! Wo ist er, Martina? Wo? Und wäre es auch am Ende der Welt, ich werde zu ihm gehen!“

„Nun ja“, erwiderte das Mädchen traurig, „und obwohl du jetzt sozusagen ein Señor bist, wirst du wieder in den Dienst deines Herrn treten, und unsere Hochzeit bleibt Gott weiß bis wann aufgeschoben!“

„Sicher, da hast du Recht“, antwortete er im gleichen Ton, „und dabei hat mir Onkel Manolón die Wiese von Igüeña so günstig verpachtet, und was für herrliche Kühe ich erworben habe! Aber da kann man nichts machen!“, fügte er nach einem Augenblick des Schweigens hinzu. „Soll ich mich deshalb etwa nicht über die Rückkehr meines Herrn freuen? Zum Teufel mit allen Wiesen des Bierzo und allen Kühen der Welt, es lebe mein Don Álvaro, der steht für mich an erster Stelle. Martina“, sagte er ernst zu ihr, „du weißt ja, erst die Pflicht, dann die Liebe, und daher wollte ich auch nie, dass du Doña Beatriz für mich verlässt, obwohl ich es, Gott weiß, kaum erwarten konnte ... Aber, Gott steh mir bei!“, rief er erstaunt aus. „An sie habe ich noch gar nicht gedacht! Was hat die Unglückliche denn gesagt? Wie geht es ihr?“

Da erzählte ihm Martina schluchzend, was vorgefallen war, und der arme Millán war zutiefst bestürzt über die Niedertracht des Grafen und das Abscheuliche der Kabale, in die sein Herr verwickelt worden war.

„Und nun“, schloss das Mädchen, „läuft der Alte durch das Haus und weint und klagt, und die Señora ist bekümmert denn je. Aber da sich beide ihr Leid nicht anmerken lassen wollen, versuchen sie ständig, einander etwas vorzumachen, und doch gelingt es ihnen nicht; denn wenn sich ihre Blicke einmal kreuzen, heulen sie los wie zwei verlorene Seelen. Wenn ich ehrlich sein soll, ich weiß nicht, wer mir mehr leidt.“

„Mein Gott!“, seufzte Millán. „Und mein Herr, wo steckt er? Unterwegs habe ich nämlich nichts von ihm gehört.“

Martina, die sehr wohl wusste, wie wenig ihr Geliebter wegen des allgemeinen Aberglaubens dem Tempelorden zugetan war, hatte ihm Don Álvaros Entschluss in ihrem Bericht verschwiegen. Doch jetzt musste sie ihm die Wahrheit sagen.

„Grundgütiger!“, rief der junge Mann bestürzt. „Da wäre er doch besser tot gewesen, als dass man ihn jetzt mit diesen Unglückseligen, die vom Papst exkommuniziert worden sind, auf dem Scheiterhaufen verbrennt! Nein, das

kann er nicht von mir verlangen; wenn er seine Seele verlieren will, ist das seine Sache, ich aber habe nichts gegen die meine, und ich wäre nicht der Sohn meiner Mutter, würde ich ihm weiter dienen, nur um nachher für einen Schwarzmagier und Hexenmeister gehalten zu werden.“

„Weißt du, was ich denke, Millán?“, antwortete das Mädchen. „Es muss viel Unwahrheit sein an dem, was man sich über die Tempelritter erzählt, denn wenn ein so christlicher und vorzüglicher Herr wie Don Álvaro dem Orden beitrifft, fällt es mir sehr schwer, an die Gerüchte über Magie und Ketzerei zu glauben.“

„Was weißt denn du schon?“, gab er harsch zurück. „Don Álvaro ist seit seiner unglücklichen Liebe nicht wiederzuerkennen und in seiner Verzweiflung zu allem fähig. Nun gut, ich werde zu ihm gehen, weil es meine Pflicht ist, aber bei ihm bleiben werde ich wohl kaum. Wollte Gott, ich hätte nie sein Brot gegessen, und hätte er mich doch nicht halbertrunken aus dem Boeza gezogen! ... Verflucht seist du!“, fügte er hinzu und sah seine Zukünftige mit düsterer Miene an. „Deinetwegen sind wir noch nicht in Frieden und mit Gottes Segen verheiratet und frei von diesen Sorgen; stattdessen weiß der Himmel, was aus uns werden soll.“

„Aber, Millán“, entgegnete sie sanft, „was hätte ich denn tun sollen, wenn es Doña Beatriz so schlecht geht?“

„Ja, ja“, antwortete er zerstreut, „hör nicht auf mich, ich weiß nicht, was ich rede ... Was für ein Teufelskerl! Ein Tempelritter! ... Aber gut, ich werde hinreiten, und möge Gottes Wille geschehen. Leb wohl, Martina.“

Er gab ihr einen Kuss, eilte, ohne noch länger zu warten, die Treppe hinunter, bestieg sein Pferd und stürmte davon, so dass er binnen einer guten Stunde in Ponferrada war. Sein Entschluss, Don Álvaro nicht mehr zu dienen, den er in der ersten Aufwallung seines Ärgers mit solcher Bestimmtheit verkündet hatte, zerschmolz, je näher er der Ballei kam, wie Bergschnee in der Maiensonne. Der gute Millán hatte ein vortreffliches Herz, und so vermischten sich in seinem Inneren die Liebe und Treue zu Don Álvaro mit der Erinnerung an seine ersten Lebensjahre, denn er war auf seiner Burg aufgewachsen und sein Gefährte in Kindertagen gewesen. Don Álvaros ritterliche Tugenden, die Großzügigkeit, mit der er ihn in seinem Testament bedacht hatte, und die unglückseligen Ereignisse, von denen seine Jugendjahre durchwoben waren, ließen Millán eine tiefe Verbundenheit zu ihm verspüren. So kam es, als er auf der Burg eintraf, dass sein Entschluss wie fortgeweht war und er nur noch daran dachte, seinem alten Herrn in diesen unruhigen Zeiten beizustehen und zu dienen, allen Gerüchten, Vorwürfen und Feindseligkeiten zum Trotz. Diese Selbstlosigkeit ist einem Mann wie ihm hoch anzurechnen, der er den einfältigen Vorstellungen seiner Zeit anhing und sich folglich nur mit ungeheurem Widerwillen dazu durchringen konnte.

So eilig er es auch hatte, begab er sich doch erst zur Zelle des Meisters, der ihn mit seiner gewohnten Güte empfing und ihn dann, darauf bedacht, seinem Neffen eine Überraschung zu bereiten, die seine unterdrückten Gefühle vielleicht mildern würde, zu dessen Gemach führte.

„Hier bringe ich Euch, mein Neffe, einen alten Bekannten“, sagte er zu ihm, als er hineintrat, „den wiederzusehen Ihr Euch gewiss freuen werdet.“

„Es wird mein getreuer Millán sein“, antwortete Don Álvaro auf der Stelle, „wer sonst auf der Welt sollte sich noch meiner erinnern?“

Da konnte Millán nicht länger an sich halten; er trat hinter dem Meister hervor, der in der Tür stand, warf sich seinem Herrn zu Füßen, klammerte sich an dessen Knie und brachte vor Tränen und Schluchzen kein Wort heraus. Don Rodrigo ließ sie allein, und Don Álvaro, nicht gewöhnt, vor seinen Bediensteten irgendwelche Gefühle zu zeigen, hob den Jüngling auf und sagte mit unterdrückter Rührung:

„So nicht, armer Millán, sondern in meinen Armen, komm, umarme mich, mein Freund ... bei meiner Ankunft habe ich mich gleich nach dir erkundigt. Wie geht es dir? Wo bist du gewesen?“

„Aber, Señor, ist es denn möglich“, rief der Schildknappe, „dass ich Euch, dessen Tod ich beweint habe, jetzt in diesem Gewand wiederfinde?“

„Das du nie besonders mochtest“, antwortete der Ritter mit gezwungenem Lächeln, „doch jetzt, da ich es trage, wirst du es wohl mit besseren Augen ansehen müssen, und sei es nur aus Liebe zu dem, der dein Herr war.“

„Was soll das heißen, der mein Herr war?“, unterbrach ihn der Schildknappe wie im Zorn. „Ihr seid mein Herr, jetzt ebenso wie früher, und werdet es sein, solange ich lebe.“

„Nein, Millán“, antwortete Don Álvaro ruhig, „ich habe keinen eigenen Willen mehr, sondern gehorche allein dem Meister, meinem Onkel, und seinen Stellvertretern. Die Güter, die ich dir in meinem Testament als Lohn für deine Treue vermacht habe, gehören dir streng genommen nicht mehr, weil sich mein Tod als falsch erwiesen hat, aber ich werde bei meinem Onkel Fürbitte einlegen, damit man sie dir lässt, denn für die Welt bin ich ja wirklich tot, und sie sollen dir ein Andenken sein.“

„Señor“, entgegnete der Schildknappe und schnitt ihm das Wort ab, „ich brauche diese Güter nicht, solange ich bei Euch bin, aber wenn Ihr selbst mich nicht in Euren Dienst nehmen könnt, so werde ich den Meister, Euren Onkel, auf Knien darum bitten und nicht eher aufstehen, bis er es mir gewährt.“

„Nein, Millán“, antwortete Don Álvaro, „ich weiß, dass du auf etwas Besseres hoffst, als einem Tempelritter gerade in diesen Zeiten zu dienen, da dem edlen Orden so viele Gefahren drohen. Du hast eine alte Mutter und noch dazu Martina, mit der du bestimmt ruhig leben wirst, mit all dem

Glück, das du dir in diesem Leben vernünftigerweise wünschen kannst.“

„Was meine Mutter angeht“, erwiderte der Schildknappe, „so würde ich mir ihre Verwünschung zuziehen, wenn ich Euch im Stich ließe, und Martina hat Geduld und wartet auf mich, denn ich habe auch auf sie gewartet. Und glaubt nicht, dass sie deshalb wütend sein wird, denn die Ärmste hat Euch gern, und ...“

Don Álvaro, der fürchtete, dass er noch etwas hinzufügen würde, was er nicht hören wollte, fiel ihm hastig ins Wort und sagte, dass sein Entschluss feststehe und er niemanden in das Unheil verwickeln wolle, das ihm vielleicht bevorstehe. Darüber brach ein Streit zwischen Herrn und Diener aus, und sie wetteiferten, einander an Großmut zu überbieten, jener in seinem Vorsatz ebenso unbeirrbar wie dieser in seinem Begehren, und nur der Meister konnte den Streit schlichten, indem er seinem Neffen vor Augen führte, wie unklug es sei, ein so edel gesinntes Herz unter Umständen wie diesen zurückzuweisen. So nahm Millán seinen alten Dienst wieder auf, und Don Rodrigo, um ihm seine Treue zu lohnen und dem Wunsch seines Neffen zu entsprechen, bestätigte die im Testament vorgesehene Schenkung, damit der gute Millán seine Großherzigkeit nie zu bereuen hätte.



Kapitel XXIV

Die Streitigkeiten zwischen dem König und Don Juan Núñez de Lara wurden schließlich beigelegt, mehr allerdings zum Wohlgefallen des stolzen Adligen als zum königlichen Ruhme; denn Don Ferdinand, dessen Macht durch die lange Dauer der Belagerung von Tordehumos und den Abfall mehrerer seiner Herren geschwächt war, sah sich nicht mehr imstande, seinen anmaßenden Vasallen in die Knie zu zwingen. Man handelte also die Friedensbedingungen aus, Don Juan de Lara nahm sein Amt als Haushofmeister wieder auf, er behielt Moya und Cañete und andere Orte, die ihm gehörten, und der König musste ihm seine Gnade wieder zuwenden. Dies waren bemerkenswerte Zugeständnisse von Seiten der Krone, die indes auch ihre Vorteile hatten, denn nicht nur war es klug, sich dem Unabänderlichen zu fügen, auch hatte der König nun Hände und Kopf frei, um sich den Templern zu widmen, die, wie sich zeigte, nur mit Waffengewalt bezwungen werden konnten. Gewiss waren die Fundamente des Ordens untergraben und im Ansehen erschüttert, der Bau aber hielt trotz allem stand, dank des entschlossenen Zusammenhalts seiner Mitglieder, der Erinnerung an früheren Ruhm und der Furcht, die seine Macht aller Welt einflößte, der einzig wahren Ursache seines Untergangs.

Die Tempelritter weigerten sich nicht, vor dem Gericht der spanischen Prälaten zu erscheinen, noch deren Rechtsprechung anzuerkennen, doch in Anbetracht der groben Verleumdungen, die man im Volk über sie verbreitete, der Morde in Frankreich und der ganzen unerhörten Verfolgung wollten sie sich ihren Feinden nicht wehrlos ausliefern und zogen es vor, das Urteil der Bischöfe und die endgültige Entscheidung des Papstes in ihren eigenen Burgen und Klöstern abzuwarten. Im Übrigen gelobten sie Treue und Gehorsam, versicherten mit äußerstem Nachdruck, nur auf ihre Verteidigung bedacht zu sein, und mit ihrem entschlossenen, klugen Handeln und ihrem festen Vorsatz, bis zum bitteren Ende für die Ehre und den Fortbestand ihres Ordens zu kämpfen, schienen sie die gegen sie erhobenen Anklagen vor aller Augen als Lügen zu entlarven.

Unter all den Rittern, die ihm bei der Belagerung von Tordehumos so nachlässig und treulos gedient hatten, fand Don Ferdinand nun keinen mehr, der unentschlossen oder mutlos wäre, so groß war die Gier, die die herrlichen Besitztümer des Tempelordens in ihren Herzen erregten. Daher fiel es ihm leicht, ein beachtliches Heer aufzustellen, das angesichts des schwierigen Unterfangens aber auch nicht überragend war; und wieder begann Kriegsgetöse über ganz Spanien zu hallen, denn in Aragonien war die Kampfeslust ebenso groß wie in Kastilien, und auf beiden Seiten gingen die Vorbereitungen allerorten voran. Nur der König von Portugal bewahrte

nach außen hin eine neutrale Haltung, wiewohl er den Templern aus tiefster Seele zugetan war und sogar seine guten Beziehungen zum Papst nutzte, um das unheilvolle Gewitter abzuwenden, das sich selbst in den entlegensten Winkeln Europas über ihnen zusammenbraute. Diesem König, der ebenso ritterlich wie besonnen war und weiser, als seine unwissende und einfältige Epoche zu erlauben schien, war die verächtliche Kabale nicht verborgen geblieben, auf der die Verfolgung der Tempelritter gründete, und er bedauerte, dass dies der Lohn für so großen Ruhm, so viele Ehren und Siege sein sollte, wo diese unbezwingbaren Krieger noch immer Feinde auf der Iberischen Halbinsel hatten, gegen die sie den glorreichen spanischen Kreuzzug hätten fortsetzen können, der nunmehr sieben Jahrhunderte währte. So warteten in Aragonien und Kastilien alle gespannt auf den unheilvollen Kampf, dessen Ausgang und verheerende Folgen nur schwer abzusehen waren, denn überwogen auf der einen Seite Manneszahl und militärische Schlagkraft, so setzte die andere auf Kriegsgeschick, Disziplin und Erfahrung, überaus wertvolle Eigenschaften in den Wirrnissen der Zeit.

Der Herr von Arganza erhielt als Statthalter des Bierzo den Befehl, unverzüglich so viel Armbrustschützen und Kriegsvolk wie möglich bereit zu machen und sich an den Grenzen Galiciens mit den Schwadronen seines Schwiegersohns, des Grafen von Lemus, zu vereinen. Eine Ehre, der er sich am liebsten entzogen hätte, wenn er durch seinen Stand nicht zu Gehorsam verpflichtet gewesen wäre, denn dank der bitteren Lehren der Vergangenheit und der Kümmernisse, unter denen er litt, durchschaute er allmählich die wahre Natur dieses Unternehmens. Seine Feindseligkeit dem Tempelorden gegenüber, für die es seit einiger Zeit keinen Grund mehr gab, hatte bald nachgelassen, und schließlich hatten ihn auch Saldañas und Don Álvaro's Verhalten im Garten seines Anwesens ebenso wie die Achtung und Ritterlichkeit, mit der ihn der Meister Don Rodrigo trotz seiner Verfehlungen noch immer behandelte, in seinem ablehnenden Urteil über den Orden milder gestimmt. Seine ehrgeizigen Träume andererseits waren vor der unerbittlichen Wirklichkeit zusehends verblasst, die ihm die abscheuliche Niedertracht des Grafen und die ebenso traurige wie reichliche Ernte an Leid und Kummer, deren Saat er für seine einzige Tochter selbst ausgestreut hatte, deutlich vor Augen hielt. Und um dem Unglück die Krone aufzusetzen, zwang ihn das Schicksal jetzt auch noch, gegen den einzigen Menschen zu kämpfen, der das Engelsherz seiner Tochter je verdient hätte und dessen Bild in ihm trotz allem wahrscheinlich noch immer lebendig war. Außerdem plagten ihn häusliche Sorgen, denn da ihm der unedle Charakter des Grafen nun bekannt war, der ihnen seit seiner Abreise weder eine Entschuldigung noch sonst irgendeine Nachricht, und sei es auch nur aus Höflichkeit, geschickt hatte, schien es ihm zum einen nicht recht, seine Gattin zu ihm zu bringen, und zum anderen war es weder klug noch

schicklich, Doña Beatriz den Fährnissen und Unannehmlichkeiten eines Krieges auszusetzen, der aller Voraussicht nach blutig und dessen Ausgang ungewiss sein würde. Ratlos und verwirrt angesichts dieser misslichen Lage musste er Doña Beatriz befragen, die sich, wie von seiner traurigen Zurückhaltung vorgewarnt, kaum überrascht und noch weniger unentschlossen zeigte.

„Vater“, antwortete sie, „sorgt Euch nicht um mich, denn Ihr wisst ja, ein Kind des Unglücks ist stets wohlbehütet. Die Glücklichen müssen sich in Acht nehmen; über mich wacht mein Stern. Indes, da in Zeiten wie diesen nichts heilig ist außer dem Altar des Herrn, werde ich mich, solange der Krieg anhält, nach Villabuena zurückziehen.“

„Nach Villabuena, Beatriz?“, gab der Alte zurück. „Und wie willst du den Erinnerungen standhalten, die dieser Ort in deinem Herzen wecken wird?“

Sie lächelte wehmütig und antwortete mit sanfter Stimme:

„Es waren nicht die schlechtesten Tage meines Lebens, die ich im Schatten seiner Kreuzgänge und Alleen verbracht habe. Ach, änderten sich mit dem Ort doch auch die Gedanken! Aber dann wäre der Mensch ja Herr über sein Leid, und der Himmel könnte ihn nicht durch die Schule des Unglücks führen. Bringt mich also nach Villabuena, wo man mir wohlgesonnen ist, und zieht unbesorgt in den Krieg; ich bin dort gut aufgehoben. Um eines möchte ich Euch jedoch bitten“, fügte sie mit einer Stimme hinzu, die in aller Deutlichkeit verriet, was in ihrem Inneren vorging. „Ihr wisst, dass es unter denen, die Ihr bekämpfen werdet, einen gibt, dem wir großes Leid angetan haben. Auch wisst Ihr, dass ihn die Schlange der Verleumdung in ihren tödlichen Windungen hält ... Gebt acht auf ihn und versucht, die Pein, die er durch unsere Schuld erleidet, wenigstens zu lindern.“

„Es ist nicht deine Schuld, mein Engel“, entgegnete der Greis, „sondern allein die meine. Möge mir der Himmel vergeben! Stets habe ich ihm für die edle Wiege gedankt, in der ich geboren wurde, und für den Reichtum, der mich von Kindheit an umgab, doch nun, da ich schon mit einem Fuß im Grab stehe, erkenne ich das Unheilvolle dieser Gabe, und oft habe ich mir in meinen schlaflosen Nächten gesagt: ‚Wie viel glücklicher hätte meine Tochter sein können, wenn sie in einer bescheidenen Hütte, dort in den Tälern, geboren worden wäre! ...‘ Nun, meine Tochter, deine Wünsche sollen dir erfüllt werden, und ich werde so handeln, wie es von mir verlangt wird. Wäre ich nur schon immer so hellsichtig gewesen wie jetzt!“

Mit dieser kurzen Unterhaltung war die Abreise nach Villabuena beschlossen, zu der es zwei oder drei Tage später kam. Es war nicht lange her, dass väterliche Strenge Doña Beatriz schon einmal dorthin gebracht hatte. Ihre Mutter war in Tränen aufgelöst; sie sah sich aus ihrem Elternhaus verbannt und von Don Álvaro getrennt, aber die Hoffnung gab ihr Kraft,

der Mut stärkte sie, ein scheinbar unerschöpflicher Quell an Leben und Schönheit hob die lieblichen Reize ihres Körpers noch hervor, und schließlich schien ihr ein Frühling voller Pracht und Üppigkeit mit seinem frischen Grün eine glückliche und blühende Zukunft zu verheißen. Elende Unbeständigkeit der menschlichen Dinge!

Binnen so kurzer Zeit war ihre liebevolle Mutter in die Gefilde der Ewigkeit eingegangen; ihr Mut hatte nicht ausgereicht, um gegen die Eisenfaust des Schicksals zu bestehen; ihre Freiheit hatte sie auf dem Altar ihrer Großmut einem frevelbefleckten Mann zum Opfer dargebracht; ihre Gesundheit hatte sich verzehrt, und ihre Schönheit war verschwunden; Don Álvaro war dem Grab entstiegen, nur um in den Augen ihrer Hoffnung von neuem zu sterben, und diesmal für immer; und statt der grünenden Alleen, des Vogelgezwitschers und der sanften Maienbrise blies nun der Winterwind traurig durch die kahlen Zweige, die Bäche waren von Eisketten gesäumt, und nur ein paar Wasservögel zogen lautlos über ihren Köpfen hinweg oder ließen in ungeheurer Höhe ein raues Schnattern vernehmen. Welch schmerzlicher Einklang einer leblosen und starren Natur mit einem Herzen, das bar jeder Freude und leer an Hoffnung war!

Der Reisezug setzte sich aus denselben Leuten zusammen wie damals, doch sei es, dass sich die gedrückte Stimmung der Herrschaften auf die Diener übertrug oder dass sie wegen des matschigen Weges und des kalten, unfreundlichen Wetters mehr auf ihre Reittiere achtgeben mussten und deshalb keinen Wunsch verspürten, sich zu unterhalten, diesmal jedenfalls wechselten sie unterwegs kaum ein Wort.

Selbst Mendo, dessen grobe und plumpe Natur ihn bestimmter Regungen unfähig machte, die zarteren Gemütern vorbehalten waren, wirkte traurig und bekümmert. Zweifellos wurde dem armen Reitknecht allmählich bewusst, dass der Graf von Lemus, so vornehm und wichtig er auch sein mochte, manch anderer Eigenschaften, deren es nicht minder bedurfte, wie Rechtschaffenheit und Güte, ermangelte. Daran gewöhnt, beide Tugenden und noch viele andere mehr in seinem Herrn und seiner Herrin verkörpert zu sehen, wähnte er, alle Adligen und Mächtigen seien von solch edler Gesinnung. Seit dem Vorfall im Garten, an dem sein unbesonnenes Handeln schuld gewesen war, musste er seinen Irrtum jedoch einsehen, und man hörte ihn mehr als einmal klagen:

„Was für ein Teufel! ... Ein so hoher Herr und doch so ein Schurke! ... Wer hätte das gedacht bei dem vielen Gold und den kostbaren Gewändern? ... So viel Prunk und nichts dahinter! ... Und ich Dummkopf habe ihn dem tapferen Don Álvaro vorgezogen! Ich hoffe nur, Gott nimmt es mir nicht allzu krumm; ich bin doch nur ein armer Tölpel, gerade gut genug, mit Pferden umzugehen! ...“

Mit diesen zornigen Worten bewies der brave Reitknecht vielleicht nicht seinen Scharfsinn, aber doch wenigstens sein gutes Herz, und gewiss murmelte er sie auch jetzt wieder vor sich hin, als er so missmutig nach Villabuena ritt. Was Nuño und Martina betrifft, so waren sie über die Peripetien dieses fürchterlichen Dramas viel zu gut unterrichtet, um nicht lebhaften Anteil daran zu nehmen.

Nach zwei oder drei Stunden erreichten sie schließlich das Kloster, wo die Nonnen die edle Señora bereits erwarteten, die ihnen vor nicht allzu langer Zeit schon einmal eine Schwester in diesem heiligen Haus gewesen war. Hier war alles beim Alten und atmete denselben Geist der Reinheit und Bescheidenheit wie damals: der gleiche Ausdruck auf den Gesichtern, die gleiche Ruhe in den Blicken, die gleiche heitere Gelassenheit im Benehmen; nur Doña Beatriz hatte sich verändert. Die Nonnen, die gehofft hatten, sie in alter Frische und Kraft wiederzusehen, gänzlich erholt von den vergangenen Leiden und voll Zufriedenheit über ihren erlauchten Gemahl, waren bestürzt über ihre Entkräftung, ihren zugleich müden und durchdringlichen Blick und den metallischen Klang ihrer Stimme, in dem etwas unaussprechlich Tiefes und Wehmütiges mitschwang, das sie alle wie in Beklemmung versetzte. Den meisten dieser arglosen Frauen waren die Stürme des Herzens und die bitteren Erfahrungen der Welt fremd, und so verloren sie sich in Mutmaßungen über die Ursachen dieser plötzlichen und beklagenswerten Veränderung bei einem Menschen, auf den das Schicksal, wie sie meinten, von Geburt an mit gütigen Augen herabgeblickt hatte.

Da sich Doña Beatriz während ihres Aufenthalts im Kloster nie beklagt hatte, glaubten sie, dass ihre Liebe zur Einsamkeit und ihre häufige Zerstretheit von der natürlichen Neigung ihres Charakters und ihrer zarten Empfindsamkeit herrührten, nicht aber von ihrer tief verwundeten Seele. Nur die Äbtissin, die etwas vertrauter war mit den Leiden des Herzens und den Enttäuschungen des Lebens, wusste um den Zustand der jungen Frau, die ihr so nahestand. Das Wiedersehen von Tante und Nichte war von Trübsal und Kummer überschattet, denn mit ihm wurde die Erinnerung an den noch frischen Verlust Doña Blancas wieder wach, und doch vergoss Doña Beatriz nur wenige Tränen. Sie zog sich mit jedem Tag etwas mehr in sich zurück, ähnlich wie Blumen, die, wenn es Nacht wird, ihren Kelch schließen und ihre Blätter zusammenziehen. Außerdem waren ihre Leiden von der Art, wie sie nur die Hand des Glaubens lindern konnte, und mit dem Stolz und der edlen Scham, die erhabene Seelen stets verspüren, war sie darauf bedacht, sie vor den Augen der gemeinen Leute zu verbergen und allein dem Blick des Herrn zu offenbaren. Jedenfalls bereitete ihr Verhalten den armen Nonnen Kopfzerbrechen, die sich nicht erklären konnten, wie ihre scheinbare Gemütsruhe zu den deutlichen Spuren des Kammers auf ihrem Gesicht passen sollte.

Doña Beatriz richtete sich in ihrer alten Zelle ein und lehnte eine andere, bessere und größere, die man für sie hergerichtet hatte, ab, mit der Begründung, ihre erste Unterkunft sei ihr durch die Gewohnheit ans Herz gewachsen. Die Schwestern schrieben es ihrer christlichen Bescheidenheit und Demut zu, womit sie auch nicht Unrecht hatten, denn durch diese Eigenschaften hatte sie sich seit jeher ausgezeichnet, doch der wahre Grund für ihre Gleichgültigkeit und Anspruchslosigkeit war ein anderer: Was konnten ihr eitle Aufmerksamkeiten und Achtungsbezeugungen noch bedeuten, wenn ihre Gedanken einer anderen Welt angehörten und sich nur manchmal, um sich von ihrem unablässigen Flug auszuruhen, für einige Augenblicke auf der Erde niederließen? ...

Don Alonso reiste noch am selben Nachmittag aus Villabuena ab, um, wie sein Stand es erforderte, den Weisungen seines Königs zu folgen und die Kriegsvorbereitungen voranzutreiben. Der Aufenthalt im Kloster ward ihm immer schmerzlicher, und so brach er eilends wieder auf. Er empfahl seine Tochter mit besonderem Nachdruck der Obhut der Äbtissin und machte sich auf den Weg in die Berge des Burbia, um Leute auszuheben und sein Gefolge zu befehligen. Das Schicksal bestimmte ihn dazu, in den Krieg zu ziehen gegen den, den ihm ein günstigerer Stern einst zum Schwiegersohn hatte geben wollen, und dies war nicht seine geringste Sorge, denn er wusste, welche Beklemmung es Doña Beatriz bereiten würde, wenn es zum unheilvollen Kampf zwischen ihrem Vater und dem Mann käme, der für sie zwar verloren, aber in ihrem Gedächtnis noch immer lebendig war. Auch hatten sich seine eigenen Gefühle verändert, und der Baum seines Ehrgeizes begann, so bittere und ungenießbare Früchte zu tragen, dass er ihn selbst um den Preis seines Lebens am liebsten herausgerissen hätte; doch seine Wurzeln hatten sich tief in das Herz seiner Tochter gegraben, und er hätte es mit herausreißen müssen. Dass er sich mit dem Grafen vereinigen und alles, was den Krieg betraf, mit ihm abstimmen sollte, bereitete ihm jetzt, da der Schleier gelüftet war, der so viel Niedertracht und Frevel verdeckt hatte, die größte Pein, und so war sein Weg allenthalben mit Dornen und Ungemach übersät.

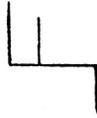
Unterdessen bemühte sich der Abt von Carracedo, der sich seit Doña Beatriz' Hochzeit und dem Tod ihrer Mutter von Arganza ferngehalten hatte, die Unheilsflut aufzuhalten, die sich erneut über das geplagte Kastilien und vor allem über das Bierzo ergoss, und dem Frieden zuliebe vermittelte er zwischen dem Grafen von Lemus, dem Herrn von Arganza und dem Meister Don Rodrigo. Trotz seines strengen und unerbittlichen Charakters, und obwohl sein Groll auf den Tempelorden ungebrochen war, der sich auf sein blindes Vertrauen gegenüber dem Römischen Stuhl gründete, war er, wie wir schon bei anderer Gelegenheit gesehen haben, für reine Gefühle keineswegs taub. Jetzt, da größtes Unglück und Verderben über diesem

Orden schwebten, der wie der seine unter dem Mantel des heiligen Bernhards entstanden war, erwachte sein Mitleid, und seine alte Freundschaft mit dem Meister forderte ihr Recht. Doch seine ganzen Bemühungen waren zum Scheitern verurteilt, denn die Krone war entschlossen, die Tempelritter von der Erde Spaniens zu tilgen, und diese ihrerseits waren zwar bereit, sich den Gerichten zu stellen und sich der Autorität des Papstes zu unterwerfen, weigerten sich aber zu Recht, auf ihre Verteidigungsmittel zu verzichten, argwöhnend, und mit gutem Grund, dass sie dann ebenso schrecklichen Grausamkeiten ausgesetzt sein würden wie ihre Brüder in Frankreich. So blieb ihm nichts anderes übrig, als sein kleines Gefolge dem des Herrn von Arganza anzuschließen und als katholischer Priester und treuer Vasall den Befehlen des Königs und des Papstes zu gehorchen.

Auf kastilischer Seite wurden die Kriegsvorbereitungen also mit größtem Eifer vorangetrieben, während die Tempelritter, vorgewarnt und auf ihre ungemeinen Vorteile vertrauend, die ihnen ihre Reichtümer, ihre Ergebenheit und Disziplin über ihre Gegner verschafften, ihrem Vorsatz folgten, sich lediglich zur Verteidigung bereitzuhalten und den Beginn der Kämpfe abzuwarten. Von den Gefahren eines solchen Krieges wollte ihr stolzer Mut nichts wissen, und des Friedens mit den Mauren überdrüssig, zu dem sie durch das Bündnis Kastiliens mit den Königen Granadas und deren innere Streitigkeiten gezwungen waren, sannten sie darauf, mit der Verteidigung ihrer Ehre und des Fortbestands ihres Ordens neue Lorbeeren zu gewinnen. Don Rodrigo selbst schien trotz seiner traurigen Ahnungen und seines hohen Alters von einem jugendlichen Feuer belebt, als er spürte, dass die Zeit bald gekommen wäre, sein Leben für die Ehre seines Ordens hinzugeben; so wie ein in Schlachten altgewordenes Pferd beim Klang der Kriegstrompete wiehernd aufspringt.

So groß die Begeisterung auch sein mochte, mit der beide Seiten in den Kampf zogen, in jedem Lager gab es einen Mann, der die blutige Morgenröte des Krieges mit besonderer Freude und Hoffnung begrüßte. Dies waren der Graf von Lemus und der Herr von Bembibre. Das Herzeleid und die herben Enttäuschungen des einen, der Ehrgeiz und die maßlose Habgier des anderen ließen sie in den bevorstehenden Auseinandersetzungen die Erfüllung ihrer Wünsche erblicken. Don Álvaro hatte dem Grafen ein ehrenvolles Duell verweigert, weil dieser ihm durch sein niederträchtiges Verhalten nicht mehr ebenbürtig sei, und ihn so über die Maßen gedemütigt; doch jetzt, seines eigenen Willens und seiner früheren Rechte als unabhängiger Herr entledigt, konnte er Rache nehmen und sich mit Blut von seiner Schmach reinwaschen. Der Graf, dem die erlittene Kränkung nicht aus dem Kopf ging und der nicht umhinkonnte, sich für sein Handeln zu schämen, brannte darauf, den Mund dieses

unerbittlichen Zeugen seiner Freveltaten für immer zu schließen und sich mit dessen Tod Genugthuung für seinen beleidigten Stolz zu verschaffen. So harrten beide sehnlichst der Gelegenheit, ihre Kräfte zu messen, nicht ahnend, was ihr unheilvolles Schicksal ihnen bereithielt.



Kapitel XXV

Die militärische Lage der Tempelritter im Bierzo hätte, wie wir an anderer Stelle bereits erwähnt haben, nicht günstiger sein können. Von Seiten Kastiliens hatten sie nichts zu befürchten, denn ihre dortigen Kommenden und Festungen würden den Heeren des Königs mehr als genug zu schaffen machen, und im Landesinneren bildeten die Vasallen Don Álváros, die mit dessen Gelübde in den Dienst des Ordens übergegangen waren, ein hinreichendes Gegengewicht gegen die Streitkräfte des Abtes von Carracedo und des Herrn von Arganza. Auch ihre eigenen Truppen waren stark genug, um das Land zu verteidigen, und mit den Burgen von Cornatel und Valcárcel würden sie die beiden einzigen Verbindungswege nach Galicien schließen können.

Indessen bildeten die Leute, die der Graf von Lemus aus ganz Galicien in Monforte zusammenzog, bereits ein mächtiges Heer. Größtenteils stammten sie aus den Bergen, waren behänd und kräftig, mit der Jagd vertraut und überaus geschickte Armbrustschützen. Der Graf war zudem ein sehr fähiger Anführer, und obwohl er im ganzen Land verhasst war, hatte ihm seine offene und freigebige Art, die er bei jeder sich bietenden Gelegenheit zur Schau trug, das Wohlwollen des Kriegsvolkes erworben. Vor allem aber hatte er, listig, wie er war, die arglose, abergläubische Natur der Gebirgler auszunutzen gewusst, ihnen die Tempelritter in den schwärzesten Farben gemalt und ihre geheime Abscheu vor den Teufelskünsten und gottlosen Riten, denen die Ordensmitglieder angeblich verfallen waren, mehr und mehr geschürt. Von solcherlei Verleumdungen aufgestachelt, versammelten sich so viele Soldaten unter dem Banner des Grafen, dass es schien, als wollte man einen Kreuzzug gegen Ungläubige unternehmen. Manche wünschten, dem König zu dienen; andere trachteten danach, sich an der Kriegsbeute zu bereichern, und alle trieb die Hoffnung an, einem so großen Übel ein baldiges Ende zu machen. Schließlich hatte sich das Heer zusammengefunden und zog, vom Grafen persönlich angeführt, durch das Sital, einer Gewitterwolke gleich, die sich über Cornatel entladen sollte.

Hiervon ging die größte Gefahr aus, der es zu begegnen galt, und so kehrte der Komtur Saldaña, der noch einige Tage in Ponferrada geblieben war, um Don Álvaro als Pate zu dienen, unverzüglich auf seinen Posten zurück. Don Álvaro ersuchte seinen Onkel, ihn begleiten zu dürfen, und erhielt sofort dessen Erlaubnis, zur vollsten Zufriedenheit des greisen Ritters, der mehr denn je von seinen eigentümlichen Ruhmes- und Eroberungsphantasien besessen war. Die Vorstellung, als Erster für die Ehre seines Ordens zu kämpfen und den erbittertsten Feind, der diesem in

Kastilien gegenüberstand, zum Gegner zu haben, erfüllte ihn mit Stolz und Freude; denn obwohl seine Beweggründe etwas andere waren, hegte er doch einen ebenso tiefen Groll gegen den Grafen wie Don Álvaro. Dieses Feuer war durch all die Kümmernisse noch geschürt worden, die die Niedertracht des galicischen Granden über die edle und gütige Seele seines geliebten Patensohns gebracht hatte, und der Wunsch, dessen Herz mit den Gefühlen des Ruhmes zu erfüllen und dessen Ansehen auf das Verderben des Feindes zu gründen, verlieh ihm neue Kraft und schien ihn die tiefen Wunden vergessen zu machen, die seiner Sache im übrigen Europa zugefügt wurden. Bald begann man, Don Álvaros Gegenwart auf der Burg zu spüren, denn sein Arm und sein kluger Geist flößten allen Mut und Vertrauen ein, und seine alten Gefährten und Soldaten nahmen ihn mit ungemeiner Freude auf. Von der felsigen Höhe aus schweifte sein ruhiger Blick über die umliegenden Abgründe, den See von Carucedo, der zur Winterzeit über seine Ufer getreten war, und die Ebenen des Bierzo; er nahm Don Álvaros Hand, drückte sie kräftig und sagte mit zum Himmel gerichtetem Blick und andächtiger Stimme: „*Dominus mihi custos et ego disperdam inimicos meos.*“⁷

Don Álvaro drückte ihm zur Antwort ebenso kräftig die Hand und legte sie dann mit einer heftigen, ausdrucksvollen Geste auf sein Herz. Anschließend schritt der Komtur die gesamte Burganlage ab, prüfte sorgfältig ihre Mauern und zog sich, von ihrem guten Zustand überzeugt, in seine Kammer zurück, beruhigt und im Vertrauen auf seine Leute und Verteidigungsmittel. Und wahrlich, die Festung ist derart beschaffen, auch heute noch, da ihre Außenwerke verschwunden und ihr Graben zugeschüttet ist, dass dieses Vertrauen kaum verwundert.

Doch wie dem auch sei, die Feinde zögerten nicht lange, die Gegend mit Waffenlärm zu erfüllen. Nach zwei oder drei Tagen zogen sich die Vorposten der Tempelritter, die bis nach Las Médulas reichten, allmählich zurück und überließen das Feld dem Grafen und seinen zwar nicht sehr erfahrenen noch disziplinierten, aber in höchstem Maße pittoresken und bunt gemischten Truppen. Seine Lanzenträger und Waffenknechte waren mit einer gewissen Einheitlichkeit ausgestattet, und selbst seine Berittenen trugen die übliche Rüstung; die Fußsoldaten indes hoben sich auffällig voneinander ab.

Die Galicier aus Valdeorras und anderen Tälern und Dörfern, die den größten Teil der Provinz Orense bilden, waren mit Wamsen aus gut gegerbtem Ochsenleder angetan und mit Tuchmützen versehen, die ihnen fast den ganzen Kopf bedeckten. Dazu trugen sie weite Heerpauken aus weißem Leinen, die ihnen bis zu den Knien reichten und die Waden frei

⁷ Dieser Bibelvers ist auf der Burg von Ponferrada in eine Steinplatte eingemeißelt und schien als Wahlspruch zu dienen [Anmerkung des Autors]. „Der Herr ist mein Beschützer, und ich werde meine Feinde vernichten.“ Psalm 118,7.

ließen, und an den Füßen große, mit Kalbsleder besetzte Holzschuhe. Einige waren mit Spießeln bewehrt; die anderen führten schwere, mit Eisenspitzen beschlagene Keulen, die bei ihren kräftigen Armen eine verheerende Wirkung haben mussten. Sie waren leicht zu erkennen an ihrem stämmigen Körperbau und ihren schwerfälligen Bewegungen.

Die aus den Bergen Cabreras trugen Lammfellmützen, lange rötliche Wamse aus Gämsenleder, eng anliegende dunkle Tuchhosen und um die Waden herum Felle, festgebunden mit den Bändern und Riemen ihrer Sandalen. Sie waren lebhaft, flink und gewandt, hatten hagere Körper und sonnenverbrannte Gesichter, denn ihr hartes Leben als Jäger und Hirten setzte sie allen Rauheiten und Unbilden des Klimas aus; und als Waffen dienten ihnen ein großes Jagdmesser, das ihnen vom Gürtel hing, und ihre Armbrust, deren Treffsicherheit allgemein gefürchtet war. Man könnte sagen, dass die ersteren die Linieninfanterie des kleinen Heeres bildeten und die letzteren die Flankeure und leichten Truppen, denen bei dem unwegsamen Gelände der größte Ruhm zukommen würde, aber auch die größte Gefahr drohte.

Alle diese Leute kampierten am Hang des alten Mons Medullius, der wegen seiner ungemein reichen Goldfunde während der römischen Herrschaft auf der Iberischen Halbinsel berühmt geworden war. Dieser an tausend Stellen durchlöchernte und ausgehöhlte Berg mit seinen tiefen Rissen und Schluchten, die durch den allmählichen Einsturz der unterirdischen Stollen und die Einwirkung der Winterwasser entstanden sind und das rötliche Gestein kreuz und quer durchziehen, bietet einen fremdartigen und phantastischen Anblick. Die Hänge sind mit wildwachsenden Kastanien und Eichen bedeckt und hie und da mit Felsspitzen bekrönt, deren blass rötlicher Farbton gut zu ihren urigen und eigenwilligen Formen passt. Die außergewöhnliche Höhe des Berges und die unzähligen moosbedeckten Halden schwarzbraunen Gesteins, die sich an seinem Fuße erstrecken, Überreste des römischen Bergbaus, verleihen der Landschaft einen sonderbaren Anschein von Größe und Fremdheit, der eine geheimnisvolle Wirkung auf die Seele zu entfalten vermag. Von den unterirdischen Gängen und Stollen sind viele noch immer vollständig erhalten, deren schwarze Mündungen inmitten der unerreichbaren Abgründe jenem Bild den letzten Pinselstrich verleihen, auf dem die Herrlichkeit der Natur und die Macht der Jahrhunderte über die Ruinen menschlicher Habsucht und Eitelkeit triumphieren.

Am Fuße des Berges liegt das Dorf Médulas, unbedeutend heutzutage, damals aber noch viel ärmlicher und schäbiger. Hier schlug der Graf sein Lager auf, umgeben von dem erlesensten und am besten bewaffneten Teil seiner Leute, und diejenigen, die nicht in den wenigen Hütten unterkommen konnten, die es hier gab, suchten in den Höhlen und ehemaligen Bergwerken

Schutz vor den Unbilden der Jahreszeit. Die Reiterei wandte sich zur linken Seite und ließ sich an den Ufern des Sees von Carucedo nieder, die ihr reichlich Futter für die Pferde boten. Als die trübe Dezembersonne unterging, stellten sie ihre Wachen auf, trafen Schutzvorkehrungen, wie es die Nähe eines kühnen und gefürchteten Feindes gebot, und warteten an ihren Lagerfeuern auf den neuen Tag.

Dieser zog auf, und Hörner, Sackpfeifen und Tamburine begrüßten seinen ersten Glanz. Das Wiehern der Pferde am Seeufer, der Klang der Musikinstrumente, die Rufe der Befehlshaber und die Kriegslieder der lebhaften, fröhlichen Truppen erzeugten einen solch ungemeinen Lärm zwischen den Felsen und Schluchten, dass Rehe und Wildschweine erschrocken davonstoben, wild schnaubend und mit fürchterlichen Sprüngen. Dieses Gewirr von Stimmen und Geräuschen bildete einen seltsamen Gegensatz zur Ruhe und Stille der Burg, deren Ritter regungslos wie Statuen daknieten, während sich auf ihren polierten Rüstungen die frühen Strahlen der Sonne spiegelten. Das heisere Gemurmel, das man vernehmen konnte, war das der Psalme und Morgengebete, die sie mit halblauter Stimme sprachen, den Kopf unbedeckt, die Lanzen und Schwerter zur Erde gesenkt und das Gesicht nach Osten gewandt. Nach dieser religiösen Zeremonie verfielen sie wieder in ihr übliches andachtsvolles Schweigen und erwarteten furchtlos den Feind, der, nach dem Klang der Musikinstrumente zu urteilen, immer näher rückte. Don Álvaro bat um die Erlaubnis, das Feld erkunden zu dürfen, doch der Komtur verweigerte sie ihm, weil er, so sehr es ihn in seinem brennenden Zorn auch danach verlangte, entschlossen war, nicht als Erster die Feindseligkeiten zu eröffnen, so wie es die spanischen Tempelritter vereinbart hatten, und befürchten musste, dass Don Álvaro, keiner anderen Stimme gehorchend als der seines Grolls, so unbesonnen wäre, sich nicht daran zu halten. Ein anderer, älterer Ritter wurde losgeschickt, und nachdem er den Feind ausgekundschaftet und mit dessen Soldaten leicht geplänckelt hatte, kehrte er zurück und berichtete Saldaña von seinem Streifzug.

Unterdessen wurden die Gipfel der umliegenden Berge von den Gebirglern besetzt, die immerzu ihre derben Lieder sangen. Die Galicier nahmen die sanfteren Hänge ein, die sich bis nach Bermés erstrecken; und die Reiterei, der wegen der Beschaffenheit des Geländes und der Art des Angriffs weder große Gefahr drohte noch großer Ruhm in Aussicht stand, postierte sich auf der kleinen Ebene oberhalb der Anhöhe von Río Ferreiros und schnitt so die einzige Verbindung zwischen Cornatel und Ponferrada ab.

Kurz darauf erschien der Graf, gefolgt von den Heralden seines Hauses. Er saß auf einem stolzen kastanienbraunen Schlachtross mit silberbesetztem Zaumzeug aus blauer Seide, das das feurige Tier bei jeder Kopfbewegung

mit Schaum bespritzte. Seine Rüstung war von derselben Machart und mit einer roten Schärpe umhangen, und auf dem goldenen Helm krönte ein schöner weißer Federbusch, der sich beim leisesten Windhauch bewegte. So stattlich ausstaffiert und inmitten seines prächtigen Gefolges trat er vor sein Heer, das ihn mit Hochrufen, Beifall und den mehr lauten als melodischen Sonaten der Sackpfeifen und Tamburine begrüßte. Er grüßte anmutig mit seinem Schwert zurück und wandte sich dabei nach allen Seiten; dann machte er sich daran, mit dem geübten Blick eines Kriegers, der ihm schon in vielen Schlachten den Ruf eines geschickten und erfahrenen Anführers eingebracht hatte, die Stellung zu prüfen. Er ritt langsam die Anhöhe von Río Ferreiros hinab, überquerte das vom Regen angeschwollene Flüsschen und überzeugte sich rasch, dass die Burg von dieser Seite aus uneinnehmbar war, weil sich die Natur alle Mühe gegeben hatte, sie mit schwindelerregenden Abgründen zu befestigen. Sicherheitshalber postierte er aber noch einen Reitertrupp im Nachbarort Santalla, womit er den Weg nach Ponferrada vollends absicherte. Dann ritt er den Hang wieder hinauf und beschloss, den Angriff von Westen und Süden aus zu führen, wo die Stirnseiten der Festung nur mäßig stark waren, jedoch von einer äußerst dicken Mauer und einem sehr tiefen Graben geschützt wurden.

Unter Beachtung der Kriegsgebräuche ließ er den Belagerten vor Beginn des Angriffs eine Botschaft zukommen, worin er ihnen die Befehle mitteilte, die er vom König erhalten hatte, und sie aufforderte sich zu ergeben, und zwar mit bewusst eingesetzten Drohworten und Anmaßungen, um sie zu reizen und ihre Lage durch den Widerstand, den sie daraufhin leisten würden, noch zu verschlimmern. Saldaña antwortete, wie zu erwarten war, dass die Tempelritter dem kastilischen Monarchen keinerlei Autorität zuerkannten, da sie als Angehörige eines geistlichen Ordens allein dem Papst unterstünden; dass sie von den Befehlen Seiner Heiligkeit nur dem folgen würden, der ihnen gebot, sich den Gerichten zu stellen, nicht aber dem, sich ihres Besitzes und ihrer Verteidigungsmittel zu entäußern, noch ehe ein Urteil gefällt wäre, denn es sei offenkundig, dass der König von Frankreich den Papst zu dieser Anweisung gezwungen habe; und schließlich, dass sie den Grafen, solange er sich nicht von der Schandtats reinewaschen hätte, die er in Tordehumos an Don Álvaro Yáñez verübt habe, nicht mehr als ihnen ebenbürtig erachten könnten und seine Abgesandten als Spitzel eines Räuberhauptmanns an der höchsten Mauerzinne aufhängen würden. Obwohl der Graf mit einer solchen Antwort gerechnet hatte, ließen ihn die äußerste Verachtung und der Schimpf, die aus ihr sprachen, doch vor Zorn erbleichen und mit den Zähnen knirschen. Das Schlimmste daran war, dass sein Gewissen ihm die Schmähungen des Komturs Wort für Wort wiederholte und er einsehen musste, dass Herabwürdigungen und hochmütige Worte bei einem so unerbittlichen Feind nichts auszurichten

vermochten.

Als die erste Wut verraucht war, fasste er sich jedoch wieder und empfand über diese Herausforderung auf Leben und Tod am Ende sogar eine wilde Freude. Bei der zahlenmäßigen Überlegenheit seiner Truppen und der Unterstützung durch den König, den Papst und die ganze Christenheit schien ihm der Sieg gewiss. Er hatte die Nachricht von Don Álvaro's Gelübden mit boshafter Genugthuung entgegengenommen, denn damit verfing sich dieser, wie er meinte, nur noch mehr in den Netzen, die ihm zum Verderben gereichen würden. Es ergötzte ihn, in Don Álvaro und dem Komtur Saldaña zwei so verhasste Feinde zu haben, und er beeilte sich, noch am selben Tag mit großem Können und Geschick die Laufgräben zu ziehen und die Wachposten aufzustellen, um dieses Bollwerk einzukesseln, in das der Orden so große Hoffnungen setzte. Eigentlich bedurfte es zur Belagerung einer Burg, die durch ihre eigene Lage ohnehin isoliert war, nur geringer Kräfte; sich ihrer zu bemächtigen, bereitete indessen ungeheure Schwierigkeiten.

Die Galicier begannen sofort, die Laufgräben auszuheben, während die Gebirgler aus Cabrera von den Kämmen des Berges herunterkamen, der zur Südseite der Burg abfiel, sich hinter Gestrüpp und Felsen versteckten und die ersteren mit einer Wolke aus Pfeilen deckten, die sie mit großer Treffsicherheit abschossen. Ihr Anführer war Cosme Andrade, ein Hidalgo aus der Gegend und ein berühmter Bogen- und Armbrustschütze, und er hatte seine Leute überaus klug postiert: Kaum ließ sich einer der Belagerten blicken, traf ihn auch schon ein Pfeil. Einige schlechter Bewaffnete fielen, andere wurden schwer verletzt; die Ritter indes in ihren fein gearbeiteten Damazenerrüstungen hatten diese Waffen nicht zu fürchten, die aus einiger Entfernung abgeschossen wurden und so schlecht gehärtet waren, dass sie ihre Brustharnische und Rückenpanzer nicht zu durchdringen vermochten. Die Armbrustschützen der Burg ihrerseits machten jeden Feind, der sich aus der Deckung wagte, sofort zur Zielscheibe, und da sie das Gestrüpp nicht immer ganz verbarg und ihre übergroßen Lederwamse sie nicht gut schützten, nahmen sie, wie nicht anders zu erwarten war, den größeren Schaden. Dennoch waren die Pfeilschüsse den Verteidigern der Burg überaus unangenehm, und in ihrem Schatten schritten die Belagerungsarbeiten voran.

So ging es den ganzen Tag, ohne dass die Ritter einen Ausfall noch andere Feindseligkeiten unternommen hätten, und beide Seiten verbrachten die Nacht auf ihren jeweiligen Posten. Cornatel, eingehüllt in Stille und Finsternis, bildete einen lebhaften Gegensatz zum Lager des Grafen von Lemus, erleuchtet von unzähligen Feuern, über denen wie zu Zeiten Homers Rinderviertel und Hirschstücke brien, und erfüllt von einem Gemurmel, das dem Summen eines riesigen Bienenkorbes glich. Der Graf

schlief in dieser Nacht kaum, und ständig sah man ihn umherlaufen, als wollte er seinen Leuten Mut einflößen und ihnen Belohnungen versprechen. Seine Rüstung glänzte im Schein der Lagerfeuer, und sein weißer Federbusch, der eine rötliche Farbe angenommen hatte, zuckte im aufkommenden Wind wie ein Irrlicht. Auch am oberen Berghang loderten zahlreiche Feuer, bald helleuchtend, bald trüb und dunkel, je nach Trockenheit des Brennholzes; sie flackerten im Wind mit tausend eigentümlichen Formen, erfüllten die Luft mit phantastischen Rauchschwaden und stellten ein höchst farbenprächtiges und unverhofftes Schauspiel dar. Das größte von ihnen befand sich vor dem Zelt des Grafen, über dem das Banner der Familie Castro gehisst war, hin und her gepeitscht von den nächtlichen Böen, die durch die Felsen und Bäume pfeiften. Vervollständigt wurde das Bild durch einige Frauen, die ihren Vätern, Ehemännern, Geliebten oder Brüdern auf diesen Feldzug gefolgt waren und nun allenthalben geschäftig umherwimmelten, die einen mit weißen Röcken, einer roten Pelerine und einem weißen Tuch um den Kopf, die anderen mit dunklen Röcken, einer Pelerine und einem Wams in der gleichen Farbe und einem Kopfputz aus schwarzen Fellen, je nachdem, ob sie aus Galicien oder Cabrera stammten, und viele von ihnen jung und schön. Zu einem bestimmten Zeitpunkt jedoch kam alle Bewegung zum Erliegen; es waren nur noch die Schritte der Wachen zu hören, die am Feuer entlanggingen, und ein regelmäßiges Geräusch, das wie Hammerschläge klang.

Saldaña, der mit seinen Adleraugen den ganzen Tag die Schritte des Feindes verfolgt hatte und dessen Absichten erriet, als wären es seine eigenen, befand sich zu der Zeit auf einem der höchsten Türme der Burg, zusammen mit dem Herrn von Bembibre, der nicht minder bemüht war, alles genau zu beobachten.

„Don Álvaro“, sagte er schließlich mit schlecht verhehlter Freude, „morgen werden sie anrücken.“

„Ich weiß“, antwortete der junge Mann, „hört nur, wie sie Leitern zusammennageln oder eine Brücke, mit der sie den Burggraben überwinden wollen, um dann die Barbakane einzunehmen und das Tor zu bestürmen.“

„Armes Bergvolk!“, urteilte Saldaña, lächelnd und mit einem Tonfall, der sowohl von Verachtung wie von Bedauern zeugte. „Sie denken, sie könnten uns jagen wie die Bären und Wildschweine in ihren Bergen, und gewiss werden sie erst spät aus ihrem Traum erwachen.“

„Dürfte ich mir die Frage erlauben, was Ihr zu tun gedenkt?“, fragte ihn der Jüngling achtungsvoll.

„Ich will Euch jetzt noch nicht alles verraten“, antwortete der Komtur, „nur, dass ich für Euch den ehrenvollsten Teil meines Planes ausersehen habe. Noch vor Tagesanbruch werdet Ihr Euch mit sämtlichen Pferden, die sich in der Burg befinden, über die Geheimtreppe, die Ihr ja schon kennt,

zum Fluss hinunterbegeben, und seinem Lauf folgend, werdet Ihr die Reiterei des Grafen hinterrücks angreifen. Da sie glauben, wir seien von allen Seiten eingeschlossen, werden sie zweifellos unvorbereitet sein, und Ihr werdet sie vernichten; damit es aber gelingt, müsst Ihr Euch so lange im Wald versteckt halten und ausharren, bis Euch die Glocke der Burg mit Sturmgeläut das Signal zum Angriff gibt.“

„Aber, Señor“, wandte Don Álvaro ein, „werden es die Pferde denn über diese lange und steile Steintreppe schaffen?“

„Es ist schon alles vorbereitet“, antwortete der Greis, „die Treppe ist mit Erde bedeckt, damit sie nicht ausrutschen. Außerdem wisst Ihr doch, dass die Pferde des Tempelordens, hier wie in ganz Europa, von bester syrischer und andalusischer Rasse sind und unsere heidnischen Sklaven sie vortrefflich abrichten.“

„Und habt Ihr auch“, beharrte Don Álvaro, „die vorgerückten Truppen bedacht, die in Santalla postiert sind?“

„Eben die werden ihnen zum Verhängnis werden“, entgegnete der Komtur. „Da sie nur den Weg nach Ponferrada bewachen, könnt Ihr unbemerkt zwischen beide Posten hindurchgelangen und sie aus dem Hinterhalt überfallen. Ach, Don Álvaro“, fügte er traurig hinzu, „ich habe gegen Araber und Mamelucken gekämpft, und Ihr meint, ich hätte mir dabei nicht ein paar Kriegslisten angeeignet?“

„Doch, doch, ich sehe schon, Ihr habt alles wohl durchdacht. Aber werden denn die älteren Ritter unter meinem Kommando kämpfen wollen?“

„Alle schätzen und achten Euch für Euren Stand, Euren edlen Charakter und Euren Mut“, antwortete Saldaña, „und alle werden Euch mit Freuden gehorchen; aber was habt Ihr, dass Ihr nur Vorbehalte äußert und Schwierigkeiten seht, statt mir dankbar zu sein für den Vorzug, den ich Euch gebe?“

Don Álvaro schwieg eine Weile wie unentschlossen; dann fragte er Saldaña:

„Und denkt Ihr, der Graf wird morgen bei seinen Reitern sein?“

„Nein, gewiss nicht“, antwortete dieser, „wie Ihr wisst, verlässt unser Feind die Orte der Gefahr nicht.“

„Nun, in dem Fall“, entgegnete Don Álvaro, „wäre ich Euch dankbarer, wenn Ihr mich an den Außenwerken der Burg lassen würdet.“

Da hob Saldaña den Kopf und warf ihm einen fürchterlichen Blick zu, den Don Álvaro bei der Dunkelheit der Nacht nicht sehen konnte, doch schon die bloße Gebärde ließ ihn die Augen niederschlagen.

„Don Álvaro“, sagte der Greis streng, „seit vielen Jahren ist mein Herz keinem Sterblichen mehr so zugetan gewesen wie Euch; deshalb erspare ich mir den Hinweis, dass Eure einzige Pflicht darin besteht, zu gehorchen; wohl aber möchte ich Euch zu bedenken geben, dass es Uneigennützigkeit

ist, was den Menschen am meisten auszeichnet. Für diesen Schlag brauche ich Euch, geht hin und führt ihn aus, und verzichtet für heute auf Eure Rache an dem Grafen, so berechtigt sie auch sein mag, und wartet den kommenden Tag ab, da ihn das Schicksal womöglich schon Euren Händen überliefern wird. Sollte er indes in die meinen fallen, so wird es ihm vielleicht noch schlechter ergehen.“

Beschämt darüber, dass er sein persönliches Verlangen nach Rache über den Ruhm des Ordens stellen wollte, der ihn mit so viel Liebe in seine Reihen aufgenommen hatte, bat Don Álvaro den Komtur um Entschuldigung. Dieser verzieh ihm mit sichtlichem Wohlwollen und trennte sich dann von ihm, um die letzten Befehle zu erteilen und die schon weit gediehenen Vorkehrungen abzuschließen, mit denen er die Belagerer bei dem Angriff am nächsten Tag zu empfangen gedachte.



Kapitel XXVI

Lange bevor sich zwischen den Nebelbänken im Osten die bleiche Morgenröte jenes Tages erhob, an dem sich so viel Beklagenswertes zutragen sollte, stieg Don Álvaro mit einer großen Truppe von Rittern die Geheimentreppe hinunter, die er schon einmal und mit ganz anderen Hoffnungen betreten hatte. Auch die Pferde erreichten ohne viel Mühe den Fluss, dessen tosendes Rauschen den Templern sehr gelegen kam, weil es das Geräusch ihrer Schritte übertönte. Sie machten sich schweigend auf den Weg, höchst achtsam auf die schreckliche Gefahr, die sie umgab; denn sie ritten einen schlüpfrigen Hang hinab über einen schmalen, gewundenen Pfad am Rande der gewaltigen Schluchten, die besagtes Rinnsal ins Gestein gräbt, kurz bevor es in den Sil übergeht. Sie zogen einzeln hintereinander her und drohten, beim kleinsten Fehltritt in den Abgrund zu stürzen oder durch das Wiehern eines Pferdes in solch heikler Lage entdeckt zu werden; aber diese edlen Tiere, als wüssten sie um die Wichtigkeit des Unternehmens, bewältigten den schwierigen Weg, ohne einen falschen Schritt zu tun, und gaben kaum ein kurzes Schnauben von sich. Schließlich ließen sie die enge Schlucht hinter sich und erreichten noch vor Tagesanbruch den Ölbaumwald, der an das Dorf San Juan de Paluezas grenzt und dicht bei dem Lagerplatz der gräflichen Reiterei lag. Hier warteten sie, sorgsam versteckt, auf das vereinbarte Zeichen.

Es dauerte nicht lange, bis sich die Schleierwolken im Osten schwach rötlich färbten und die Hörner, Sackpfeifen und Tamburine der Belagerer alle weckten, die noch an den wärmenden Lagerfeuern schliefen. Sie erhoben sich freudig und sammelten sich sogleich mit fürchterlichem Geschrei unter ihren Feldzeichen. Der Graf von Lemus trat aus seinem Zelt und zog auf einem Schimmel, wo es das Gelände erlaubte, und zu Fuß, wo es unwegsamer war, durch die Reihen seiner Truppen, ließ Geld, Nahrung und Branntwein verteilen und hetzte sie mit seiner listigen Beredsamkeit gegen die gottlosen Götzenanbeter auf, die eine Katze verehrten und, von der Hand Gottes verlassen, bald in ihre Gewalt fallen würden. Solcherlei Reden begeisterten das einfache, leichtgläubige Volk und verdoppelten seinen Eifer noch, und so erhob sich im ganzen Lager ein ohrenbetäubendes Geschrei und Getöse. Die Tempelritter indessen bewahrten, nachdem sie wie gewohnt ihr Gebet gesprochen hatten, ihren natürlichen Ernst, und der Komtur, der erst eine Ansprache halten wollte, begriff, als er die furchtlosen Gesichter erblickte, dass man Menschen, in deren Herzen die Flamme des Mutes loderte, nicht zu ermahnen brauchte; so beschied er sich, ihnen mit würdevoller Geste den Bibelvers zu wiederholen, den er ein paar Tage zuvor, als er das Kommando über die Burg wieder übernommen hatte,

schon zu Don Álvaro gesagt hatte: „*Dominus mihi custos, et ego disperdam inimicos meos.*“ Die Ritter, Schildknappen und Waffenknechte sprachen ihn leise nach, und jeder begab sich ohne ein weiteres Wort an seinen Platz.

Die folgenden Augenblicke waren jene unruhevollen der Angst und Ungewissheit, die jeder Schlacht vorangehen und in denen eines jeden Herz von einem Gewirr widerstrebender Gefühle bestürmt wird, von Furcht, Hoffnung, Ruhmeseifer, Erinnerungen, Gedanken an Familie und Freunde. Schließlich gaben die Trompeten der Belagerer das Zeichen zum Kampf, auf das die Businen und Hörner der Templer mit schrillen, nachhallenden Tönen, wie zur Herausforderung, antworteten, und die für den Angriff bestimmten Heeresteile setzten sich rasch in Bewegung, ihnen voran eine Reihe Armbrustschützen, die eine Wolke von Pfeilen abschossen, und tatkräftig unterstützt von vielen anderen, die zwischen Felsen und Buschwerk versteckt lagen. Sie stürmten gegen die Barbakane der Burg an, die nur durch den Graben von dieser getrennt und durch die Zugbrücke mit ihr verbunden war. Die Tempelritter ihrerseits empfingen die Belagerer, indem sie zurückschossen und viele von ihnen verwundeten. Jedoch war ihre Gegenwehr weniger hartnäckig, als der Graf erwartet hatte; so ließen sie es zu, dass die kühnsten seiner Leute das Außentor erreichten, auf das sie sofort mit ihren Äxten einzuschlagen begannen.

Die Ritter merkten, dass die schwachen Balken solcher Gewalt nicht lange standhalten würden, und zogen sich bald über die Zugbrücke zurück, die just in dem Augenblick aufschnellte, als das Tor zerbarst und die Feinde hineinstürmten. Erst waren alle, und insbesondere der Graf von Lemus, über eine derart lasche Verteidigung verdutzt und glaubten, da der strahlende Stern ihres Mutes so plötzlich verblasste, den Templern habe nun die letzte Stunde geschlagen. Sie begannen, die Ritter mit Schmähworten zu beleidigen, worauf diese nicht erwiderten, nur von Zeit zu Zeit mit einem Pfeil oder Steinwurf, ohne sich jedoch hinter den Zinnen hervorzuwagen. Die Berittenen, die von ihrem Lager aus den Sieg ihrer Leute beobachteten und die Fahne des Grafen über der Außenmauer wehen sahen, brachen in tosende Freudenschreie aus und schwenkten ihre Lanzen. Sie waren zu Fuß, hielten ihre Pferde am Zügel und harrten auf ihrem vorgerückten Posten am Weg nach Ponferrada aus; ihre Augen und Seelen waren auf das Drama gerichtet, das sich oben bei der Burg abspielte und dem sie zu ihrem großen Verdruss nur als unbeteiligte Zuschauer beiwohnten.

Die Angreifer schleppten unterdessen die Brücke heran, die sie in der vergangenen Nacht aus Holzbalken vorsorglich zusammengezimmert, aber natürlich noch nicht hergebracht hatten, weil sie davon ausgegangen waren, dass der erste Angriff langwieriger und erbitterter sein würde. Da es nun zu ihrer großen Freude anders gekommen war, drangen sie mit ihrem unförmigen, aber stabilen Gestell sogleich durch das Innentor der

Barbakane, um es über den Graben zu werfen. Da schienen die Belagerten neuen Mut zu fassen und schleuderten Steine und Spieße von den Mauerzinnen über dem Burgtor, doch der Pfeilhagel der Gebirgler ließ sie augenblicklich zurückweichen. So viele dieser Unglückseligen strömten hinein, dass die Barbakane zum Bersten voller Menschen war, einer begieriger als der andere, das Tor einzureißen und den feigen Kriegern die Kehle durchzuschneiden. Schließlich war es mit großer Mühe gelungen, die Brücke zu schlagen, und die Angreifer drängten in Massen hinüber und hämmerten mit ihren Äxten auf das eisenbeschlagene Holz ein.

Kaum hatten sie die ersten Hiebe getan, als ein Schrei des Entsetzens unter diesen Unglücklichen ertönte, von denen nicht wenige in den Graben stürzten, während andere ein fürchterliches Geheul ausstießen und sich verzweifelt auf der Brücke wälzten. Die, die ihnen folgten, gerieten in schreckliche Angst, weil kaum einer von ihnen wusste, worauf die plötzliche Panik zurückzuführen war; dennoch rannten auch sie, gestoßen und gedrückt von der riesigen Menge hinter ihnen, gegen das Burgtor an. Dann wurde klar, was die Schreie auslöste und so großes Unheil anrichtete. Schlecht gerüstet, wie die einfachen Leute waren, starben sie unter einem Regen aus geschmolzenem Blei, Öl und siedendem Pech, der von den Zinnen herabfiel. Hinzu kamen unzählige mit geteertem Werg umwickelte Brandpfeile, die man nicht herausreißen konnte, ohne sich die Hände zu verbrennen. Einige wollten zurückweichen, aber die ungemeine Wucht der Nachdrängenden hinderte sie daran und spie unablässig neue Opfer über die Brücke.

Die, die sich unter dem Torbogen befanden, hatten die Gefahr erkannt, wähten sich aber vorerst geschützt und schlugen unermüdlich auf das Holz ein, in dem Bestreben, der entsetzlichen Szene ein Ende zu machen; doch als sie einen Augenblick nicht aufpassten, ergoss sich der Höllensud durch einige vorsätzlich ins Gemäuer getriebene Löcher auch über sie, und wie sie sich zum Rückzug anschickten, wurden sie schließlich von den Steinen erschlagen, die durch die Öffnungen des Wehrrerkers auf sie herabfielen. Dann begann die Sturmglocke der Burg zu läuten, wie für die, die in ihrem Graben und vor ihren Mauern starben; auf den Zinnen versammelten sich Ritter, die, von Kopf bis Fuß in Stahl gerüstet, das weiße Gewand mit dem roten Kreuz über der Schulter, der entsetzten Menge wie eine geisterhafte Vision erschienen. Einige Negersklaven, die den verzehrenden Feuerregen herabschütteten, streckten diabolisch grinsend ihre fratzenhaften, kohlschwarzen Gesichter hervor, und die verängstigten Leute, die glaubten, die Hölle selbst kämpfe gegen sie, warfen entsetzt ihre Waffen weg und ergriffen die Flucht.

Der Graf, der bei dem Gedränge in der Barbakane eingekeilt worden war, konnte sich in diesem kritischen Augenblick losmachen, stürzte sich über

die Brücke, um den Flüchtenden neuen Mut einzuflößen, überwand die Toten und Verwundeten, ohne die Steine und das siedende Öl zu beachten, die auf seine undurchdringliche Rüstung fielen, und gelangte an das Tor, zusammen mit einem vorzüglich gerüsteten Ritter, der mit ihm verwandt war. Dort rissen sie zwei Toten die Äxte aus den Händen und schlugen so kräftig auf das Tor ein, dass es trotz seiner Eisenbeschläge von oben bis unten aufbarst. Da fiel eine riesige Granitkugel aus dem Wehrerker herab und traf seinen Verwandten, der mit zertrümmertem Schädel und Genick zu Boden stürzte und auf der Stelle tot war. Als dies die anderen Hídalgos seines Hauses sahen, die am Tor der Barbakane geblieben waren, überquerten sie in Windeseile die Brücke und entrissen ihren Anführer mit aller Kraft der Gefahr.

Die Berittenen verfolgten unterdessen, wie bereits erwähnt, mit neidischen Blicken den Kampf ihrer Gefährten. Als sie die Sturmglocke der Burg schlagen hörten, meinten sie, der Graf hätte sich ihrer schon bemächtigt, und begannen, sich mit närrischer Überheblichkeit zu ihrem Sieg zu beglückwünschen. Doch plötzlich fuhren sie zusammen, als hinter ihnen eine Trompete erscholl, gleich der des Jüngsten Gerichts, und wie sie sich verwundert umsahen, da erblickten sie die kleine, aber erlesene Schwadron Don Álvaro, die mit eingelegter Lanze auf sie zugpreschte. Viele Pferde rissen sich los und ergriffen die Flucht, nicht minder erschrocken als ihre Reiter, die, zu Fuß zurückgelassen, als erste dem Eisen der feindlichen Lanzen zum Opfer fielen. Die anderen, denen es trotz des Tumultes gelungen war aufzusitzen, drängten zusammen und schlossen sich dicht aneinander, vermochten jedoch nur schwachen Widerstand zu leisten, bei dem viele ihr Leben ließen, und zerstreuten sich dann nach allen Richtungen. Einige versuchten, zu den Truppen zu gelangen, die an der Straße nach Ponferrada postiert waren; andere galoppierten zum Lager des Fußvolkes, und die übrigen hielten in wildem Rennen auf Las Médulas zu. Don Álvaro hatte es auf die abgesehen, die sich mit dem Hauptheer des Grafen vereinen wollten, und jagte über den Berghang hinter ihnen her, in der festen Absicht, sie nicht nur in die Flucht zu schlagen, sondern von hinten zu durchbohren.

Als Saldaña von dem Erfolg dieses waghalsigen Unternehmens erfuhr, begab er sich, gefolgt von den vorzüglichsten seiner Ritter, zum Burgtor, ließ die Zugbrücke herunter, weil die andere vom Feuer schon halb aufgezehrt war, und schlug sich, eine Streitaxt in den Händen, furchtlos zur Außenmauer durch, wobei er mit jedem seiner Hiebe den Lebensfaden eines dieser noch immer dicht zusammengedrängten Männer durchtrennte. Inmitten des Gemetzels erkannte er den Grafen, der mit seinen Hídalgos und Verwandten rang, um zur Brücke zurückzukehren.

„Verräter!“, schrie ihm der Komtur zu. „Warum flieht Ihr die Gefahr?“

„Ich komme schon, du verfluchter Hexenmeister, der du mit Satan im

Bunde stehst“, antwortete er zähneknirschend und mit schäumendem Mund und stürzte sich mit blinder Wut auf den Tempelritter.

Todesmutig ging er auf den Komtur los und wollte ihm einen kräftigen Hieb mit dem Schwert versetzen, den dieser indes zu parieren wusste. Und Saldaña wollte die mit beiden Händen geschwungene Axt gerade auf ihn hinabsausen lassen, als sich ein Verwandter des Grafen zwischen sie warf. Die Waffe traf ihn wie der Blitz, zerteilte ihm den Schild, als wäre er aus Wachs, spaltete ihm die Sturmhaube entzwei und grub sich in den Schädel des unglücklichen Jünglings, der mit einem tiefen Stöhnen zusammenbrach. Darauf entspann sich ein erbitterter Kampf, denn als die Leute des Grafen merkten, dass sie es mit Männern aus Fleisch und Blut zu tun hatten und nicht mit Untieren oder Geistern aus der Hölle, fassten sie neuen Mut; aber schlechter bewaffnet und nicht so geschickt wie ihre Feinde, gerieten sie dennoch in Bedrängnis. Da erschien am Tor der Barbakane ein Reiter auf einem schäumenden, abgehetzten Pferd und rief:

„Graf von Lemus! Eure Berittenen sind von einer Schwadron dieser hündischen Tempelritter zersprengt worden. Keine sechs Minuten mehr, und sie sind hier.“

„Kann es ein größeres Unglück geben, unbarmherziger Himmel?“, rief dieser aus und hob sein Schwert in die Höhe, das er krampfhaft umfasst hielt.

„Ja, das kann es“, antwortete Saldaña mit donnernder Stimme, „denn der, der mit einer Handvoll Ritter deine zahlreiche Reiterei vernichtet hat, ist der Herr von Bembibre, dein Feind!“

Da stieß der Graf ein Gebrüll wie ein Tiger aus und wollte sich abermals auf den Komtur stürzen; doch seine eigenen Leute hinderten ihn daran und rissen ihn weg, denn die Jubelschreie und das Hufgetrappel von Don Álvaros Schwadron waren schon ganz nahe. Saldaña hielt es für unklug, mit den wenigen Leuten, die seine Burg verteidigten, gegen einen zahlenmäßig noch immer überlegenen Feind weiter vorzurücken, der seinen Mut gerade wiederholt unter Beweis gestellt hatte. Die ihn begleitenden Ritter hatten mit ihren Leibern das Außentor versperrt und so einer großen Zahl von Gebirglern den Rückzug abgeschnitten, die nun unschlüssig zu sein schienen, ob sie sich ergeben oder weiterkämpfen sollten.

„Na, Ihr Unglücklichen“, sagte der Komtur zu ihnen, „was glaubt Ihr, welches Schicksal Euch nun erwartet, nachdem Ihr uns grundlos angegriffen habt?“

„Ihr werdet uns sicher Eurem Götzen opfern“, antwortete einer, der ihr Anführer zu sein schien, „und ihn mit unseren Häuten kleiden; jedenfalls erzählt man sich, dass Ihr so etwas tut; aber das wird Euch noch teuer zu stehen kommen. Was den Krieg gegen Euch betrifft, so haben der König und der Graf von Lemus, unsere angestammten Herren, ihn veranlasst, und

wir sind hier, weil wir ihnen zum Dienst verpflichtet sind.“

„Und wer bist du, dass du so freimütig zu mir sprichst, da deine letzte Stunde so nahe ist? Wie ist dein Name?“

„Cosme Andrade“, erwiderte der Angeredete furchtlos.

„Ach, dann bist du also der in ganz Cabrera berühmte Bogenschütze?“

„Noch berühmter wäre ich heute geworden“, antwortete dieser, „wenn Eure Rüstung nicht verhext wäre; dann nämlich hätten meine Pfeile Euch mindestens fünfmal durchbohrt.“

„Und was hättest du mit mir angestellt, wäre ich dir in die Hände gefallen?“

„Darüber habe ich nicht zu befehlen; folglich hätte ich von mir aus nichts mit Euch angestellt, aber wenn der Graf Euch bei lebendigem Leib verbrannt hätte, wie man es anderswo mit Euresgleichen getan haben soll, so hätte ich das Feuer geschürt.“

„Das heißt also, dass du es mir nicht übelnehmen wirst, wenn ich befehle, dich zu erhängen, weil das immer noch viel besser ist als das, was mir bestimmt gewesen wäre?“

„Auf diese Weise, Señor“, antwortete der Gebirgler, „möchte niemand gerne sterben, wenn er, wie ich, noch viele Bären, Gämsen und Hirsche erlegen kann; doch als ich in den Krieg zog, wurde mir bewusst, dass man bei einem solchen Handwerk wohl kaum im Bett sterben wird, den Priester an der Seite und gepflegt von der eigenen Frau. Also, Herr Ritter, tut mit uns, was Euch beliebt, aber wundert Euch nicht, wenn wir uns wehren; das macht jedes Tier, wenn es bedrängt wird.“

„Nicht notwendig“, entgegnete Saldaña, „weil dein Mut euch alle vor Gefangenschaft und Strafe bewahrt. Ritter Carvajal“, sagte er zu einem seiner Leute, „man soll dem tapferen Andrade hundert Goldmünzen geben, damit er lernt, wie man mit Feinden umgeht, und begleitet ihn, bis Ihr auf Don Álvaro trifft; ihm soll kein Leid geschehen.“

Der Gebirgler nahm seine Fellmütze ab, die er noch immer auf dem Kopf trug, und sagte:

„Ich danke für das Geld und das Leben, denn Ihr werdet mir, wenn ich recht verstehe, beides geben, obwohl ich meinem König und dem Grafen, meinem Herrn, zu Treue verpflichtet bin.“ Der Komtur nickte. „Nun, dann“, fügte der Gebirgler hinzu, „möge Gott es Euch vergelten, und wenn Ihr oder einer der Euren eines Tages verfolgt werdet, so kommt nach Cabrera, weil dort Andrade ist, und wer immer Euch Schaden zufügen will, dem wird er eine gehörige Lektion erteilen.“

Mit diesen Worten zog er höchst zufrieden davon, gefolgt von seinen Leuten und in Begleitung des Ritters Carvajal, und sprach dabei zu sich selbst:

„Nein, da muss der Graf schon entschuldigen, ob sie nun Hexenmeister

sind oder nicht, und selbst wenn sie einen engen Pakt mit dem Teufel unterhalten, so kann doch weder er noch der Teufel leugnen, dass sie wahre Ritter sind! Wollte Gott, ich könnte einmal was für sie tun!“

Saldañas Voraussicht hätte nicht klüger sein können, denn schon nach wenigen Schritten trafen sie auf Don Álvaro Ritter, die, als sie die rötlichen Wamse der Gebirgler erblickten, sofort ihre Lanzen einlegten. Da trat Carvajal vor sie, und man ließ sie heil und unversehrt vorbeiziehen, ohne weiteren Kummer als die Erinnerung an die Gefährten, die sie vor dieser fürchterlichen Burg leblos zurückließen.

Don Álvaro hatte nicht nur das Ziel seines Unternehmens erreicht, sondern vor seiner Rückkehr nach Cornatel auch noch die Palisaden und Hütten der Belagerer verbrannt, sich ihrer Ausrüstung und Lebensmittelvorräte bemächtigt und die feindliche Fahne heruntergerissen. Dies alles geschah vor den Augen des Grafen, der sich verzweifelt bemühte, die panische Furcht seiner Truppen zu bezähmen und sie zur Einhaltung seines Planes zu bewegen, und doch nur mit ansehen konnte, wie sein verhasster Rivale alles in Schutt und Asche legte, während er und die Seinen über den abschüssigen Berghang flohen wie ein von Jägern gehetztes Rudel von Rehen.

Also sammelte er, so gut er konnte, seine Leute und kehrte noch in derselben Nacht nach Las Médulas zurück, das er zwei Tage zuvor mit ganz anderen Gedanken verlassen hatte. Dort wählte er eine günstige Stelle aus, an der er sein Lager aufschlug und wo sich die zerstreuten Kräfte nach und nach einfanden. Die Nacht über waren die Stimmen der Ankommenden zu hören, die einander riefen, vermischt mit den Wehklagen der Verwundeten und dem Weinen der Frauen, die einen geliebten Menschen verloren hatten; die Tapfersten waren in der Schlacht gefallen, und wenn die Hauptleute ihre Namen ausriefen, antwortete ihnen nur Schweigen oder ein bitterer Seufzer. Der Graf selbst hatte zwei nahe Verwandte verloren und sah das Unternehmen, das ihm so viel Ehre und Lohn einbringen sollte, zumindest für einige Zeit aufgeschoben. Aber all dieses Unglück reizte seinen gekränkten Stolz nur noch mehr und schürte seinen Hass auf die Tempelritter und insbesondere auf Don Álvaro, so dass er nichts unversucht lassen wollte, um sich an ihnen zu rächen.

Was den Herrn von Bembibre betrifft, der sich an diesem Tag so viele Lorbeeren verdient hatte, so wurde er mit solcher Hochschätzung und solchem Beifall empfangen, dass sein Einritt in Cornatel wahrlich ein Triumphzug war.





Kapitel XXVII

Nach dem missglückten Unternehmen, von dem gerade die Rede war, schickte der Graf nach Verstärkungen aus seinen galicischen Stammländern, fest entschlossen, sich mit der Einnahme Cornatels von der erlittenen Schmach reinzuwaschen. Noch bevor sie eintrafen, überquerten die Streitkräfte von Arganza und Carracedo unter dem Kommando Don Alonso Ossorios den Sil und füllten seine dezimierten Reihen wieder auf, eine überaus willkommene Unterstützung in dieser misslichen Lage, nicht nur wegen der Zahl und der Tüchtigkeit ihrer Soldaten, sondern auch wegen des Ansehens, das der Herr von Arganza im ganzen Land genoss, und insbesondere wegen des religiösen Charakters, den die Teilnahme des Abtes von Carracedo, zu Recht geachtet für seine strengen Tugenden, dem Krieg zu verleihen schien. Damit fasste das kleine Heer des Grafen neuen Mut, und als wenige Tage später weitere Truppen aus Cabrera eintrafen, blühten auch seine alten Hoffnungen wieder auf.

Die Unterhaltung zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn war, wie sich unsere Leser vorstellen können, sehr förmlich, denn vor ihren jeweiligen Vasallen mussten sie zum Nutzen der gemeinsamen Sache ein Beispiel an Verbundenheit und Eintracht abgeben.

Von all den Ärgernissen, die Don Alonso belasteten, war es nicht das geringste, unter dem Befehl eines Mannes zu dienen, der ihm zwar durch engste Familienbande verbunden war, seinem Herzen jedoch wegen der Frevel, die ihn befleckten, unendlich fernstand. Da der Graf genau wusste, wie schwierig es wäre, sich in den Augen seines Schwiegervaters von seiner Schuld reinzuwaschen, und die Vasallen Arganzas bereits unter seinen Fahnen standen, worauf sein niederträchtiges Kalkül seit Langem gerechnet hatte, verschanzte er sich hinter seinem Hochmut und wollte sich mit Don Alonso auf keinerlei Erklärungen einlassen. Dieser tat es ihm gleich, und obwohl er ihn in Anwesenheit seiner Leute und bei allen öffentlichen Anlässen höflich, ja sogar herzlich behandelte, pflegten sie, wenn der Zufall sie einmal allein zusammenführte, ausschließlich über die Angelegenheiten des Krieges zu sprechen; eine Situation, die für beide peinlich war, insbesondere aber für Don Alonso, dessen edler und aufrichtiger Charakter sich mit solcher Falschheit und Doppelzüngigkeit schlecht vertrug. Doch wie dem auch sei, der Wunsch, seine familiären Sorgen und Kümmernisse vor den Augen des gemeinen Volkes verborgen zu halten, zwang ihn, seine leider viel zu späte Reue stillschweigend hinunterzuschlucken, was es ihm noch unerträglicher machte, sich immer wieder vorzustellen, welches Schicksal seiner Tochter hätte beschieden sein können, wenn er doch nur eine andere, bessere Wahl getroffen hätte.

Bis die zusätzlichen Streitkräfte aus Galicien eintrafen, dauerte es länger als erwartet, zum einen wegen der größeren Entfernung, zum anderen, weil der Graf, durch den erlittenen Schaden klug geworden und überzeugt davon, dass Cornatel nicht durch einen Handstreich genommen werden konnte, Steinschleudern und anderes Kriegsgerät angefordert hatte, die herbeizuschaffen ihren Marsch nicht wenig behinderte. Unterdessen hatten sich schwerwiegende Ereignisse zugetragen, die den Ausgang dieses verworrenen und schrecklichen Dramas noch beschleunigten. Die Tempelritter Aragoniens, von all ihren Verbündeten im Stich gelassen, kämpften gegen einen König, der mächtiger war als der von Kastilien, und vermochten, in Monzón und manch anderen ihrer Festen belagert, kaum noch Widerstand zu leisten. Da sämtliche Waffen des Landes gegen sie gerichtet waren, traten sie bald in Kapitulationsverhandlungen ein.

Trotz seiner Verbundenheit mit dem edlen Orden war der König von Portugal aus Furcht vor den Bannstrahlen des Vatikans, und weil er wusste, wie schwer die öffentliche Meinung zu besänftigen war, von seinem eher großherzigen als politisch klugen Vorsatz wieder abgerückt und hatte Don Rodrigo Yáñez und dem Meister von Aragonien geraten, seine Vermittlung anzunehmen, auf die Rechtsprechung der Provinzkonzile zu vertrauen und natürlich ihre Burgen und Besitztümer zu übergeben, so wie die päpstlichen Bullen es ihnen geboten. Dies war zunächst auch die Ansicht des Meisters von Kastilien gewesen, aber die Schmach, die dem Orden zugefügt worden war, die nur schwer zu beschwichtigende Erregung, die seine Ritter darüber befallen hatte, und schließlich die unbesonnene Entscheidung Ferdinands IV., den erbittertsten Feind des Tempelordens im Königreich León zum Anführer seiner Truppen zu machen, hatten ihn veranlasst, sich anders zu besinnen.

Dennoch schien ihm die unerbittliche Hand des Schicksals nun eben diesen Pfad zu weisen, und so schrieb er an Saldaña, teilte ihm mit, was geschehen war, und forderte ihn auf, dem Blutvergießen ein Ende zu machen und in Verhandlungen über eine ehrenvolle Kapitulation einzutreten. Der alte Komtur gab ihm zur Antwort, dass der unversöhnliche Groll des Grafen von Lemus jede gerechte und anständige Übereinkunft unmöglich mache, denn dieser habe nichts anderes im Sinn als Rache für die Niederlage, die er vor seinen Mauern erlitten hatte; bei einem solchen Mann, dem jeder Edelmut fremd sei, könne er sich nicht für das Leben seiner Ritter verbürgen; wenn der König sein Amt und die von ihm ausgeübte Autorität jedoch einem anderen seiner Granden übertrüge, würde er die notwendigen Gespräche selbstverständlich einleiten.

Die wichtigsten dieser Nachrichten verbreiteten sich bald auch im gegnerischen Lager, und der Graf ließ nicht davon ab, sie seinem Hass und seiner Rachsucht zunutze zu machen. Don Alonso konnte nicht umhin, ihn

daran zu erinnern, wie weit er sich von den Gesetzen des Rittertums entferne, wenn er jede ehrenvolle Übereinkunft mit Leuten ablehne, die derart berühmte Namen trügen, insbesondere, da dem unglücklichen Kastilien aus der Verlängerung eines Bruderkrieges so viel Schaden entstehen könne; der Graf aber antwortete ihm, dass sein Befehl unwiderruflich sei und er, Don Alonso, nichts als zu gehorchen habe. So trennten sie sich zerstrittener denn je, und der Herr von Arganza drohte ihm, dem König zu enthüllen, dass er seine persönlichen Zwiste und Interessen über das Gemeinwohl des Landes und der Krone stelle. Der Graf, der im Grunde sehr wohl wusste, wie berechtigt und vernünftig diese Forderungen waren, fürchtete zu Recht, dass der Hof ihnen stattgeben könnte, und da seine Truppen bereits mit Proviant versehen und verstärkt waren, beschloss er, einen letzten Angriff auf Cornatel zu wagen.

Er hatte nicht lange gebraucht, um herauszufinden, dass die Ritter, die seine Reiterei vernichtet hatten, aus der Burg gekommen waren und nicht, wie er zuerst dachte, aus Ponferrada. Begierig, den Feind mit dessen eigenen Waffen zu schlagen, versuchte er daher, den Geheimgang zu finden, der zweifellos in die Schlucht führte. So ließ er den mutigen Andrade herbeirufen, der sich dank seiner Ruhe und seiner Geschicklichkeit als Jäger selbst noch an Orten bewegen konnte, die für die meisten anderen unerreichbar waren, und zudem für seine List und seinen Scharfsinn bekannt war.

„Cosme“, sagte er unvermittelt zu ihm, „meinst du, wir können von der Schlucht aus in diese Höllenburg gelangen?“

„Das halte ich für sehr schwierig, Señor“, antwortete der Gebirgler und drehte seine Pelzmütze in den Händen, „jedenfalls, solange uns keine Flügel wachsen; aber was bleibt uns anderes übrig, als es zu versuchen, Señor?“

„Gewiss, aber es ist auch einige Gefahr dabei. Wenn sie von oben einen Felsen hinunterstoßen, können sie uns in der Enge der Schlucht leicht zermalmen.“

„Wer nicht wagt, der nicht gewinnt“, antwortete der lebhafteste Andrade, „und es wird mir dabei wohl kaum schlechter ergehen als auf jener verfluchten Brücke, die in die Hölle selbst zu führen schien.“

Der Graf nahm bei dieser unangenehmen Erinnerung an seine Niederlage eine finstere Miene an, bezwang sich aber, so gut er konnte, und erläuterte dem Jäger sein Begehren, das dieser mit dem scharfen Verstand, der Menschen wie ihm eigen ist, auf der Stelle begriff.

„Mit Gottes Hilfe also“, schloss der Graf, „werden wir uns bald an diesen niederträchtigen Hexenmeistern rächen, die sich nur mit ihren Teufelskünsten verteidigen können.“

„Da müsst Ihr aber entschuldigen, Señor“, entgegnete der ehrliche Jäger, „denn selbst wenn ihnen der Teufel beisteht, so behelfen sie sich doch nicht

minder mit ihren Armen, die wahrlich nicht zu unterschätzen sind. Und ob nun Zauberer oder nicht, sie hatten mich und einige meiner Leute in ihrer Gewalt, und obwohl sie uns hätten in die Sonne hängen und an die Raben verfüttern können, ließen sie uns in Frieden abziehen und beschenkten uns sogar noch.“

Und dann erzählte er dem Grafen von der Szene am Tor und dem Edelmut des Komturs. Der Graf biss sich vor Zorn auf die Lippen, als er einsehen musste, dass ihm diese stolzen Feinde in allem überlegen waren, und um die Freigebigkeit des Komturs zu überbieten, sagte er zu dem Jäger:

„Zweihundert Goldmünzen will ich dir geben, wenn du einen Weg findest, wie wir in die Burg gelangen können.“

„Das werde ich auch ohne die zweihundert Goldmünzen tun“, antwortete Andrade, „die hundert von Saldaña habe ich auch unter den Verwundeten und den Witwen der armen Männer verteilt, die an jenem Tag ihr Leben ließen. Mir selbst fehlt es, Gott sei Dank, an nichts, solange ich meine Armbrust habe und es in Cabrera noch Bären und Wildschweine gibt.“

Nachdem er die Instruktionen des Grafen erhalten hatte, trat er aus dessen Zelt und sammelte ein Dutzend seiner tapfersten Männer. Sie stiegen jenseits von Villavicja zu dem kleinen Fluss hinab und näherten sich dem Fuße der unwegsamen Steilhänge, die die Burg auf dieser Seite schützen. Mit ihren an das nächtliche Auflauern des Wildes gewöhnten Augen begannen sie das Buschwerk und die Felsen abzusuchen, und es dauerte nicht lange, bis sie in einem Spalt, von Gestrüpp halb verdeckt, die Eisenstangen des Gitters entdeckten; doch kaum hatten sie sich ihm genähert, kam ein Pfeil aus der Dunkelheit geschossen und verletzte einen von ihnen am Arm. Sie mussten einsehen, dass sie einen so wachsamem Feind unmöglich überraschen konnten und jeder Versuch eines gewaltsamen Handstreichs ebenso leichtsinnig wie zwecklos wäre. Also machten sie kehrt; als sie jedoch unter der Ostseite der Burg vorbeikamen, blieb Andrade stehen und musterte die Felsspalten und den Pflanzenwuchs des abschüssigen Hanges. Anscheinend war er mit seiner Beobachtung zufrieden, denn er begann an dieser Stelle den Aufstieg, hielt sich an den Sträuchern fest, setzte den Fuß auf die kleinsten Felsvorsprünge und gelangte schließlich, zum Erstaunen seiner eigenen Leute, auf eine Art Plattform unweit des großen Burgturms. Dort horchte er aufmerksam, ob sich die Schritte der Wache vernehmen ließen, und nachdem er noch eine Weile sorgfältig die Beschaffenheit des Geländes in Augenschein genommen hatte, kehrte er auf demselben Weg zurück, den er beim Aufstieg gekommen war, wiewohl diesmal mit größerer Mühe. Am Ufer des Baches angelangt, verpflichtete er seine Gefährten zum Stillschweigen; dann beschleunigten sie ihren Schritt und erreichten bald das Tal von Las Médulas. Der Graf schief um diese Stunde noch, aber ein Page

weckte ihn sofort, als Andrade am Eingang seines Zelttes erschien, und ließ diesen eintreten. Der Graf forderte ihn auf, Platz zu nehmen, bot ihm einen Becher Wein an, den er ohne Umstände hinunterspülte, und bat ihn dann, von seinen Erkundungen zu berichten.

„Wir haben das Tor gefunden“, sagte Andrade, „aber es wird verteidigt, und es ist gar nicht daran zu denken, sie von dort aus zu überfallen.“

„Ich hätte es wissen müssen“, antwortete der Graf, „aber die Ungeduld blendet mich und zehrt an mir.“

„Grämt Euch nicht darüber, Señor“, beruhigte ihn der Gebirgler, „denn ich habe einen anderen Weg entdeckt, besser noch und sicherer.“

„Und wo?“, fragte der Graf gespannt.

„Am großen Turm auf der Ostseite“, antwortete der Jäger selbstzufrieden.

Der Graf warf ihm einen düsteren Blick zu und sagte harsch:

„Bist du von Sinnen, Andrade? Nicht einmal die Rehe und Gämsen aus deinen Bergen wären imstande, da hinaufzuklettern!“

„Wir aber schon“, entgegnete er mit schlecht verhehlter Eitelkeit, „von Sinnen, was? Sicher, Euch und Euren Leuten muss es wahnwitzig erscheinen, von dieser Seite bis auf wenige Ellen an die Mauer heranzukommen.“

„Aber sagtest du nicht selbst, man bräuchte Flügel dazu?“

„Wenn ich das gesagt habe, dann sage ich jetzt eben etwas anderes. Wie meine Großmutter zu sagen pflegte, es zeugt von Weisheit, seine Meinung zu ändern, und außerdem bin ich nicht der Sil, der stets nur in die eine Richtung fließt. Ich kann kehrtmachen und von meinen Urteilen abrücken, wenn sie fehlgeleitet sind. Ich versichere Euch, um von dort in die Burg zu gelangen, braucht es nur eine mittlere Leiter oder ein paar Klaffer Seil mit einem Greifhaken an der Spitze.“

„Aber meinst du nicht, sie haben dort Späher oder Wachen aufgestellt? Bedenke, dass zwei Männer allein schon ausreichen würden, um uns an dieser Stelle zu vernichten.“

„Ich habe über eine Stunde lang gehorcht“, entgegnete der Jäger, der bei all diesen Einwänden schon ungeduldig zu werden begann, „und weder Singen noch Beten noch Pfeifen gehört, kein Waffengeklirr und keine Schritte.“

„Ha!“, rief der Graf und sprang mit wilder Freude auf. „Jetzt habe ich sie, und diesmal werden sie mir nicht entwischen. Wünsch dir aus meinem Haus und von meinen Ländereien, was du willst, guter Andrade; bei meiner Ehre, ich schenke es dir auf der Stelle.“

„Nicht darum muss ich Euch bitten, Señor“, gab dieser zurück, „sondern um das Leben des Komturs und all der anderen Ritter, die wir gefangen nehmen werden. Mich und die Meinen haben sie verschont, und wie Ihr

zweifellos besser wisst als ich, ist Dankbarkeit ein Zeichen von Edelmut.“

Der Graf war von einer solch eigenartigen Bitte wie aus der Fassung gebracht, überließ sich dann aber wieder seinem Jähzorn, ballte die Fäuste und sagte zähneknirschend zu ihm:

„Das Leben dieses hündischen Saldaña! Weder Himmel noch Hölle würden ihn mir entreißen können!“

„Nun, in dem Fall“, entgegnete der Jäger entschlossen, „werden wir ja sehen, wie Eure Galicier, die gerade so behände sind wie Kröten, es den steilen Weg hinaufschaffen, denn meine Leute und ich kehren gleich morgen früh in unsere Täler zurück.“

„Vielleicht aber auch nicht“, antwortete der Graf mit zornestückter Stimme, „vielleicht lasse ich euch an einen Baum binden und eure Leiber mit Peitschenhieben zerfleischen, bis ihr sterbt. Es ist eure Pflicht, mir als meine Vasallen zu dienen.“

Der Jäger antwortete mit Mäßigung, aber doch bestimmt:

„Während der Winterzeit, wenn wir unsere Treib- und Hetzjagden halten, das wisst Ihr sehr wohl, sind wir nach uraltem Brauch und den Gesetzen Eurer Ahnen nicht verpflichtet, Euch zu dienen. Wenn wir es dennoch tun, so nur, damit man uns nicht nachsagen kann, wir fürchteten uns vor der Gefahr. Was Eure Drohung betrifft, mich an einen Baum zu binden und auspeitschen zu lassen“, fügte er hinzu und sah ihn starr an, „so werdet Ihr es gar nicht erst wagen, denn dies ist eine Strafe für Hörige, ich aber bin von Geblüt wie Ihr und besitze einen Adelsbrief, der älter ist als der Eure und den ich mit meinem Bogen und meinem Jagdmesser zu verteidigen weiß.“

Der Graf bebte vor Zorn, doch ihm war klar, wie sehr er Andrade und seine Leute brauchte; daher schlug er mit einer jener Willensanstrengungen, zu denen nur eine so unredliche und heuchlerische Seele wie die seine imstande ist, einen anderen Ton an und sicherte ihm freundschaftlich zu:

„Andrade, ich schenke Euch das Leben derer, die Ihr lebendig in Eure Gewalt bringen könnt, aber wundert Euch nicht über meinen Zorn, denn sie haben mich schwer beleidigt.“

„Wer sich ergibt, beleidigt nicht“, antwortete Cosme. „Jetzt werden wir Euch bis in den Tod zu Diensten sein.“

„Geh mit Gott“, sagte der Graf zu ihm, „und triff die nötigen Vorkehrungen für übermorgen früh.“

Der Jäger verließ das Zelt, und der Graf rief mit spöttischem Grinsen:

„Armer Narr! Und was, wenn ich sie erst in meiner Gewalt habe? Du wirst sie mir dann bestimmt nicht entreißen!“



Kapitel XXVIII

Die Tempelritter von Cornatel schwebten in höchster Gefahr, denn da seit Menschengedenken kein Sterblicher jemals einen Fuß auf den Steilhang unter dem östlichen Winkel der Burg gesetzt hatte und dies mit menschlichen Mitteln auch völlig unmöglich schien, wurde diese Seite nicht bewacht. Allenfalls stieg in bedrohlichen Zeiten hin und wieder jemand auf den großen Turm, mehr aber, um das Feld von dort aus in Augenschein zu nehmen, nicht, um einen Angriff abzuwehren. Wären die Feinde erst einmal im Besitz dieses Turmes, würde sie im Inneren der Festung nichts mehr aufhalten können, und es käme nur noch auf die zahlenmäßige Überlegenheit an. Zugleich von vorne und von der Seite überfallen und in Verwirrung ob des unerwarteten Handstreichs, wäre den Rittern Tod oder Gefangenschaft sicher. Nur ein seltener Zufall vermochte diesen klug ersonnenen Plan zu vereiteln.

Saldaña, als erfahrener Anführer, bediente sich indessen aller erdenklichen Mittel und Wege, um herauszufinden, was im feindlichen Lager vor sich ging, und seine Späher überbrachten ihm unter tausend Deckmänteln die wertvollsten Nachrichten. So geschah es, dass sich auch unser alter Bekannter Millán als Kundschafter anbot. Eines Nachts begab er sich in der Rüstung eines Gebirglers, der bei den Scharmützeln in der Burg sein Leben gelassen hatte, nach Las Médulas, in Begleitung eines anderen Bediensteten des Tempelordens, der aus der Gegend stammte und alle Wege und Pfade wie seine Hosentasche kannte. Es war ein malerischer Anblick, den das Lager des Grafen inmitten der tiefen Schluchten bot, deren Wände sich im flackernden Schein der Lagerfeuer noch rötlicher färbten, als sie ohnehin schon waren. Die meisten Soldaten hatten vor der Kälte Zuflucht in Höhlen und alten Bergwerksstollen gesucht. Die Wachen indes, die auf den Felskuppen postiert waren, um Überraschungsangriffe zu verhindern, waren bald mehr, bald weniger zu sehen, je nachdem, wie lebhaft die unsteten Flammen ihrer Lagerfeuer aufloderten, und schienen wie gespenstische Schatten auf den abschüssigen Höhen zu tanzen. Die eigenwillige und befremdliche Form dieser Bergspitzen und die Dunkelheit des Buschwerks verliehen der ganzen Szene einen unbeschreiblichen Anschein geheimnisvoller Unbestimmtheit.

Für jemanden, der sich in den verzweigten Gängen der ehemaligen Minen auskennt, ist es auch heute noch ein Leichtes, sich unbemerkt durch dieses unübersichtliche Labyrinth zu bewegen. So führte Milláns Begleiter ihn durch tiefste Dunkelheit zu einer Stelle, wo einige der aus Cabrera stammenden Leute postiert waren. Sie waren um ein großes Lagerfeuer

herum versammelt und unterhielten sich hitzig. Einer von ihnen, der auf einem Baumstamm saß, sagte mit lauter Stimme zu seinen Gefährten:

„Also, Freunde, er hat darauf bestanden, obwohl ich ihm erklärte, dass er sich an dieser entlegenen Stelle den Hals brechen würde. Gebe Gott, dass es uns gelinge, denn wenn wir so nicht in die Burg kommen, sind wir aufgeschmissen.“

Da der Gebirgler seitlich zu ihm stand, konnte Millán sein Gesicht nicht sehen, aber an dem metallischen Klang seiner Stimme erkannte er sofort den kühnen Andrade und lauschte aufmerksam der Unterhaltung, die für ihn von höchstem Interesse sein sollte.

„An Seilen und Haken wird es uns nicht fehlen“, antwortete ein anderer, „davon haben wir jede Menge. Aber der Graf will unter den Ersten sein, sagst du?“

„Er will der Erste sein“, bestätigte Andrade, „aber so Gott will, werden wir gemeinsam eindringen.“

„Nun weiß ich aber immer noch nicht so recht“, sagte der andere, „wo wir den Aufstieg wagen sollen.“

Andrade erklärte es ihm ausführlich, während Millán gespannt zuhörte und sich kaum zu atmen getraute.

„Und gleich morgen?“, fragte einer.

„Nein, morgen rücken wir alle gegen die Burg vor wie das letzte Mal, mit sämtlichem Kriegsgerät, als wollten wir sie wirklich belagern, und übermorgen, wenn die gräflichen Truppen auf der einen Seite mit großem Getöse und Kriegsgeschrei den Sturm auf die Wehrmauern vortäuschen, werden wir uns von der anderen Seite wie die Füchse in den Hühnerstall einschleichen. Da ihr die für dieses Unternehmen Auserwählten seid, spielt es keine Rolle, ob ihr es jetzt oder später erfahrt, aber ... zu niemandem ein Wort!“

Alle legten mit ausdrucksvoller Geste den Finger auf die Lippen, dann aßen sie jeder ein paar Stücke Dörrfleisch zu Abend und tranken reichlich. Millán dankte dem Himmel für die eben gemachte Entdeckung und kehrte mit seinem Gefährten eilends nach Cornatel zurück. Als er die Minen verließ, blickte er in die Tiefen der eigentümlichen Täler hinunter und bemerkte zahlreiche geschäftig umherlaufende Menschen, die einen mit brennenden Strohfackeln, die anderen beladen mit allerhand Bündeln. Auch waren etliche Lasttiere zu sehen, die alle in dieselbe Richtung zogen, und überhaupt herrschte im ganzen Lager viel Betrieb, was den guten Millán schließlich von der Richtigkeit der Nachrichten überzeugte, die er auf so sonderbare Weise erlangt hatte. Er kehrte also mit großer Eile zur Burg zurück, suchte unverzüglich seinen Herrn auf und erzählte ihm in allen Einzelheiten, was er erfahren hatte. Dies versetzte Don Álvaro in solche Freude und fegte die Wolke des Verdrusses, die sein Gesicht fast

immer überschattete, so plötzlich hinweg, dass sich der Schildknappe nicht wenig darüber wunderte. Dann nahm der Herr den Diener beim Arm, sah ihn fest an und sagte:

„Millán, wirst du tun, was ich dir befehle?“

„Daran zweifelt Ihr, Señor?“, antwortete der Schildknappe. „Was tue ich denn je anderes?“

„Gut, dann erzähle dem Komtur nichts von dem Angriff auf den Turm.“

„Aber was, wenn sie ihre Absicht wahr machen?“

„Dann reichen wir beide allein aus, um ihnen eine Lektion zu erteilen. Wirst du mir beistehen?“

„Mit meiner Seele und meinem Leben“, antwortete der Schildknappe selbstgefällig, „und wollte Gott, mein Arm wäre der Bernardo del Carpios in Roncesvalles.“

„Er wird uns“, antwortete Don Álvaro lächelnd, „auch so, wie er ist, von großem Nutzen sein. Geh und wecke den Komtur und erzähle ihm alles, außer von dem Angriff auf den Turm.“

„Ah! So wird er mir vor das Schwert kommen!“, sagte er zu sich selbst, kaum dass Millán gegangen war. „Gott im Himmel, lass ihn unversehrt zu mir gelangen! Verleih ihm, wenn nötig, die Flügel eines Adlers und die Behändigkeit eines Damhirsches.“

Am nächsten Morgen kehrten die Feinde in ihre alten Stellungen zurück und nahmen die Belagerungsarbeit wieder auf, die sie erst vor Kurzem mit so viel Blut bezahlt hatten. Die Tempelritter, die den entscheidenden Augenblick noch nicht für gekommen hielten, beobachteten sie dabei mit Gelassenheit. Tags darauf aber hub in aller Frühe eine große Geschäftigkeit im gräflichen Lager an, und es erschollen Sackpfeifen, Trompeten und Tamburine. Überall im Bierzo tritt wegen der nahegelegenen Berge und der wasserreichen Flüsse häufig Nebel auf, doch an dem Tag umhüllte er die Abgründe und Berghänge rings um Cornatel besonders dicht. So konnte Saldaña die Belagerer, die in guter Ordnung gegen die Burg vorrückten, erst erkennen, als sie schon näher an die Mauern herangekommen waren, was ihm unweigerlich einige Furcht einflößte. Die Schützen bevölkerten die Luft wie beim vorigen Angriff mit ihren Pfeilen; zugleich aber bewegte sich eine Vielzahl besser gerüsteter Soldaten langsam auf den Graben zu, die eine Art mit feuchtem Leder bespannten Bretterwall vor sich her trugen, um die Brandpfeile abzuwehren. Hinter diesem klugen Schutz folgte eine weitere Abteilung von Soldaten mit Hacken und Schaufeln, und über ihnen ragten Leitern in die Höhe, die wieder andere auf ihren Schultern trugen. Saldaña begriff sofort, was die Feinde vorhaben könnten: Im Schutz der besagten Gerätschaft würden sie den Graben zuschütten und gleichzeitig an

verschiedenen Stellen die Leitern ansetzen; dann würden sie sich ihre zahlenmäßige Überlegenheit zunutze machen und so viele Angriffe auf einmal durchführen, dass die Streitkräfte der Belagerten zersplitterten und eine wirksame Verteidigung unmöglich wäre. Gegen einen so wohlersonnenen Plan fiel dem alten Komtur nur ein Mittel ein: ein plötzlicher Ausfall, der die Belagerer in Verwirrung bringen könnte.

„Wo ist Don Álvaro?“, fragte er und blickte um sich.

„Mich deucht, ich habe ihn an der Außenmauer gesehen“, antwortete der Ritter Carvajal.

„Dann geht hin und sagt ihm, dass ich alle Leute sofort für einen Ausfall brauche und das Zeichen zum Angriff wie neulich mit der Burgglocke gegeben wird.“

Carvajal ging los, um die Befehle des Komturs zu überbringen, doch wie sich unsere Leser vorstellen können, war Don Álvaro nicht dort, sondern saß wie ein Adler auf einem Felsen und lauerte auf die Ankunft der Feinde und insbesondere des Grafen.

Wegen der sonderbaren Beschaffenheit des Geländes, der man die Festungsanlage natürlich hatte anpassen müssen, ist das Gebäude von Westen nach Osten ungemein in die Länge gezogen. Der Nebel, der die Pläne des Grafen von Lemus so sehr begünstigte, weil er seinen gefährlichen Angriff verbarg, kam Don Álvaro nicht weniger gelegen, der unter dem Dunstschleier für die Blicke der Seinen unsichtbar war. Der Turm, erbaut auf einem Felsvorsprung, besitzt eine nur wenige Quadratfuß messende rhombische Oberfläche und ist mit der übrigen Festung durch einen schmalen Grat verbunden, der von zwei fürchterlichen Felswänden flankiert wird. Auf diesem engen Raum sollte sich das Schicksal zweier Menschen entscheiden, die durch ihre Herkunft, ihren Reichtum und ihren Mut gleichermaßen hervorragten und doch, was ihre moralische Veranlagung und ihre ritterlichen Gefühle anbetraf, so verschieden wie nur möglich waren.

Obwohl der dichte Nebel Don Álvaro und seinen getreuen Schildknappen ohnehin der Sicht ihrer Feinde entzog, hatten sich beide sicherheitshalber auf den Boden hinter den Zinnen gelegt. Es herrschte ungetrübte Stille, und der schwere Dunst, der in der Luft hing, leitete jedes Geräusch getreulich weiter, so dass Millán und sein Herr das Klirren der Eisenhaken hörten, die die vordersten der Feinde in die Felsen schlugen, um den Aufstieg für die anderen mit Seilen zu erleichtern, und auch die halblaut gesprochenen Anweisungen, die sie ihnen beim Klettern gaben. Dabei stach die klangvolle Stimme Andrades, so sehr er sie auch zu dämpfen suchte, deutlich hervor, und da er es war, der diesen eigentümlichen Zug anführte, konnte Don Álvaro an ihr die Entfernung abschätzen, die sie noch von den Feinden trennte. Schließlich war die

Stimme ganz nah, und da sie gleich darauf verstummte und nichts weiter zu hören war als das Geräusch von Leuten, die nach beschwerlichem Aufstieg eine Stelle erreichten, auf der sie wieder festen Fußes stehen konnten, nahm der Herr von Bembibre zu Recht an, dass sich der Graf und Cosme Andrade mit seinen Gebirglern bereits auf dem kleinen Vorplatz befanden, den der Felsen unterhalb der Burgmauern bildet und der an dieser Stelle nicht sehr hoch ist. Der entscheidende Augenblick war also gekommen.

Nach wenigen Minuten landeten zwei Eisenhaken, an denen jeweils eine Strickleiter gebunden war, auf der Plattform, wo sich Don Álvaro befand, und krallten sich an den Zinnen fest.

„Ist das auch sicher?“, fragte von unten eine Stimme, die Don Álvaro erschauern ließ.

„So sicher wie die Haupttreppe Eurer Burg in Monforte“, erwiderte Andrade, „Ihr könnt unbesorgt hinaufklettern.“

Kaum waren diese Worte verklungen, als an der einen Stelle besagter Andrade über die Zinnen stieg und an der anderen der Graf. Da sprang Millán vom Boden auf und stieß den nichtsahnenden Gebirgler von der Mauer.

„Heilige Jungfrau, steh mir bei“, rief der Unglückliche und stürzte unter den Entsetzensschreien der Seinen in den fürchterlichen Abgrund.

Millán, auf diesen Augenblick vorbereitet, löste den Haken und holte die Strickleiter im Handumdrehen ein. Aus Angst, ihn könnte das gleiche Schicksal ereilen wie Andrade, sprang der Graf auf die Plattform des Turmes, und Millán zog ebenso rasch auch seine Leiter ein. Dann begann er, riesige Steine auf die durch den Sturz ihres Anführers vor Schreck erstarrten Gebirgler zu schleudern, vor denen sie sich, am Fuße der Mauer auf engem Raum zusammengedrängt, nicht schützen konnten, und so ergriffen sie unter panischem Geschrei die Flucht, wobei einige in der Überstürzung den Abhang hinunterfielen.

So blieben nur jene beiden Männer übrig, die einander auf den Tod verabscheuten. Durch eine jener zufälligen Veränderungen der Luft, wie sie in Gebirgsgegenden häufig vorkommen, fegte ein furchtbarer Windstoß, der von den schwärzlichen Felsen von Ferradillo herüberwehte, den Nebel rasch hinweg, und ein paar blasse Sonnenstrahlen begannen, die Plattform des Turmes zu erhellen. Der Graf sah Don Álvaro und seinen Schildknappen aufmerksam an, als versuchte er, ihre Gesichter zu erkennen, aber sie hatten ihr Visier heruntergeklappt.

„Ich bin es, Graf von Lemus“, sagte Don Álvaro gelassen und gab sich zu erkennen.

Zorn und Verdruss, sich in seiner eigenen Schlinge gefangen zu sehen, trieben ein lebhaftes Rot in das Gesicht des Grafen; er warf dem Herrn

von Bembibre einen glühenden Blick zu und antwortete:

„Mein Herz sagte es mir, und ich freue mich, dass es nicht getrogen hat. Ihr seid zwei gegen einen, und wahrscheinlich werden auf Euer Zeichen noch andere zu Hilfe eilen; das sieht Euch ähnlich.“

„Werdet Ihr denn nie ermessen können, wie weit Niedertracht und Ritterlichkeit auseinanderliegen?“, antwortete Don Álvaro mit einem Lächeln, in dem Verachtung und Geringschätzung so groß waren, dass sie beinahe an Mitleid grenzten. „Millán, geh zurück in die Burg.“

Der Schildknappe warf dem Grafen einen wilden Blick zu und zeigte keine große Eile zu gehorchen.

„Wirst du wohl, du Schuft!“, rief Don Álvaro wutentbrannt. „Scher dich auf der Stelle fort, und wenn du auch nur ein Sterbenswörtchen hierüber verlierst, reiße ich dir die Zunge heraus; darauf kannst du dich verlassen.“

Dem armen Millán blieb nichts weiter übrig, als sich zu entfernen, wobei er sich noch einmal umwandte und missmutig zu seinem Herrn zurückblickte. Diese erneute Zurschaustellung von Großherzigkeit beschämte den Grafen über die Maßen und bestärkte ihn nur noch mehr in seinem hochfahrenden Stolz. Ihm war klar, dass er mit dem Betreten dieser verhängnisvollen Burg sein Leben in die Hände des edlen Feindes gelegt und in Sachen Ritterlichkeit schon eine erste Niederlage erlitten hatte. So zog er, ebenso verlegen wie wütend, sein Schwert und sagte zu Don Álvaro:

„Es ist an der Zeit, dass wir unseren Streit austragen, der nur mit dem Tod eines von uns beiden enden kann.“

„So soll es denn sein“, antwortete dieser. „Jetzt, da ich nur noch ein Soldat des Tempelordens bin und auf meine Rechte als unabhängiger Herr verzichtet habe, beschämt es mich nicht mehr, mich mit Euch im Zweikampf zu messen.“

Da zögerte der Graf von Lemus nicht länger, brüllte wie ein Löwe und ging auf Don Álvaro los, der ihn mit jener Gelassenheit und Ruhe abwehrte, die von einem edlen Herzen und einem reinen Gewissen herrühren. Der Graf war dem beschwerlichen Aufstieg entsprechend, den er gerade hinter sich hatte, nur leicht gerüstet; dies jedoch verlieh ihm gegenüber seinem Gegner den Vorteil, sich behänder und wendiger bewegen zu können. Don Álvaro in seiner vollen Rüstung war nicht schnell genug, um ihn in Bedrängnis zu bringen, aber da sie auf engem Raum kämpften, war es nur eine Frage der Zeit, bis den Grafen ein Hieb gegen den Kopf traf, den seine dünne Sturmhaube aus fein gearbeitetem Stahl nicht abhalten konnte, und so stürzte er zu Boden.

Don Álvaro warf sich auf ihn und setzte ihm das Schwert an die Kehle.

„Ha, Verräter!“, rief der Graf mit zornestrickter Stimme. „Du bist

besser gerüstet und nur deshalb besiegst du mich.“

Don Álvaro zog sofort sein Schwert zurück, nahm seinen Helm ab, warf seinen Schild weg und sagte zu ihm:

„Ihr habt Recht. Jetzt sind wir gleich.“

Der Graf, mehr benommen denn verletzt, erhob sich gleich wieder, und der erbitterte Kampf begann von neuem.

Dies alles geschah, während sich der Großteil der belagernden Streitkräfte in der bereits erwähnten Weise der Burg näherte und der Komtur den Ritter Carvajal mit seinen Befehlen zu Don Álvaro schickte. Es dauerte nicht lange, bis der Ritter zurückkehrte und ihm vermeldete, dass der Gesuchte nicht an der Außenmauer sei. Im gleichen Augenblick bemerkte der Komtur mit Verwunderung, wie halbherzig die Feinde ihren tatkräftig begonnenen Angriff vorantrieben.

„Wo steckt er denn bloß?“, rief er beunruhigt aus.

Da schoss ihm blitzartig der Gedanke durch den Sinn, dass der offensichtlich nur vorgetäuschte Angriff der Feinde mit dem plötzlichen Verschwinden seines Patensohns zu tun haben könnte. In diesem Augenblick riss ein neuerlicher Windstoß die letzten Nebelschwaden fort, die noch über dem östlichen Teil der Burg hingen, und helle Sonnenstrahlen fielen auf die Plattform des Turms. Kaum hatten die Angreifer freie Sicht, da erhob sich ein Schrei der Bestürzung aus ihren Reihen, denn statt der Gebirgler erblickten sie über den Zinnen nur ihren Anführer, der in die Gewalt der Feinde gefallen war und mit einem von ihnen kämpfte. Daraufhin wandte der Komtur den Kopf, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war das Funkeln der von der Sonne getroffenen Waffen. Er begriff sofort, was es bedeutete, und befahl:

„Zwölf Mann folgen mir, die anderen bleiben an der Mauer“, und mit einer für sein Alter unvorstellbaren Behändigkeit rannte er in Begleitung der zwölf Ritter zum Ort des Geschehens.

„Don Álvaro“, rief er von dem schmalen Grat aus, der von der Burg auf den Turm führte, „haltet inne im Namen des Gehorsams, den Ihr mir schuldet.“

Der junge Mann sah sich um wie ein Tiger, dem man seine Beute entreißen will, gehorchte jedoch.

„Don Álvaro“, ermahnte ihn Saldaña abermals, als er eintraf, „dies ist nicht Eure Aufgabe, sondern die des Ordens, und ich, der ich hier in Cornatel sein Vertreter bin, übernehme sie. Graf von Lemus, verteidigt Euch!“

„Auch ich bin ein Tempelritter“, entgegnete Don Álvaro, der seinen Zorn kaum zu unterdrücken vermochte. „Ich habe diesen Kampf begonnen und werde ihn aller Welt zum Trotz auch beenden.“

Der Komtur, der bemerkte, dass die Wut seinen Verstand trübte, gab

ein Zeichen, worauf sich sechs Ritter auf den jungen Mann stürzten und ihn trotz seiner Gegenwehr, Drohungen und Schmähworte bezwangen und fortbrachten.

„Endlich seid Ihr unser, elender Ritter“, sagte der Komtur zu dem Grafen. „Nun werden wir ja sehen, was Eure Ränke und Verleumdungen wert sind.“

„Noch bin ich es nicht“, antwortete dieser verächtlich. „Mein Leben wird Euch teuer zu stehen kommen, denn ich gedenke nicht, mich zu ergeben.“

„Das wird Euch nichts nützen“, entgegnete der Komtur mit verzogener Miene. „Indes müsst Ihr nur mit mir kämpfen, und sollte der Sieg Euer sein, werden meine Ritter Euer Leben verschonen.“

Einige von ihnen wollten ihn unterbrechen, aber der alte Mann hieß sie auf der Stelle schweigen.

„Ich verlange nichts von Euch“, entgegnete der Graf arrogant. „Solange mein Atem reicht, wird mein Arm nicht davon ablassen, Euch zu befehlen. Ich bedauere nur, gegen einen jämmerlichen Greis antreten zu müssen.“

„Vor Kurzem noch floht Ihr vor ihm“, spottete der Komtur.

„Ihr lügt“, widersprach der Graf mit heiserer Stimme und glühenden Augen, und ohne ein weiteres Wort kam es abermals zum Kampf.

Voller Angst um das Schicksal des Grafen drängten die Belagerer zu ihrer Rechten zusammen; durch die Felswand vom Kampfplatz getrennt, konnten sie dem Ausgang dieses schrecklichen Dramas jedoch nur als untätige Zuschauer beiwohnen. Don Alonso, der in Abwesenheit seines Schwiegersohns die Streitkräfte befehligte, war auf einen Felsen geklettert und schien in äußerster Erregung zu sein.

So kräftig Saldañas Arm auch war, kaum einer seiner Hiebe traf den behänderen Grafen. Dieser indes führte, als der Greis einen Augenblick unachtsam war, einen wütenden Gegenstoß auf ihn aus, der, wenn er sein Ziel nicht verfehlt hätte, dem Kampf gewiss ein Ende bereitet haben würde; so aber schlug das Schwert des Grafen gegen die Mauer und zersprang in Stücke, womit er völlig unbewaffnet war. In dieser misslichen Lage blieb ihm kein anderer Ausweg, als sich auf den Komtur zu stürzen, bevor er sich wieder gefasst hätte, und ihn in einen Kampf mit bloßen Händen zu verwickeln, um ihn dann zu Boden zu werfen und mit seinem Dolch zu töten. Dies war jedoch mehr als alles andere eine Verzweiflungstat, denn der Alte war viel stämmiger und kräftiger. So kam es, dass er den Grafen, ohne sich durch den plötzlichen Angriff verwirren zu lassen, derart fest umklammert hielt, dass er zu ersticken drohte, ihn dann mit beiden Armen hochhob und mit solcher Kraft zu Boden schleuderte, dass er mit dem Kopf auf einen Stein aufschlug und das

Bewusstsein verlor. Schließlich packte ihn der unerbittliche Greis am Gürtel, stieg mit ihm auf eine der Zinnen und rief den Belagerern mit einer Stimme zu, die inmitten der schrecklichen Stille wie Donnerhall klang:

„Da habt ihr euren edlen und ehrbaren Señor!“

Und mit diesen Worten warf er ihn wie einen Kieselstein in den Abgrund, der sich unter seinen Füßen erstreckte. Erst verfiel sich der Unglückliche mit seinem Wams in einem Gebüsch, doch als dieses nachgab, rollte er immer schneller den Hang hinunter, bis er schließlich blutüberströmt, furchterlich verstümmelt und beinahe ohne menschliches Aussehen in dem Bächlein auf dem Grund der Schlucht zum Liegen kam.

Ein entsetzliches Geschrei erhob sich unter seinen Vasallen, die angesichts eines solch tragischen Geschehens vor Schreck erstarrt waren. Alle verfolgten mit gestäubten Haaren und weit aufgerissenen Augen den Todessturz ihres Herrn, bis er an der tiefsten Stelle des Abgrunds liegen blieb. Da brachen die einen, die ihm wegen seiner Gunstbezeugungen und Wohltaten zu besonderem Dank verpflichtet waren, in Wehklagen aus; andere ergingen sich in Verwünschungen und Drohungen und wollten mit aller Macht die Burg bestürmen.

Don Alonso, der das Ende des Grafen trotz all der Sorgen und Kümernisse, die ihm dieser bereitet hatte, voller Schmerz mitangesehen hatte, vergaß darüber nicht seine Pflichten als Heerführer. Er sammelte also seine Leute, hob die Belagerung auf und kehrte mit all seinem Kriegsgerät in das befestigte Lager in Las Médulas zurück, entschlossen, eine friedliche und maßvolle Einigung mit diesen edlen und tapferen Kriegern zu erreichen, die den ungerechten Forderungen des Grafen niemals zugestimmt hätten. Zwar missbilligte er das gewalttätige Verhalten des Komturs, doch wusste er auch um die scheußlichen Schmähungen, die der Orden durch den Verstorbenen erlitten hatte, und die niederträchtigen Mittel, deren er sich bedient hatte, um ihm Schaden zuzufügen und sein Ansehen zu untergraben. So ließ er dem Komtur eine Botschaft zukommen, in der er ihm höflichst seinen Wunsch zum Ausdruck brachte, die bedauerlichen Zwistigkeiten freundschaftlich zu regeln, und erhielt auf der Stelle eine ebenso höfliche und herzliche Antwort, in der Saldaña ihm mit Nachdruck bekundete, welch großer Trost es für die Templer sei, ihn zum Vermittler in dem Unheil zu haben, das ihnen drohe, und ihn einlud, auf der Burg zu wohnen, wo man ihn mit allen Ehren empfangen würde, die seinem Alter, seiner edlen Gesinnung und seinem hohen Stand gebührten.

Nachdem die Verhandlungen über eine ehrenvolle Lösung des so unnützen Streites begonnen hatten, überführte Don Alonso die sterblichen Überreste seines Schwiegersohns in die Gruft seiner Ahnen nach Galicien. Die Gebirgler, nach ihrem gefährlichen Unternehmen in die

Schlucht geflohen, hatten seinen Leichnam am Flussufer gefunden und auf einer aus Zweigen geflochtenen Bahre unter großem Jammer ins Lager hinaufgetragen. Von dort aus kehrten sie nach Cabrera zurück, und mit ihnen der tapfere Cosme Andrade, der, wie unsere Leser gewiss vermuten werden, seinen Sturz überlebt hatte, weil schützendes Buschwerk ihn aufgefangen und über dem Abgrund gehalten hatte; seine Hilfeschreie waren zu den Männern auf der Burg gedrungen, die ihn mit Seilen hinaufgezogen hatten. Dennoch war er nicht unversehrt davongekommen, denn er hatte sich einen Arm gebrochen und sich nicht wenige Kratzer und Quetschungen zugezogen. Nach einer ersten Behandlung brach er mit seinen Leuten auf, den Templern dankbarer denn je und darauf bedacht, sich ihnen bei erster Gelegenheit erkenntlich zu zeigen. Das Herz des guten Jägers war ein vorzüglicher Boden für jeden, der Güte und Großmut säen wollte.

Was den Grafen betrifft, so wurde sein Leichnam bald in einem von kostbaren schwarzen Tüchern mit goldenem Saum verhüllten Sarg fortgebracht. Seine Verwandten und Vasallen begleiteten ihn, mit gesenkten Lanzen und die Banner hinter sich her schleifend. So zogen sie durch einige seiner Ländereien, wo niemand wirklich über seinen Tod betrübt war und nur Angst die Freude zurückhielt, die allerorten aus den Gesichtern blickte.

Dies war das Ende jenes Mannes, der durch seinen Verstand, seinen Mut und seine Würde hervorragte, alle diese Gaben aber unglücklicherweise zum Schaden seines eigenen Ansehens einsetzte, seine Macht nur dazu nutzte, sich selbst verabscheuungswürdig zu machen, und so seiner edelsten und natürlichsten Bestimmung zuwiderhandelte.





Kapitel XXIX

Das Getöse und die Schrecken des Krieges haben uns eine Person aus den Augen verlieren lassen, an deren Schicksal unsere Leser gewiss ebenso großen Anteil nehmen wie ein jeder, der sie damals kannte. Die Rede ist natürlich von Doña Beatriz, die wir im Schatten des Klosters von Villabuena zurückließen, allein mit ihren Leiden und Kümernissen, denn die Gesellschaft ihrer getreuen Martina konnte nur wenig dazu beitragen, ein so tief verwundetes Herz wie das ihre zu heilen. Wie bereits erwähnt, hatten die Keime einer langen, fürchterlichen Krankheit begonnen, sich rasch und unerbittlich in ihrem Körper auszubreiten, der, wiewohl schön und kräftig, die fortwährenden Angriffe der Leidenschaften kaum mehr zu ertragen vermochte, die wie stürmische Böen auf dem Meer unaufhörlich ihre Seele bedrängten.

Die letzten bitteren Szenen, die ihrem zweiten Einzug in diesen Hafen der Ruhe vorausgegangen waren, hatten den Schleier zerrissen, mit dem die Religion, die Zufriedenheit ihres Vaters und die edle Genugtuung, die stets von einem erbrachten Opfer herrührt, das öde, trostlose Feld der Wirklichkeit vor ihren Augen verborgen gehalten hatten. Don Álvaro zu beweinen und sich durch Leid und Tugend auf die mystische Hochzeit vorzubereiten, die ihr in der himmlischen Wohnstatt gewiss bereitet werden würde, flößte ihrer Seele jene schwermütige Freude ein, die dem Glauben an eine andere, bessere Welt, näher am Urquell göttlicher Gerechtigkeit und Güte, entspringt; doch ihn wiederzufinden, nur um ihn auf so schreckliche Weise abermals zu verlieren, und ihn am Rande des Abgrunds wandeln zu sehen, der den Tempelorden zu verschlingen drohte, ohne andere Stütze als seine schon geborstene Lanze, war eine nicht versiegende Quelle von Angst, Zweifel und Unruhe. Und welche Demütigung empfand ihre edle und erhabene Seele, einem Mann anzugehören, der seine Fähigkeiten und Geistesgaben nur dazu nutzte, seine beklagenswerte Entwürdigung noch deutlicher hervorzukehren. Bisher hatte die Maske der Höflichkeit ausgereicht, um seine abgrundtiefe Schlechtigkeit und Niedertracht zu verdecken, und da Doña Beatriz selbst keine Liebe zu geben imstande war, verlangte sie auch keine; so bewahrte sie ihre von Natur aus zarte Seele davor, verletzt zu werden; doch als der Zauber gebrochen und die Maske gefallen war, wurde die Schmach, die die Ruchlosigkeit ihres Gatten über sie ergoss, zu einer schmerzlichen Qual, die ihre natürlichen Gefühle von Ehre und Aufrichtigkeit verletzte und dem bislang makellosen Wappen ihres Hauses einen hässlichen Schandfleck aufdrückte. Ein furchtbares Unglück, das edel geborene Seelen nicht zu ertragen vermögen und das einer unserer alten Dichter unvergleichlich treffend in Worte fasste, als er sagte:

Ehre, wilder Basiliske!
Selber gibst du dir den Tod,
Wann du selber dich erblickest.⁸

Auf so sonderbare Weise hatte der Hauch des Unglücks die letzten farbenfrohen Schleierwolken vertrieben, die noch am Himmel ihrer Gedanken hingen, nachdem die Sonne ihres Glücks bereits untergegangen war, und noch dazu waren alle Orte, auf die ihr Blick fiel, voll Erinnerungen an bessere Zeiten und von Stimmen bevölkert, die ihr unablässig Worte zuflüsterten, die für sie schon jeder Bedeutung entkleidet waren, so wie der von des Holzfällers Axt zugrunde gerichtete Baum seiner blühenden Schönheit entblößt ist. Derart verloren in der unermesslichen Leere der Welt umherirrend, schwang sich ihre Seele mit umso größerer Inbrunst zu den himmlischen Gefilden empor, doch die vielen Kämpfe und die ständige Sehnsucht zehrten die wenigen Kräfte auf, die der beklagenswerten Frau noch geblieben waren. Vielleicht hätte die reine, duftende Frühlingsluft ihrer bekümmerten Brust neue Lebenskraft eingehaucht und ihrem Körper etwas von seiner verlorenen Frische und Schönheit zurückgegeben, doch der Winter herrschte unerbittlich auf den starren und kahlen Feldern, und die Sonne geizte mit ihrem belebenden Glanz.

Von den Fenstern des Klosters aus sah Doña Beatriz den Cúa trüb und hastig dahinfließen, der in seiner Flut Baumstämme und eine Vielzahl wilder Pflanzen mit sich führte; die laubentblößten Weinstöcke am Fuße des Hügels, auf dem noch immer die Ruinen des römischen Bergidum zu erkennen waren, gaben den Blick frei auf die blutrote Erde, die sie ernährt, und über den fernen Bergen drehte sich eine traurige Krone aus Dunst und Gewölk eigensinnig im Wind, die zuweilen in dichten Massen schnell über den Himmel zog und sich in heftigen Regengüssen entlud, zuweilen ein paar Sonnenstrahlen hindurchließ, nur um gleich wieder alles in ihr blasses, feuchtes Leichentuch zu hüllen. Es fehlte diesem Bild nicht an pittoresken Zügen, doch waren sie alle von der Traurigkeit der Jahreszeit durchdrungen, genau wie Doña Beatriz' Gedanken, die, so vielfältig sie auch waren, alle um dieselbe tiefe Bekümmernis kreisten.

In einem Zustand wie dem ihren, in dem sich heftige Gemütsbewegungen mit körperlicher Schwäche paaren, kommt es häufig vor, dass mit von Tag zu Tag sich verschlechternder Gesundheit in gleichem Maße auch die Unruhe des Geistes zunimmt.

Der Harfe entlockten ihre Hände unbeschreibliche Harmonien, und jedes Mal, wenn die Nonnen sie spielen hörten, brachen sie darüber in Tränen aus. Ihre Stimme hatte einen gefühlvollen metallenen Klang angenommen, und in ihren Liedern schienen die Worte eine neue

⁸ Pedro Calderón de la Barca: *Drei Vergeltungen in Einer*.

Bedeutung zu erlangen, als drängten sie aus einer geheimnisvollen und unbekanntem Region ihrer Seele hervor und kämen aus dem Munde eines Wesens von anderer Natur als der unsrigen. Hin und wieder griff sie zur Feder, und aus ihr floss ein Strom leidenschaftlicher und schmerzreicher Poesie, die zugleich aber auch wohltuend und sanft war wie sie selbst, bald in Verse voller Unschuld und Anmut gegossen, bald in Stücke von harmonischer und feinfühligem Prosa.

All diese strahlenden Schöpfungen ihrer Phantasie, all diese Wehklagen ihres Herzens sammelte sie in einer Art Erinnerungsbuch, das in grüne Seide gebunden war und das sie sorgfältig verwahrte, gewiss weil manchmal auch die eine oder andere Spur von an Verzweiflung grenzender Bitterkeit zwischen diese Seiten voll engelhafter Ergebung gerutscht war. Neben ihren eigenen Gedanken notierte sie darin auch Passagen und Verse aus der Heiligen Schrift, dem Buch, das sie, seit sie wieder im Kloster weilte, am meisten schätzte und in dem sie ständig las; und so begann dieses Erinnerungsbuch mit einem Bibelvers, der ihr ganzes bisheriges Leben zu enthalten schien und der vielleicht eine Prophezeiung für das Kommende war: *Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto.*⁹

In diesem Zustand befand sich Doña Beatriz, als ihr eines Morgens gemeldet wurde, dass der Abt von Carracedo sie zu sprechen wünschte. Seit ihrer unglücklichen Eheschließung war er nicht wieder in Arganza gewesen; anschließend hatten ihn erst seine Friedensvermittlungen und dann die Kriegsvorbereitungen, die er als Lehnsherr entgegen seinem Willen zu treffen hatte, für einige Zeit außer Landes geführt, und so hatte Doña Beatriz ihn länger nicht gesehen.

Die Belagerung von Cornatel dauerte an, und schon waren Berichte über die erste Niederlage des Grafen von Lemus, die ruhmreiche Verteidigung der Tempelritter und die Heldentaten Don Álvaros in ihr friedliches Asyl gelangt. Indessen kämpften beide Seiten unerbittlich weiter, und es bereitete Doña Beatriz die größte Pein, in solch einen Krieg Menschen verwickelt zu wissen, die ihr so nahestanden.

„Gott steh mir bei! Was soll nur werden?“, sagte sie für sich, als man den Abt holen ging. „Wie lange habe ich den heiligen Mann nicht mehr gesehen, der mit seiner Tugend vielleicht niemandem auf der Welt außer mir Leid zugefügt hat! Wie haben sich seitdem die Zeiten geändert! Gott gebe mir die Kraft, bei seinem Anblick die Fassung zu bewahren!“

Doña Beatriz befürchtete zu Recht, dass mit dieser Unterhaltung all ihre Erinnerungen wiederaufleben würden, doch als sich die Tür öffnete und der Greis hereintrat, verschwand ihre Bestürzung, und mit ihrer gewohnten Beherrschung ging sie ihm entgegen und küsste ihm die Hand. Der Abt war

⁹ „Ich wache und bin wie ein einsamer Vogel auf dem Dache.“ Psalm 102,7.

nicht gleichermaßen Herr seiner selbst, und so viel Schönheit und Lebenskraft in solchem Zustand vorzufinden, erschütterte ihn derart, dass er nicht umhinkonnte, erstaunt zwei Schritte zurückzutreten, als stünde der Geist der Erbin von Arganza vor ihm.

„Seid Ihr es, Doña Beatriz?“ rief er überrascht aus.

„So verändert bin ich?“, antwortete sie mit einem wehmütigen Lächeln und küsste ihm die Hand. „Wundert Euch nicht, Ihr wisst doch, der Mensch ist ein Bündel Elend, er geht auf und welkt wie eine Blume und bleibt nie im gleichen Zustand. Aber sagt mir“, fügte sie hinzu und sah ihn mit ihren glänzenden Augen fest an, „welche Kunde bringt Ihr aus Cornatel? Wie geht es meinem edlen Vater und ... dem Grafen, meine ich?“

„Euer Vater erfreut sich bester Gesundheit“, antwortete der Abt, „aber Euer edler Gatte ist gestern gestorben.“

„Er ist tot?“, fragte Doña Beatriz verwundert. „Aber sagt, ist er denn in den Armen der Religion gestorben und ausgesöhnt mit dem Himmel?“

„Er ist gestorben, wie er gelebt hat“, rief der Abt, ohne die ihm eigene Barschheit zügeln zu können, „voller Zorn und Groll und fern jeglichen Gedankens an Nächstenliebe und Mäßigung.“

„Oh, der Unglückliche!“, rief Doña Beatriz in schmerzlichem Ton und schlug die Hände zusammen. „Wie wird er vor den Richterstuhl des Ewigen und Gerechten getreten sein?“

Als der Abt der aufrichtigen Bekümmernis gewahr wurde, die in diesen Worten lag, konnte er seine Verwunderung kaum verbergen. Der Graf hatte unsägliches Leid über dieses gütige Geschöpf gebracht; ihre Zukunft hatte sich in seinen Händen in Rauch aufgelöst; seine finsternen Machenschaften hatten Don Álvaro der Freiheit und jeder Hoffnung auf Glück beraubt, und doch erschauerte ihr Herz bei dem Gedanken an seine ewige Verdammnis. Doña Beatriz liebte ihn zwar nicht, denn ihr Stolz verbot ihr, Zuneigung für einen Mann zu empfinden, der sich und seine hohe Geburt derart vergaß, und der einzigen Hoffnung auf glücklichere Zeiten zu entsagen, die ihr, wiewohl traurig und verwelkt, noch geblieben war, aber die Gefühle der Verbitterung und des Hasses vertrugen sich nicht lange mit der unwiderstehlichen Neigung zur Vergebung, die tief in ihrer Brust schlummerte, und sie wusste, wie klein und nichtig die menschlichen Leidenschaften waren in Ansehung der dunklen Ewigkeit, die sich ihren Augen mehr als einmal dargeboten hatte.

„Mein Kind“, antwortete der Abt, gerührt von solch edler Selbstverleugnung, und nahm ihre Hand. „Wie könnt Ihr der Barmherzigkeit Gottes nur so misstrauen? Seine Verbrechen waren groß, und wohin er seinen Fuß setzte, flohen Friede und Gerechtigkeit, aber sein Richter sitzt im Himmel, und seiner grenzenlosen Gnade ist nichts unmöglich. Bedenkt, dass der gute Schächer, der neben Jesus am Kreuze

hing, erst in seiner letzten Stunde Reue zeigte und dass der Glaube die heiligste aller Tugenden ist.“

„So möge ihm diese erhabene Gnade zuteilwerden“, antwortete Doña Beatriz beruhigt, „und möge der Herr ihm vergeben.“

„Wie auch Ihr ihm vergebt?“

„Ja, wie auch ich ihm vergebe“, bestätigte sie mit fester Stimme, hob die Augen zum Himmel empor und legte die Hand aufs Herz. „Gebe Gott, dass die Menschen über sein unglückseliges Ende nicht härter urteilen als ich!“

Sie verharrten eine Weile in tiefem Schweigen, und der Abt, der Doña Beatriz starren Blickes ansah, schien mit Verwunderung und Sorge der Spuren gewahr zu werden, die Krankheit und Leidenschaften auf ihrem Körper hinterlassen hatten, der vor nicht langer Zeit ein Muster an Vollkommenheit und jugendlicher Lebenskraft gewesen war. Der Gedanke, den dieser Anblick in seiner Seele erregte, wurde ihm so schmerzlich, dass er nicht länger an sich halten konnte und sagte:

„Doña Beatriz, der Himmel weiß, dass Euer Wohlergehen seit jeher das beständige Ziel meiner Wünsche gewesen ist. Ich habe Eure Seele bloß und unverhüllt vor dem Gericht der Buße erblickt ... Wie sollte ich Euch nicht lieben, so sehr man Tugend und Reinheit nur lieben kann? Und dennoch hat sich die Strenge meiner Pflichten gegen Euch gewendet, und niemand auf der Welt hat Euch mehr Leid zugefügt als dieser alte Mann, der für Euch bereitwillig seinen letzten Blutstropfen hingegeben hätte. Ist es nicht so?“

Doña Beatriz gab nur einen langen Seufzer zur Antwort, der aus dem Tiefsten ihres Herzens drang.

„Euer Schweigen ist beredt genug“, fuhr der Mönch mit kummervoller Stimme fort, „aber hört mich an, und Ihr werdet sehen, dass ich vielleicht wiedergutmachen kann, was ich angerichtet habe. Euer Glück wäre die Freude meiner alten Tage, und obwohl mein Gewissen rein ist, würde sich mein Herz damit von der Last Eures Unglücks befreien. Ich weiß nicht, ob die weltlichen Gebräuche es mir erlauben, Euch von einer Hoffnung zu sprechen, die für mich vielleicht schmeichelhafter ist als für Euch selbst, aber Euer Unglück und mein Amt haben wenig zu tun mit den heuchlerischen Formen und Äußerlichkeiten der Menschen. Doña Beatriz, Ihr seid jetzt frei.“

„Und was kümmert mich die Freiheit?“, antwortete sie schneller, als man es ihr bei dem niedergeschlagenen Ton ihrer Stimme zugetraut hätte. „Manchmal höre ich von Rittern, die bei den Mauren gefangen waren, dass die Fürsten und Herren jenes Landes den Kebsweibern ihrer Serails die Freiheit schenken, wenn das Alter sie ihrer Kraft und Schönheit beraubt hat. So ähnlich wäre auch die meine.“

„Nein, mein Kind“, antwortete der Mönch, „so gering ist das Geschenk nicht, das der Himmel dir bereitet. Hör zu. Als Don Álvaro den Templern

beitrat, mehr von seinem Schmerz als von seinem Verstand geleitet, war der Orden bereits all seiner Rechte enthoben, vor das Konzil der Bischöfe geladen, enteignet und ohne Befugnis, auch nur noch einen einzigen Soldaten in seine Reihen aufzunehmen. Wenn Don Álvaro dennoch sein Gelübde sprach, wenn ihm sein Onkel, der Meister, das Gewand Hugos von Payns anlegte, dann, weil die Ritter einen so berühmten Krieger zu den Ihren zählen wollten und weil sein Neffe drohte, anderenfalls nach Rhodos zu gehen und das Gewand der Johanniter zu nehmen. Die Sorge, ihn zu verlieren und Zwietracht unter seinen Leuten zu säen, wo die drohende Gefahr doch Einmütigkeit und Zusammenhalt gebot, zwangen ihn, sich über seine eigenen Bedenken hinwegzusetzen. Folglich durfte Don Álvaro seiner Freiheit gar nicht entsagen, und ich habe keinen Zweifel daran, dass sein Gelübde auf dem Konzil für nichtig erklärt wird, welches sich demnächst in Salamanca versammelt und an dem auch die Tempelritter von Kastilien teilnehmen sollen, statt ihren gottlosen Kampf fortzusetzen. Ich werde auch vor die Patres treten und hoffe, dass meine Stimme Gehör findet und der Herr Euch beiden glücklichere Stunden beschert.“

Doña Beatriz, die, seit sie den Namen ihres Geliebten vernommen hatte, wie gebannt an den Lippen des Abtes hing und ihre von Natur aus schönen, wachen Augen, in die mit der Krankheit neuer Glanz getreten war, fest auf ihn geheftet hatte, fragte unruhig:

„So kann für uns doch noch ein Tag voll Licht und Trost anbrechen?“

„Ja, mein Kind“, antwortete der Mönch, „ich vertraue darauf, dass Gott es in seiner Barmherzigkeit so einrichten wird.“

„Ach, aber es ist zu spät!“, rief sie mit herzerreißender Stimme.

„Für die göttliche Barmherzigkeit ist es nie zu spät“, antwortete der Greis, der, schon erschrocken über ihr Aussehen, bei diesem plötzlichen Ausruf erschauerte.

„Doch, es ist zu spät, sage ich Euch“, entgegnete sie mit größter Bitterkeit. „Vielleicht werde ich den Anbruch dieses Tages noch erleben, aber meine Augen werden sich schließen, sobald seine ersten Sonnenstrahlen auf mich herniederfallen. Doch, doch, erschreckt nicht; der Schlaf flieht meine Augen, mein Herz erstickt mir in der Brust, mein Puls rast und meine Schläfen pochen unaufhörlich. Und wenn ich doch einmal in den Armen des Traumes ruhe, höre ich eine Stimme, die nach mir ruft, und sehe meinen Geist, der mit einem Lilienzweig in der Hand und einer Krone aus weißen Rosen auf dem Kopf durch die Lüfte schwebt; und dann kommt mir ein anderer Geist entgegen, in eine strahlende Tunika gleich dem Gewand der Tempelritter gehüllt und mit einem Kriegshelm bewehrt; er klappt das Visier hoch wie an jenem Nachmittag im Garten und sagt wieder, diesmal aber ganz sanft: ‚Ich bin es, Doña Beatriz!‘ Und dieser Geist ist der

seine! Dann wache ich schweißgebadet auf, mein Herz pocht, als wollte es mir aus der Brust springen, und ein Strom von Tränen läuft mir über die Wangen. Mein Mut hat mich verlassen, die Tage meines Glücks sind dahin, die Blüten meiner Jugend verwelkt, und das einzige Kissen, auf das ich mein Haupt noch legen möchte, ist die Erde meines Grabes. Ach“, rief sie aus und rang verzweifelt die Hände, „es ist zu spät! Es ist zu spät!“

Wie zu Eis erstarrt vernahm der Abt diese furchtbare Erklärung, die, bislang unterdrückt, nun schließlich mit unerhörter Gewalt aus ihr hervorbrach. Doña Beatriz' Gesicht, ihr schwächlicher Körper, der Glanz ihrer Augen, der metallische Klang ihrer Stimme hatten ihn bereits mit Angst und Sorge erfüllt; doch jetzt war es ihm zur schrecklichen Gewissheit geworden, dass es kaum der Wissenschaft noch menschlichem Vermögen gegeben sein würde, ihre Seele von den Auswürfen reinzuwaschen, die der Schmerz in ihr hinterlassen hatte, und ihren Körper von seinem fürchterlichen Leiden zu heilen. Dennoch kam er aus seiner Bestürzung wieder zu sich und redete mit sanfter Stimme auf sie ein:

„Doña Beatriz, für Gott ist es nie zu spät, und kein Mensch vermag seine Macht zu ermessen. Erinnert Euch, dass er Lazarus lebendig aus dem Grab befreite, und entreißt Eurer Brust nicht die Hoffnung, die, wie Ihr selbst in einer feierlichen Stunde einmal sagtet, eine göttliche Tugend ist.“

„Ihr habt Recht, Pater“, antwortete sie wie beschämt von ihrer Heftigkeit, die sie nicht hatte zügeln können, und trocknete sich die Tränen. „Sein Wille geschehe, und möge er mit Erbarmen auf uns herabschauen, denn allein auf ihn hoffe ich noch.“

„Warum das, mein Kind?“, fragte der Mönch. „Ihr seid noch jung und vielleicht werdet Ihr noch viele glückliche Tage erleben.“

„Ach, nein“, entgegnete sie, „meine Prüfung ist zu hart gewesen; ich bin an ihr zerbrochen wie ein tönernes Gefäß, doch werde ich mich nie gegen den Töpfer auflehnen, der mich geformt hat.“

„Doña Beatriz, erlaubt, dass ich mich jetzt zurückziehe“, sagte der Abt und erhob sich, „ich merke, dass Euch diese Unterhaltung über die Maßen erregt hat, aber ich empfehle Euch dringend, meine Ratschläge zu beherzigen. Wahrscheinlich werde ich schon bald wieder aufbrechen, denn die Tempelritter werden sich am Ende bereitwillig dem Konzil von Salamanca unterwerfen, und ich als, wiewohl unschuldiger, Urheber Eures Unglücks will versuchen, es wiedergutzumachen.“

Doña Beatriz küsste ihm die Hand und verabschiedete ihn, konnte ihn aber nicht bis zur Tür begleiten, so schwach fühlte sie sich nach dieser aufwühlenden Szene. Von dort aus brachten ihn die Äbtissin und die ältesten Nonnen der Gemeinschaft bis zum Klostertor, während sich Doña Beatriz dem neuerlichen Aufruhr hingab, der mit dieser unerwarteten

Hoffnung in ihrem Herzen erweckt worden war. Bedauerlicherweise wurden ihre von Tränen getrüben und an die Finsternis des Schmerzes gewöhnten Augen von diesem hellstrahlenden Licht mehr gereizt denn erquickt.





Kapitel XXX

Unterdessen gingen in Cornatel die Verhandlungen zwischen Saldaña und dem Herrn von Arganza weiter, mit sich täglich bessernden Aussichten auf eine freundschaftliche und ritterliche Lösung. Die Nachrichten, die, auch vor dem Tod des Grafen von Lemus schon, ununterbrochen eintrafen, ließen die Hoffnungen des tapferen und tatkräftigen Greises nach und nach wie ein Luftschloss in sich zusammenfallen. Seine Träume von Ruhm und Größe waren dahin, und die Hand der Wirklichkeit führte ihm vor Augen, wie nah der unabwendbare Untergang seines Ordens bevorstand, von dem sich der Himmel in seinem erhabenen Urteil nun abwandte, nachdem er ihn erst wie einen rasenden Meteor, der Sonne gleich, mit Strahlenglanz versehen hatte.

Sobald sich die Feinde nach dem Tod ihres Anführers zurückgezogen hatten, begab sich Saldaña in das Gemach, in dem Don Álvaro auf seinen Befehl hin eingeschlossen worden war. Da er seinen ungestümen und heftigen Charakter kannte, war er darauf gefasst, sich seinem ungerechten Zorn auszusetzen, der durch die Schmach, die er erlitten zu haben glaubte, aufs Äußerste gesteigert war. Der junge Mann saß in einer Ecke, die Ellenbogen auf den Knien und das Gesicht zwischen den Händen, und obwohl er hörte, wie die Riegel zurückgeschoben wurden und die Tür aufging, verharrte er in seinen düsteren Grübeleien; doch kaum dass er die Stimme des Komturs vernahm, sprang er wie ein Tiger von seinem Platz auf, pflanzte sich vor ihm hin und sah ihm starr entgegen. Der Komtur gab den Blick zurück, jedoch mit großer Gelassenheit und der ganzen Sanftmut, zu der sein heftiger Charakter imstande war, wodurch sich die Wut des beleidigten Ritters noch verdoppelte. Schließlich bezwang er sich, so gut er konnte, und sagte mit stockender, heiserer Stimme:

„Wahrlich, sollten die Feinde unseres Ordens Erfolg haben in ihrem ruchlosen Bestreben und wir beide unserer Bindungen ledig werden, so muss ich Euch das Leben entreißen oder das meine in Euren Händen lassen.“

„Hier habt Ihr es“, antwortete der Komtur in gemäßigtem Ton, „wenig ist mir an ihm gelegen, wenn ich es nicht mehr in den Dienst unseres heiligen Ordens stellen kann. Besser, von Euren Händen zu sterben als in Einsamkeit und Verbannung, aber wie dem auch sei, Euch den Grafen entrissen zu haben, ist die einzige Gnade und der einzige Beweis der Zuneigung, die Ihr in Eurem Leben von mir empfangen habt.“

Don Álvaro erstarrte ob dieser Antwort. Zwar kannte er Saldañas ehrenwerten Charakter, doch konnte er sich nicht vorstellen, wie ihm mit seiner größten Schande ein so hehrer Dienst erwiesen sein sollte. Verwirrt von solch widerstrebenden Gedanken, schwieg er eine Weile.

„Don Álvaro“, begann der Alte wieder, „glaubt Ihr, Doña Beatriz könnte jemandem ihre Hand geben, der sich mit dem Blut eines Mannes befleckt hat,

der letztlich doch ihr Gemahl gewesen ist?“

„Vermutlich nicht“, antwortete Don Álvaro, der bei dem Namen seiner Geliebten unwillkürlich erschauerte.

„Nun, dann wisst Ihr ja, welchen Dienst ich Euch erwiesen habe. Ich habe meinen Orden gerächt und Euch zugleich Doña Beatriz nähergebracht.“

„Was sagt Ihr da?“, fragte Don Álvaro immer verwirrter und erstaunter zurück. „Was kann es zwischen Doña Beatriz und mir noch Gemeinsames geben außer unserem Unglück?“

„Binnen kurzem werdet Ihr wahrscheinlich Eure Freiheit wiedererlangen, und dann ...“

„Wie könnt Ihr vergessen, dass meine Gelübde erst durch den Tod gelöst werden?“, entgegnete der junge Mann bitter.

„Weder war es Euch erlaubt, sie abzulegen, noch uns, sie anzunehmen. Unser Orden war bereits vor das Konzil geladen, und wenn wir vor die Patres treten, werde ich aussagen, dass der Meister, Euer Onkel, von uns gezwungen wurde, Euch aufzunehmen.“

„Ich aber werde sagen, was mein Herz fühlte und dass meine Gelübde aufrichtig gewesen sind. Mein Schicksal wird das Eure sein, weil unsere Vergehen die gleichen sind. Aber sagt mir“, fügte er hinzu, vergaß seinen Groll und trat neugierig auf den Komtur zu, „wie werden wir vor das Konzil treten?“

„Als Angeklagte und unseren Feinden ausgeliefert“, antwortete Saldaña und versuchte, die Tränen des Zorns zu unterdrücken, die ihm in die Augen stiegen. „Ganz Europa erhebt sich gegen uns, und Gott hat uns inmitten des Meeres verlassen, das wir trockenen Fußes durchquerten, wie das Heer des Pharaos. Von heute an, Jerusalem“, fuhr er fort, wandte sich mit ausgestreckten Armen nach Osten und brach in Weinen und Schluchzen aus, „von heute an kaufe dein Brot und bezahle dein Wasser mit Geld wie zu Zeiten des Propheten, denn der Herr hat seine Netze ausgeworfen und zieht seine Hand nicht von deinem Verderben ab. Alle, die du liebtest, haben dich verlassen, und Unfruchtbarkeit und Verwitung werden über dich kommen.“

Nachdem er seinem tiefen Schmerz Ausdruck verliehen hatte, berichtete er Don Álvaro von dem Unmut, der sich unter den Tempelrittern Aragoniens und Kastiliens breit machte, die schon einige ihrer Festen übergeben hätten, und von der völligen Hilflosigkeit und Verlassenheit, zu der Verleumdung und Habgier einerseits, Aberglaube andererseits den Orden verdammt hätten. Schließlich gab er ihm einen Brief zu lesen, der kurz vor dem Angriff eingetroffen war, bei dem der Graf von Lemus ein so jämmerliches Ende genommen hatte. Darin teilte ihm Don Rodrigo die furchtbaren Nachrichten mit und bestand auf der Notwendigkeit, den unheilvollen Kampf bald zu beenden, jedenfalls sofern es ohne Schaden ihrer Ehre möglich sei. Auch wies er ihn darauf hin, wie förderlich es seinem Ansehen wäre, sich unverzüglich zum Konzil von Salamanca zu begeben, zumal ihm einige der teilnehmenden

Bischöfe schriftlich versichert hätten, dass sie unvoreingenommen und ohne Groll in diese wichtige Beratung gingen und eine Verletzung ihrer Rechte als Ritter und Mitglieder der Kirche niemals dulden würden.

Der Komtur hatte niemanden mit dem Inhalt dieses Schreibens vertraut machen wollen, weil die Feindseligkeit des Grafen von Lemus jeden Weg zu einer ehrenvollen Lösung versperrt hatte, und außerdem hätten derartige Neuigkeiten die Entschlossenheit seiner Männer gefährden können, die angesichts eines solch erbitterten Feindes ohnehin nicht allzu groß war. Jetzt aber, da dieses Hindernis endlich beseitigt war und der Herr von Arganza die Verhandlungen auf anderer Grundlage eingeleitet hatte, offenbarte er Don Álvaro, dass sie bald kapitulieren und Cornatel, vielleicht sogar Ponferrada, an Don Alonso übergeben würden.

„Mein Sohn“, sagte er schließlich zu ihm, „mir ist die Binde von den Augen gefallen, und meine Träume von Ruhm und Eroberung sind dahin, denn der Baucent wird nie wieder dem Wind auf unseren Türmen trotzen. Du aber bist jung, und das Glück kann dir in deinen ersten Frühlingstagen noch zulächeln. Das einzige Hindernis, das dem entgegenstand, habe ich an den Felsen und Klippen dieser Burg zerschellen lassen. Was mich angeht, so mir Gott mein schon hingefälliges Leben erhält, will ich nicht länger in diesem erbärmlichen und feigen Europa weilen, das das Grab des Erlösers aufgibt und gegen jene kämpft, die um seinetwillen ihr Leben und ihr Blut hingegeben haben. Grollst du mir noch immer für das, was geschehen ist?“, fragte er Don Álvaro, nahm ihn bei der Hand und zog ihn an sich.

„Oh, edler Saldaña!“, rief der junge Mann, stürzte sich in seine Arme und drückte ihn fest an sich. „Was habt Ihr an mir gefunden, dass Ihr mich mit so viel Güte und Zuneigung überhäuft? Wer könnte Euer edles Herz verdorrt nennen?“

„Das ist wahr, Don Álvaro“, antwortete der Alte, „und damit kann man mich nicht treffen. Meine Gedanken haben mich gedient wie die Flügel dem Adler, um mich über die Wohnstatt der Menschen zu erheben; doch wie er habe ich in windumwehten Felsspalten hausen müssen. Warum ich dich geliebt habe? Weil du allein würdig warst, mit mir in dieser Höhe zu leben, als mein Küken, um die Sonne zu betrachten und über die Ebene zu wachen. Jetzt ist das Gebirge eingestürzt, und wenn meine Flügel mich nicht mehr tragen, werde ich in einer entlegenen Wüste niedergehen, um dort zu sterben. Gebe Gott, dass ich dich dann mit deiner Gefährtin an einer Quelle in dem blühenden Tal sitzen sehen kann, von wo dich nur Arglist und Unglück vertrieben haben!“

Mit so schwermütigen Worten endete dieses Gespräch, das durch die Ankunft des Herrn von Arganza unterbrochen wurde. Die Verhandlungen mit den beiden Rittern, Zeugen der schrecklichen Szene, die sich auf seinem Anwesen in Arganza abgespielt hatte, riefen zahllose traurige Erinnerungen in Don Alonso wach, der durch die höflichen Worte, mit denen er Don Álvaro

begrüßte, und das hohe Lob, das er dessen jüngsten Ruhmestaten zollte, ihm deutlich zu verstehen gab, wie sehr sich sein Sinn gewandelt und wie viel Kummer ihm seine frühere Haltung verursacht hatte.

Die Vertragsbedingungen waren bald zur Zufriedenheit der Tempelritter ausgehandelt, und nach wenigen Tagen verließen sie die Burg, die sie mit so großer Tapferkeit verteidigt hatten. Bevor sie aufbrachen, teilte Saldaña dem Herrn von Arganza dieselbe Überlegung mit wie Don Álvaro, und an der freudigen Überraschung, mit der seine Worte aufgenommen wurden, erkannte er, dass seine Wünsche in Erfüllung gehen würden. Don Alonso begleitete die Tempelritter nach Ponferrada, und um der Höflichkeit die Krone aufzusetzen, wurde auf sein Geheiß hin das Banner des Ordens so lange auf dem Turm von Cornatel geschwenkt, wie seine Bewohner, wenn sie zurückblickten, die hoch emporragenden Burgzinnen noch sehen konnten, die sie nie wieder verteidigen würden.

Nach der Übergabe der Festungen von Corullón, Valcarce und Bembibre an die Truppen des Herrn von Arganza und des Markgrafen von Astorga versammelten sich alle Tempelritter des Landes in der schönen Ballei von Ponferrada. Sie kamen schweigend und düster auf ihren edlen Kriegsgrossen dahergeritten, gefolgt von ihren Pagen und afrikanischen Sklaven, die weitere Zelter am Halfter führten. Der Anblick dieser unbeugsamen Krieger und geschworenen Feinde der Ungläubigen, die sich nun kampfflos und allein durch die Macht der Umstände ergaben, war derart schmerzlich, dass der Abt von Carracedo und Don Alonso ihre Tränen kaum zurückhalten konnten. Die Standhaftigkeit, mit der diese stolzen Soldaten ihre Gefühle verbargen, und der Gleichmut, den sie zur Schau trugen, ließen dieses Bild nur noch düsterer und bedrückender erscheinen.

Es ist großherzigen Seelen eigen, Hass in Zuneigung und Achtung zu verwandeln, wenn ihren Feinden die Stunde des Unglücks schlägt, und so geschah es auch bei dem Abt und dem Herrn von Arganza, die nun die Bande alter Freundschaft mit dem Meister Don Rodrigo erneuerten. Der Mönch war entschlossen, sie zu dem feierlichen Gericht zu begleiten, das in Salamanca gehalten werden sollte, um persönlich Zeugnis abzulegen für die Tugend des Meisters und einiger Ritter, insbesondere jedoch, um sein Versprechen Doña Beatriz gegenüber einzulösen, ihr das Glück zurückzugeben, auf das sie in ihrer Jugend gehofft hatte. Don Alonso, der das Land nicht verlassen konnte, dessen Obhut ihm von seinem König anvertraut war, bot alle Mittel seiner Ritterlichkeit auf, um den Unglücklichen ihr Schicksal erträglicher zu machen.

So groß der Wunsch der Tempelritter auch war, sich aus der ungewissen und peinvollen Lage zu befreien, in der sie sich befanden, die Vorbereitungen ihres Abzugs und die erforderlichen Formalitäten für die Übergabe ihrer Besitztümer brauchten Zeit. Eines Morgens, als Saldaña auf dem westlichen Wehrgang spazieren ging und den Sil zu seinen Füßen mit leisem Rauschen dahinfließen

sah, kam ein Edelknabe auf ihn zu und teilte ihm mit, dass ihn ein Gebirgler zu sprechen wünschte. Er ließ ihn auf der Stelle zu sich bringen und stand wenige Minuten später einem Bekannten von uns gegenüber, der sich mit ebenso viel Achtung wie Schlichtheit die Fellmütze abnahm und zu ihm sagte:

„Gott schütze Euch, Herr Komtur. Hier sind wir nun alle.“

„Du, Andrade?“, antwortete der Komtur überrascht. „Was führt dich denn hierher?“

„Das will ich Euch, Señor, in wenigen Worten sagen. Neulich war mein Vetter Damián hier in Ponferrada, um Reh- und Gämsenfelle zu verkaufen, und brachte allerlei Neuigkeiten mit nach Hause. Er sagte, dass Ihr keine Burgen mehr hättet außer dieser hier und dass sie Euch nach Salamanca bringen und dort was weiß ich nicht alles mit Euch anstellen würden. Nun ja, nichts, was der Rede wert wäre. Ihr müsst es nicht unbedingt wissen. Also, Señor, wie ich sagte, ich habe es stets mit den Worten meines Vaters gehalten: ‚Dankbarkeit ist ein Zeichen von Edelmut‘, und da Ihr mir in Cornatel zweimal das Leben gerettet und noch dazu eine Handvoll Goldmünzen geschenkt habt, mehr, als ich in meinem Leben jemals gesehen habe, bin ich gekommen, Euch zu sagen: Wenn es mit dem Teufel zugehen sollte, könnt Ihr in meinem Haus Zuflucht finden, und möge der Herr mit uns sein. Da werdet Ihr zwar nicht besonders gut untergebracht sein, weil bei uns selbst die Reichen noch arm sind, doch an gutem Willen übertrifft uns nicht einmal ein König; und meine Frau, als ich ihr davon erzählte, war fröhlicher als ein Paar Kastagnetten und dachte gleich daran, Euch die fettesten Hühner, Tauben und Zicklein zum Mahl vorzusetzen. So, nun wisst Ihr Bescheid. Wenn Ihr gleich mitkommt, brauchen sie Euch gar nicht erst suchen zu kommen. Ach, fast hätte ich es vergessen: Nehmt auch den Herrn von Bembibre mit. Ich weiß, dass Ihr ihn ebenso liebt wie sein Onkel, und ich erinnere mich gut, wie höflich er in Cornatel zu uns war.“

Der Komtur, der mit einem solchen Besuch nicht gerechnet hatte, geschweige denn mit einem solchen Angebot, gerade jetzt, da die ganze Welt die Tempelritter im Stich ließ, war so angenehm überrascht, dass er vor lauter Rührung einen Augenblick lang kein Wort herauszubringen vermochte. Doch schließlich gewann er seine gewohnte Entschlossenheit wieder, trat auf den Gebirgler zu, schüttelte ihm kräftig die Hand und antwortete:

„Andrade, so wie dich hätte ich auch jeden anderen behandelt; du aber bist der Erste, der es mir durch solche Beweise der Zuneigung vergelten will. Geh mit Gott, guter Cosme, und seine Güte möge dir und den Deinen Glück und Heil bescheren; dafür werde ich immer beten. Uns droht keine Gefahr, denn es sind Bischöfe, wie du weißt, die über uns urteilen werden, und was den König und seine Granden angeht“, fügte er bitter hinzu, „so werden sie des Bellens und Beißens schon müde werden, sobald sie sich an unserem Reichtum satt gefressen haben.“

„Nein, das beruhigt mich keineswegs“, antwortete Andrade, „denn wie mir

der Pfarrer neulich sagte, sind die Richter in Frankreich auch Priester gewesen, und doch ...“

„Es ist nichts zu befürchten, guter Andrade, kehre in deine Berge zurück und sei versichert, dass ich dir sehr dankbar bin.“

„Also verstehe ich recht“, beharrte der Gebirgler, „dass Ihr nach Salamanca gehen und Euch dem Gericht unterwerfen wollt?“

Der Komtur nickte.

„Dann will ich mitkommen, um als Zeuge auszusagen. Herr Komtur, beim Frieden Gottes, in drei oder vier Tagen bin ich wieder hier.“ Und ohne den Einwänden des Greises Beachtung zu schenken, schlug er den Weg nach Cabrera ein, von wo er zur verabredeten Zeit zurückkehrte.

Schließlich war es so weit, dass die in Ponferrada versammelten Tempelritter dieses letzte Bollwerk ihrer Macht und Größe verlassen mussten. So unabänderlich ein solches Unglück auch sein mag, die Stunde, in der es eintritt, ist stets schmerzlich, gewiss weil mit ihr der letzte Hoffnungsfunkel erlischt, der, wiewohl mit bloßem Auge nicht zu erkennen, im Herzen noch immer glimmt. Diese edlen Krieger, die die übrigen Burgen des Landes eine nach der anderen aufgegeben hatten, atmeten im Schutz dieser Mauern noch immer die Luft ihrer einstigen Größe; doch nun, da sie voll böser Ahnungen fortgingen, gerieten auch die stärksten Gemüter ins Wanken.

Am bewussten Tag versammelten sich in aller Frühe Ritter, Edelknaben, Pagen und Sklaven auf dem weitläufigen Waffenplatz der Burg.

Es herrschte eine Grabesstille, und alle Augen lagen auf der schönen Landschaft, die, zwar von Blättern entblößt und von Winterwinden durchpeitscht, durch ihre wechselnden Ansichten und sanft ansteigenden Höhen noch immer ein liebliches und malerisches Bild darbot. Schließlich erschien der Meister, und nach den Morgengebeten bestiegen sie ihre Pferde und bewegten sich unter den Klängen eines Kriegsmarsches auf die Zugbrücke zu.

Vor dieser, über dem Fallgattergewölbe, sieht man noch heute ein großes Wappenschild, dessen Felder von der Verwitterung vollständig zerfressen sind; nur das Kreuz und die ersten drei Worte eines Psalmenverses sind noch deutlich zu erkennen. Dies war das Wappen des Tempelordens, einst Symbol unermesslichen Ruhmes und Inbegriff der Macht, jetzt herrenlos und verlassen und all seiner Ehre beraubt.

Dieser Gedanke beschäftigte gewiss auch Don Rodrigo, der wegen seines hohen Ranges an der Spitze ritt; denn bei der Zugbrücke wandte er plötzlich sein Pferd, blickte durch den Tränenschleier, der seine müden Augen trübte, auf das Wappen und las mit einer Stimme, die aus einem Grab hervorzutönen schien, die heilige Inschrift vor:

„Nisi dominus custodierit civitatem, frustra vigilat qui custodit eam.“¹⁰

Die Ritter wandten sich ebenfalls um und sprachen die Worte ihres Meisters mit leiser Stimme nach; dann gaben sie ihren Pferden die Sporen und verließen in großer Eile die Burg, zu der sie nie wieder zurückkehren sollten.

Don Alonso begleitete sie bis zum Boeza und überließ sie dort der Obhut des Abtes von Carracedo, der mit ihnen nach Salamanca weiterzog, getreu seinem edlen und heiligen Vorsatz. Der gute Andrade ritt zwischen Don Álvaro und dem Komtur, und alle erwiesen ihm unendliche Bezeugungen der Höflichkeit und Güte, die sich der einfache und rechtschaffene Gebirgler gar nicht zu erklären wusste, weil er in seinem großherzigen und selbstlosen Handeln keinerlei Verdienst sah. So erreichten sie bald Salamanca, wo die Bischöfe bereits versammelt waren, die unter dem Vorsitz des Erzbischofs von Santiago das Provinzkonzil bildeten.



¹⁰ „Wenn nicht der Herr die Stadt behütet, so wacht, der sie behütet, umsonst.“ Psalm 127,1.

Kapitel XXXI

Die vielen Beteuerungen, die Doña Beatriz von dem Abt und ihrem guten Vater über das Schicksal bekam, das den spanischen Templern bevorstand, vermochten die Ängste und Sorgen, die ihre Seele bedrängten, nicht zu lindern; so tiefe Wurzeln hatte der Kummer in ihrem Herzen geschlagen und so schwarze Tinte vergoss ihre Einbildung selbst über die fröhlichsten Dinge! Sollte sie geglaubt haben, dass die Gesinnung der Bischöfe dieselbe sei, die der Prälat von Carracedo lange Zeit gehegt hatte, so hatte sie wahrlich kaum Grund, beruhigt zu sein, und zum anderen war die öffentliche Meinung derart gegen die Tempelritter aufgebracht, dass man auf alles gefasst sein musste. Bedenkt man noch, dass ihre Krankheit ihr gewöhnlich selbst die heitersten Dinge in einer düsteren Farbe erscheinen ließ, so kann man sich leicht das trübe Gewölk vorstellen, das jenen flüchtigen Glücksschimmer überdeckte, den der Abt ihr aufgezeigt hatte. Außerdem war ihr nicht verborgen geblieben, dass sich der Hass des Infanten Don Juan seit den Geschehnissen in Tordehumos in besonderem Maße auf Don Álvaro richtete, und sie war klug genug zu wissen, dass es bei der Besorgnis, die die Tempelritter einflößten, selbst nach ihrem Untergang noch immer schwierig sein würde, ihm seine Freiheit, seine Macht und seinen Besitz wiederzugeben, der er sie mit solcher Entschlossenheit unterstützt und schließlich sogar ihre Gelübde abgelegt hatte.

Gegen solch triftige Bedenken vermochten all die Argumente ihres Vaters und ihrer Tante nur wenig auszurichten, und so wurde die Hoffnung für sie zu einem flackernden Licht, das immerzu im Wind zu verlöschen drohte und ringsumher eher Schatten und Zweifel verbreitete als Sicherheit und Glanz. Die ständige Sehnsucht und Angst, die so mächtig zum Verfall ihrer Gesundheit beigetragen hatten, ließen mithin nicht davon ab, sie in rascher Eile immer weiter zu untergraben, und da jegliche Gefühlsregungen für ihren geschwächten Körper gleichermaßen schädlich waren, schwanden ihre Kräfte mit jedem Tag mehr und nahm die Bekümmernis derer zu, die sie umgaben.

Don Alonso, der die Verheerungen, die sich auf dem Gesicht seiner Tochter abzeichneten, ihrem Kummer und ihrer Schlaflosigkeit zuschrieb, begann sich ernsthafte Sorgen zu machen, als er schließlich einsehen musste, dass dieses Leiden, das zunächst gewiss von der Seele ausgegangen war, ein Eigenleben entwickelt hatte. Und mit der Liebe und der stechenden Reue des Vaters vermischten sich nun die bangen Befürchtungen des Ritters über die Zukunft seines Geschlechts, die in einem solch zerbrechlichen Gefäß lag, gerade als es schien, dass das

Schicksal dessen zartes Glas in Bronze verwandeln würde.

Als die Burgen des Bierzo in Besitz genommen und das Kriegsgetöse verhallt war, dachte er daran, Doña Beatriz aus dem Kloster zu nehmen und mit ihr auf sein Anwesen in Arganza zurückzukehren. Die junge Frau war über den Entschluss ihres Vaters wenig erfreut, denn solange über ihr Schicksal nicht entschieden war, erschien ihr für den religiösen Ernst ihrer Gedanken und die Ruhe, derer ihr Geist so sehr bedurfte, kein Ort geeigneter als die Zuflucht in Villabuena. Erinnerungen an Kindheit und Jugend, dem Herzen so lieb, werden nicht selten bitter durch die Bilder, die mit ihnen wach werden, und dann sind ihr Trost und ihre Linderung mehr als zweifelhaft. Doña Beatriz hatte in den Mauern des väterlichen Hauses binnen kürzester Zeit erlebt, wie die Blume ihres Glücks aufblühte und verwelkte, ihre Mutter starb, ihre Freiheit verloren ging und unverhofft eine Sonne wieder emporstieg, von der sie dachte, dass sie für immer untergegangen sei, doch nur, um sie zu blenden und eine Spur trüben Lichts in ihrem Gedächtnis zu hinterlassen, und so zitterte sie davor, dorthin zurückzukehren, während sich die Zukunft noch immer so rätselhaft darbot.

Doch die Anziehungskraft, die das Grab ihrer Mutter auf ihre reine und fromme Seele ausübte, der Wunsch, ihren alten Vater zu begleiten, und die Gewissheit, dass äußerliche Dinge die Gedanken nur wenig mildern konnten, die ihr wie mit einem glühenden Eisen in die Seele eingebrannt waren, bewogen sie, das Kloster ein zweites Mal zu verlassen, von wo sie einst fortgegangen war, um so viel Kummer und Verdruss zu leiden, und das sie nun hinter sich ließ mit nichts als einer fernen, schwachen Hoffnung und aller Gesundheit und Freude beraubt. Sie nahm also Abschied von ihrer Tante und den guten Nonnen, ihren Freundinnen und Gefährtinnen, gefasst und ohne Tränen, aber zutiefst gerührt und unruhig um sich blickend, als sähe sie diesen Ort zum letzten Mal. Wenn auch ihre Leiden und ihre Traurigkeit wie ein Schatten über diesen heiligen Frauen hingen, so hatten ihre Sanftmut, ihre Zurückhaltung, ihre Güte und sogar der sonderbare Reiz ihrer Erscheinung sie doch ein ungemeines Wohlgefallen an ihrer Gesellschaft finden lassen, und so kam es, dass sie ihrerseits über die Abreise der jungen Frau in Tränen und lautes Wehklagen ausbrachen.

Begleitet von Martina und ihren alten Dienern brach sie schließlich auf. Wo nur waren die Tage hin, an denen sie auf einem feurigen Zelter, mit einem Falken auf der Faust und nach den Reihern in der Luft spähend, wie eine Jagdnymphe durch die Wälder von Arganza und Hervededo geritten war? Jetzt konnte sie kaum den ruhigen und gemächlichen Schritt ihres kleinen Pferdes aushalten, und mehr als einmal musste der Trupp unterwegs anhalten, damit sie, an den Stamm eines einsamen Baumes

gelehnt, wieder zu sich kommen konnte. Die Aufregung des Abschieds hatte sie über die Maßen geschwächt, und so gelangte sie noch verstörter als sonst und völlig erschöpft nach Arganza. Der Anblick dieses Ortes, der sich ihr in ihrem glühenden Fieber noch lebhafter darbot, versetzte sie in große Unruhe, was die Freude der friedlichen Dorfbewohner nicht wenig trübte, die ihre Ankunft erwarteten wie einst die Patriarchen den Besuch der Engel.

Am nächsten Morgen wollte sie die Kapelle aufsuchen, in der Doña Blanca beigesetzt war, und am Nachmittag begab sie sich, gestützt auf Martina und ihren Vater, der ihr kaum zu widersprechen wagte, langsamen Schrittes zu dem Nussbaum am Bach, unter dessen Zweigen sich Don Álvaro für immer von ihr verabschiedet hatte. Wären ihre Tränen hier reichlich geflossen, hätte sie sich gewiss von einer großen Last befreien können, doch sie war so sehr darauf bedacht, sie vor ihrem Vater zu verbergen, dass sie in ihren Augen gerannen, und die Anstrengung, die sie dazu unternehmen musste, vergrößerte ihren Schmerz noch.

In dieser Nacht flammte das langsame Fieber, das sie verzehrte, mit solcher Heftigkeit auf, dass sie in einen furchtbaren Wahnzustand verfiel, in dem sie ununterbrochen von dem Grafen, ihrer Mutter und Don Álvaro sprach und immer wieder schmerzliche Klagen ausstieß. Der Herr von Arganza, verzweifelt und außer sich vor Sorge, schickte unverzüglich nach dem alten Mönch aus Carracedo, der ihr schon in Villabuena beigestanden hatte. Als er im Morgengrauen herbeigeeilt kam, hatte sich Doña Beatriz wieder etwas beruhigt, weil die Anfälle bei ihrem geschwächten Körper nicht lange anhielten. Dennoch erkundigte er sich nach allem, was vorgefallen war, und als Don Alonso vor seinen Augen noch den letzten Schleier gelüftet hatte, sagte er:

„Edler Don Alonso, Eure Tochter muss sich eine Zeitlang von diesen Orten fernhalten, die so schmerzliche Erinnerungen in ihr wachrufen. Bringt sie ohne Säumen in das Landhaus, das die Tempelritter am See von Carucedo besaßen, denn die Luft ist dort milder und die Landschaft ruhiger und sanfter. Bald kommt der Frühling mit seinen Blüten, und dann wird sich Doña Beatriz' Schicksal entscheiden. Lasst ihr sie indes hier, so kann sie nur unglücklich werden.“

„Aber sagt mir“, fragte ihn der Herr von Arganza ängstlich, „könnt Ihr mir für ihr Leben bürgen?“

„Ihr Leben“, antwortete der Mönch, „liegt in der Hand Gottes, der uns gebietet, auf ihn zu hoffen und zu vertrauen. Aber Eure Tochter ist noch jung, und so tiefe Wurzeln die Krankheit in ihr auch geschlagen haben mag, es kann durchaus sein, dass ein glückliches Ereignis, Vorbote einer neuen Zeit, sie weit besser wird genesen lassen als alle Heilkunst der Menschen. Doch seien wir auch nicht zu sorglos. Ich rate Euch noch

einmal: Nutzt die Atempause, die uns ein Beruhigungsmittel verschaffen wird, das sie heute einnimmt, und bringt sie unverzüglich fort.“

Tatsächlich brachte das Beruhigungsmittel der Kranken so große Linderung, dass Don Alonso, von Sorgen und Ängsten zerfressen, zwei Tage darauf mit seiner Tochter abreisen konnte. Diese, weniger auf ihr eigenes Wohlergehen als auf die Gemütsruhe ihres Vaters bedacht, schickte sich ohne Widerwillen in ihre neuerliche Pilgerfahrt und nahm Abschied von den Schauplätzen ihrer Kinderspiele, ohne jede Hoffnung, sie noch einmal wiederzusehen. Wahrscheinlich konnte niemand ihren Zustand besser beurteilen als sie selbst, denn nur ihren Augen war es gegeben, die Verwüstung ihrer Seele zu ermessen; doch wer konnte schon ahnen, was die Zukunft in den dunklen Falten ihres Gewandes noch für sie bereithielt? Und auf der anderen Seite war das Bild Don Álvaros, seiner Gelübde entbunden, hingebungsvoller, edler und schöner als je zuvor, wie ein glückverheißender Vogel, dessen Gesang dem Ohre schmeichelt, so schnell sein Flug auch sein mag.

Das Gefolge überquerte den Sil mit derselben Fähre von Villadepalos, die Doña Beatriz in anderen, glücklicheren Zeiten in die Arme ihres Geliebten, in einen Hafen der Sicherheit und des Glücks führen sollte. Ein Verhängnis war es, und kein geringes, allerorten auf so unheilvolle Erinnerungen zu stoßen, doch dieses kleine Land war Schauplatz so vieler Ereignisse gewesen, die sie mehr oder minder persönlich betrafen, dass man durchaus sagen konnte, dass es von ihren Gedanken und Erinnerungen bevölkert war und sie ihr von überallher ins Auge sprangen.

Auf der anderen Seite des Flusses befindet sich eine steile Anhöhe, von der aus man beide Ufer des Sil, die ganze Ebene, die sein Becken bildet, die großen weißen Mauern des Klosters von Carracedo inmitten eines frischen Wiesenteppichs und die vielfältigen Formen und Eigenheiten der Bergketten, die diesen Landstrich von allen Seiten einschließen und umgrenzen, mit einem Blick erfassen kann.

Die Natur begann sich aus den Fesseln des Winters zu lösen; der Sil, etwas angeschwollen, aber kristallklar, floss majestätisch zwischen den noch immer kahlen Baumgruppen hindurch, die seine Ufer zierten; der Himmel war von weißlichen Wolkenstreifen durchfurcht, zwischen denen sich ein sehr reines Blau zeigte, und Amseln und Stieglitze, die in den Sträuchern und Büschen umherflatterten, kündigten mit ihrem Zwitschern und Schilpen die schöne Jahreszeit an.

Auf der anderen Seite ragten die Gebirgszüge des Monte Aquiana mit ihren wolkenumkrönten Kämmen empor, die mit den spitzen, feuerroten Felsen von Las Médulas in einem farbenreichen, stufenartigen Abhang endigten. Nahe an dessen Fuße erstreckte sich der See von Carucedo, umgeben von Dörfern, deren Schieferdächer bläulich schimmerten, wenn

die Sonne auf sie fiel, und begrenzt durch zwei Berge, von denen der eine, nach Süden blickend, von Bäumen bedeckt war, während der andere, der nach Norden hin lag, durch seine Nacktheit und seine kahlen Felsen einen sonderbaren Kontrast bildete.

Um sich eine Weile auszuruhen, ließ sich Doña Beatriz auf der Anhöhe nieder und blickte von dort aus in beide Richtungen. Zuweilen hob sie die Augen zum Himmel empor, als betete sie, dass die Erinnerungen an die Bitterkeit und die Prüfungen ihrer Jugend hinter ihr blieben wie das Land Ägypten hinter dem auserwählten Volk Gottes und dass an den Ufern jenes friedlichen Sees eine neue Zeit der Gesundheit, Hoffnung und Freude begänne, die sie sich indes kaum vorzustellen wagte. Danach stiegen die Reisenden wieder auf ihre Pferde und begaben sich schweigend zu dem schönen Landhaus, in dem Doña Beatriz das Urteil über ihr Schicksal abwarten sollte.

Dieses Gebäude wies einige Verteidigungsvorrichtungen auf, wie sie zu jener Zeit üblich waren, doch mit all den fein gearbeiteten Schmuckelementen arabischen Stils, die sich an seinen filigranen Türen und Fenstern und den seine Zinnen bekronenden Kapitellen befanden, war es für eine Festung ungewöhnlich reich verziert. Die Tempelritter hatten es in der Zeit ihres höchsten Glanzes auf einem kleinen, sanft abfallenden Hügel unterhalb des Dorfes Lago errichtet, der die flüssige Weite überragt, in deren kristallklares Wasser er seinen Fuß taucht. Der See bildet hier eine schmale Bucht, die einige leichte Boote beherbergte, in denen die Ritter ausfuhren, um sich beim Aalfang oder bei der Jagd auf die unzähligen Wasservögel zu vergnügen, die auf der glänzenden Oberfläche ihre Bahnen ziehen. Da die kargen Hänge des Nordberges, den die Einheimischen Monte de los Caballos nennen, hinter dem Landhaus lagen, blieben dem Betrachter von hier aus nur die öden und dünnen Teile dieser anmutigen und friedlichen Landschaft verborgen. Das Übrige war und ist noch heute ein mannigfaltiges und überaus liebliches Panorama, das im Spiegel des Sees zuweilen, wenn ein leichter Wind das Wasser sanft in Bewegung versetzt, wie ein verworrenes Meer aus Felsen, Bäumen, Weinbergen und Hügeln erscheint, die von einer unsichtbaren Hand unablässig getrennt und wieder zusammengezogen werden. Eine weitere Bucht, die sich im Nordosten erstreckt, verloren zwischen den Windungen eines Tals, scheint die Ausdehnung des Sees noch zu vergrößern, und das Schilfrohr, das dort wächst, dient zahllosen Blässhühnern und Wildenten mit schillerndem Halsgefieder als Unterschlupf.

Unweit, in einer kühlen Schlucht, liegt das Dorf Carucedo, und an seinem äußersten Rand markieren uralte Steineichen, deren herabhängende Zweige denen von Trauerweiden ähneln, die Grenze zum Wasser, während auf dem gegenüberliegenden Westufer eine Gruppe

riesiger Kastanienbäume die Fluten des Sees ebenfalls in ihre Schranken weist.

Doña Beatriz, deren Seele für jede reine und edle Regung empfänglich war, konnte nicht umhin, die Schönheit der Umgebung zu bewundern, während sie von den Höhen des Ortes San Juan de Paluezas hinabstieg und sich vor ihren Augen die Berghänge zu entfalten begannen, die zu der schönen weiten Fläche des Sees abfallen. Je näher sie ihrem Ziel kam, desto mehr tat sich die Landschaft vor ihr auf, und mit jedem Schritt verbreiteten bald eine Baumgruppe, bald ein Rinnsal, das sich durch eine kleine Schlucht schlängelte, bald eine Herde Ziegen, die an einem Felsen zu hängen schienen, neue Anmut und Schönheit auf diesem Bild. Und als sie schließlich bei dem Landhaus anlangte und auf den Aussichtsturm stieg, von dem aus die ganze Umgebung zu sehen war, erschien ihr dies alles noch herrlicher und reizvoller.

Die Sonne verschwand hinter den Bergen und ließ eine strahlende Lichtspur zurück, die sich über den See erstreckte und die Landschaft erhellte, hier Schatten und dort Licht verbreitete. Zahlreiche Rinderherden zogen muhend zur Tränke und läuteten dabei ihre Glocken; auch Schafe und Ziegen und ein paar Stuten mit ihren verspielten Fohlen kamen herbei, um ihren Durst zu stillen, tobten und sprangen ausgelassen umher und blökten, meckerten und wieherten alle durcheinander. Wildenten und Blässhühner schwammen auf der glänzenden Oberfläche, bald in geordneten Geschwadern, bald verstreut und ein jedes für sich. Eine Hirtin, die sich durch ihren weißen Kleiderrock und ihre rote Pelerine als jung und ledig zu erkennen gab und in ihren Bewegungen von großer Gewandtheit und Anmut zeugte, sang, während sie ihre Schafe anführte, eine gefühlvolle, harmonische Weise, und als wäre es ein Echo, scholl von einer Barke, die still am gegenüberliegenden Ufer entlangzog, ein Kriegliesli herüber, gesungen von einer kräftigen Männerstimme, die jedoch, durch die Entfernung gedämpft, all ihre Härte verlor und sich gleichsam in den wohlklingenden, sanften Chorgesang einfügte, der sich bei Sonnenuntergang von den Ufern erhob.

Welch heiteren Anblick die Ufer des Cúa und des Sil auch bieten mögen, man muss doch zugeben, dass die friedliche Ruhe und das milde Klima des Sees von Carucedo vielleicht im ganzen alten Königreich León ihresgleichen suchen. Doña Beatriz, vertieft in die Betrachtung dieses schönen, glänzenden Spiegels, eingefasst in einen wildwüchsigen Rahmen von Felsen, Bergen, Wiesen und Baumreihen, schien ihren Gedanken nachzuhängen. Für ein von Liebe besessenes Herz wie das ihre scheint die ganze Schöpfung nichts als die Bühne seiner Leiden oder seines Glücks zu sein, seiner Hoffnungen oder seiner Zweifel, und eben so erging es auch dieser liebreizenden und unglücklichen Frau.

Don Álvaro's Bild war das Zentrum, auf das all die geheimnisvollen Fäden des Gefühls zustrebten, das diese Orte in ihrer Seele weckten, und indem sie sie mit denen verflocht, die ihr aus glücklicheren Zeiten noch verworren im Gedächtnis geblieben waren, ließ sie in ihrer Phantasie das unendliche Gewebe eines glücklichen Lebens entstehen, erfüllt von lieblicher Eintracht und jenem edlen Stolz, den der Besitz eines rechtmäßig erworbenen Glücks in jeder hochherzigen Brust erregt. Trügerische Visionen, die beim geringsten Hauch der Vernunft ihren phantastischen Blendschmuck abwarfen und inmitten der Dornen und Disteln, mit denen Doña Beatriz' Weg übersät war, zu Staub zerfielen! Nach langem Grübeln, bei dem gleich einer Abfolge strahlender Lichtblitze all die goldenen und lieblichen Bilder eines schon entschwundenen Glücks und eines anderen, noch ungewissen, an das sie kaum zu denken wagte, an ihr vorbeigezogen waren, stieß die Unglückliche einen langen Seufzer aus und sagte:

„Gott hat es nicht gewollt!“

„Gott hat dich prüfen und mich strafen wollen, Engel des Himmels“, antwortete ihr Vater und umarmte sie. „Doch unser Leid nimmt nun ein Ende, und eine neue Zeit bricht an. Gott wird sich deiner Jugend und dieser weißen Haare, die schon dem Grabe nahe sind, erbarmen, und er wird meinen Namen nicht vom Antlitz der Erde vertilgen wollen.“

Doña Beatriz küsste ihm die Hand, wortlos, weil sie es nicht wagte, sich so heiteren Gedanken hinzugeben, noch die Ahnungen zu unterdrücken vermochte, die sich ihres Geistes seit einer Weile bemächtigt hatten; denn zu ihrer größten Bitternis tauchte der Tod, den sie als Erlösung von ihrem Leid so lange herbeigesehnt hatte, ohne dass er ihr jemals erschienen wäre, gerade jetzt, da sich das Leben in ihren Augen ganz im Gewand der Hoffnung zeigte, in der Ferne auf wie ein unheilvoller Blitz und streute Trauerblumen über den Weg, der zu ihrem Tempel führte.

Dennoch nahm Doña Beatriz, wie alle starken Seelen, wenn der erste Schauer einmal überwunden ist, diesen Gedanken furchtlos und ohne Widerwillen an, und sie litt nur unter der Vorstellung, wie ihr vorzeitiges Ende ihren Vater betrüben würde und ihren Geliebten, den ihr ein heftiger Sturm aus den Armen gerissen hatte und nun ein anderer, nicht minder heftiger zurückbringen könnte. So stützte sie sich ohne jede Erwiderung auf den Arm des Greises und ging langsam die Treppe mit dem aufwendig geschnitzten Geländer zu dem für sie hergerichteten Zimmer hinunter. Dort ließ ihr Vater sie mit Martina allein. Lassen auch wir sie allein, dem süßen Schlaf ergeben, der sich in dieser Nacht sanfter und wohltuender als sonst auf ihre Lider senkte, und begeben wir uns nach Salamanca, wo jener aufsehenerregende Prozess bevorstand, der die ganze Christenheit in Aufruhr versetzte.

Kapitel XXXII

Inmitten des fürchterlichen Sturms, den Missgunst und Habgier, Aberglaube und Unwissenheit über den Tempelorden gebracht hatten, kann sich die Iberische Halbinsel rühmen, dass ihre geweihte Stätte vor der ansteckenden Seuche dieser groben Verfehlungen und niederträchtigen Leidenschaften bewahrt blieb. Die Bischöfe wussten sehr wohl, welch Quell an Übeln sich vielleicht in Europa hätte auftun können durch den Fortbestand und das Gedeihen jenes Ordens, der von seiner alten Reinheit und Tugend abgefallen und in den Augen des Volkes zum Stein des Anstoßes und des Ärgernisses geworden war; dennoch achteten sie seine Anhänger als Christen und Ritter überaus hoch und enttäuschten das edle Vertrauen nicht, das Don Rodrigo Yáñez in sie gesetzt hatte. Vergeblich waren die Vorkehrungen, mit denen Aymerico, der apostolische Inquisitor und Gesandte des Papstes, beauftragt, die Erzbischöfe von Toledo und Santiago zu begleiten, in jenen Prozess ging, den er in dieselbe Richtung zu lenken gedachte wie in Frankreich; vergeblich all die Bemühungen des kastilischen Hofes, insbesondere des Infanten Don Juan, und vergeblich auch die Irreführung der öffentlichen Meinung, um die Patres von ihren redlichen Absichten abzubringen. Das von Philipp dem Schönen verübte Unrecht war gerade der stärkste Schild der Tempelritter in den Augen jener frommen Männer, die im Grunde ihres Herzens die Schwäche von Papst Clemens V. bitter bedauerten, Ursache so vielen Blutvergießens und so hässlicher Schandmale auf dem Antlitz der Christenheit.

Unter dem Vorsitz des apostolischen Inquisitors und des Erzbischofs von Santiago, Rodrigo, hatten sich in Salamanca zur feierlichen Eröffnung des Konzils versammelt: Juan, Bischof von Lissabon, Vasco, Bischof von La Guardia; Gonzalo aus Zamora, Pedro aus Ávila, Alonso aus Ciudad Rodrigo, Domingo aus Plasencia, Rodrigo aus Mondoñedo, Alonso aus Astorga, Juan aus Tuy und Juan aus Lugo. Jeder dieser Patres hatte gemäß den päpstlichen Bullen und den Erlässen ihrer jeweiligen Monarchen in seiner Diözese ein Register erstellt, in dem zahllose Aussagen von Zeugen, Klerikern wie Laien, niedergelegt waren, aus deren Gegenüberstellung die Schuld oder Unschuld der Ritter abgeleitet werden sollte. Doch vor der hochfeierlichen Urteilsverkündung galt es erst noch die Voruntersuchungen zu erweitern, die Angeklagten zu vernehmen, weitere Zeugenaussagen zu sammeln und schließlich ein Verdikt zu rechtfertigen, das den Abschluss eines Ereignisses bilden sollte, welches ein überaus verdienstvoller Historiker unserer Zeit zu Recht als „das wichtigste des ganzen Mittelalters nach den Kreuzzügen“ bezeichnet hat.

Bald schon hatte der Infant Don Juan erfahren, mit welchen Absichten

der Abt von Carracedo zum Konzil reiste, und war darüber nicht wenig bestürzt, denn in den spanischen Königreichen hing das Schicksal des Ordens noch immer in der Schwebe, und so war es sehr zu befürchten, dass die Ritter in León, unter dem Schutze einer so mächtigen Familie, neuerliche Unruhen und Umwälzungen erregen und seinen Anspruch auf die Besitztümer, die er so sehnlich begehrte, um sich über den Verlust seiner erträumten Krone hinwegzutrusten, in Frage stellen würden. Also bediente er sich wie gewöhnlich seiner Ränke und Machenschaften und begann, die Unruhe seines Grolls in die Seele der Bischöfe zu streuen, indem er den einen Angst vor einem Zwist mit dem Heiligen Vater einflößte und den anderen mit den Tumulten drohte, die der Beschluss, Don Álvaro von seinen Gelübden zu entbinden, im kaum befriedeten Kastilien auslösen könnte.

Der alte Mönch, dem Doña Beatriz' Zustand nicht verborgen geblieben war und der wusste, welch scharfes Messer das ständige Hin und Her der Ungewissheit für ihr Leben war, stellte den Fall als von dem Hauptprozess getrennt dar, verwies auf die Nichtigkeit der Gelübde des Herrn von Bembibre und erklärte, dass es unrecht sein könnte, ihn in den Prozess hineinzuziehen und für eine Körperschaft mit verantwortlich zu machen, die ihn gar nicht zu ihren Mitgliedern zählen durfte. So berechtigt derartige Argumente auch waren, fanden sie in der Seele der Richter doch nicht den vollen Widerhall, den sowohl das Ersuchen des Fürsprechers als auch Doña Beatriz' Glück verlangten. Zum einen drängte es die Prälaten, den Prozess zu betreiben und über den großen Fall zu urteilen, der ihnen weit wichtiger dünkte als das Schicksal eines einzelnen Menschen, und zum anderen hatten sie angesichts der geringen Last der Anklage gegen die Tempelritter keinerlei Bedenken, Don Álvaro in die Hauptverhandlung einzubeziehen, bei der es in jedem Fall stets die Möglichkeit geben würde, der gebührenden Ausnahme Rechnung zu tragen.

So blieben die Bemühungen, die der gute Abt, der Meister Don Rodrigo, der Komtur Saldaña, sein Verwandter Hernán Ruiz Saldaña und insbesondere Don Juan Núñez de Lara einmütig unternommen hatten, allesamt fruchtlos; letzterer war eigens nach Salamanca gekommen, sowohl, um seine edle Gesinnung unter Beweis zu stellen, als auch aus dem Wunsch, das große Unrecht wiedergutzumachen, das er Don Álvaro in Tordehumos angetan hatte.

Erhabenen Seelen kommen die Träume des Ehrgeizes gewöhnlich teuer zu stehen, und ein gutes Beispiel dafür war Don Juan de Lara, dem die Kunde von Don Álvaros Kummernissen und sein unbesonnener Entschluss, dem Tempelorden beizutreten, schmerzliche Reue bereiteten. Ohne die sträfliche Kabale, deren Opfer auch er geworden war, würde Don Álvaro frei sein von dem Verdross der Vergangenheit und den Ängsten der

Gegenwart, und welche Prüfungen und Bitterkeiten seiner Liebe er auch hätte bestehen müssen, letzten Endes wäre sein Schicksal nur von Doña Beatriz' Treue und Edelmut abhängig gewesen, und so hätten sich seine schönen Hoffnungen gewiss erfüllt, wie sie es verdienten.

Dies alles, das ihm die Stimme seines Gewissens laut und deutlich vorhielt, grämte ihn über die Maßen, und am liebsten hätte er sich mit der Hälfte seiner noch verbleibenden Lebensjahre und den besten seiner Ländereien von solcher Bekümmernis losgekauft. Aber noch etwas anderes bedrängte lebhaft seine Seele und trieb ihn zum Handeln, nämlich die Listen und Intrigen, deren sich der Infant Don Juan, seit der Belagerung von Tordehumos sein geschworener Feind, zum entgegengesetzten Zwecke bediente. Schwerwiegende Gründe, darunter das Wohlergehen und der Frieden Kastiliens, hatten ihn davon abgehalten, sich mit ihm zu duellieren, wie er es zunächst vorhatte, doch die Vorstellung, bei dieser Gelegenheit seine Bemühungen zu durchkreuzen und seine Pläne zunichtezumachen, spornte seinen ohnehin entschlossenen Willen zusätzlich an.

Wie dem auch sei, all diese gute Vermittlung entbehrte jeder Grundlage, denn da Don Álvaro anwesend war, hätte gewöhnlich er selbst gegen das Unrecht protestieren müssen, das man angeblich an ihm verübte; doch weder die Autorität seiner alten Freunde und seines Onkels noch die Fürbitten aller in Salamanca versammelten Ordensritter noch das eindringliche Ersuchen Don Juan de Laras und nicht einmal die Stimme der Leidenschaft, die, in seiner Brust kaum verstummt, mit Heftigkeit erwachte, jetzt, da die Stimme der Hoffnung erklang, vermochten ihn zu solch einem Schritt zu bewegen. Der Gedanke, seinen Fall von dem Prozess gegen seine Wahlbrüder zu trennen, erschütterte ihn in seinem stolzen Ehrgefühl derart, dass seine Fürsprecher bald gänzlich von ihren Bemühungen abließen. So zögerte er, Opfer jener edlen Illusion von Großmut und ritterlicher Tugend, der er sein ganzes Leben lang hinterhergelaufen war, selbst auf unbestimmte Zeit das freudvolle Ereignis hinaus, von dem alles Glück abhing, das ihm in der Welt noch beschieden sein konnte.

Schließlich wurde der Prozess eröffnet, und der Meister Don Rodrigo, Saldaña und die ältesten Ritter erschienen vor den Bischöfen, um sich anzuhören, wessen man sie beschuldigte, Anklagepunkte, über die man heutzutage lachen würde, die aber zu jenen finsternen Zeiten im gemeinen Volk ein fürchterliches Echo fanden, und das umso lauter, je phantastischer sie waren.

Es wurden die Angaben verglichen, die jeder Prälat vor Beginn des Konzils zusammengestellt hatte, und neue Zeugen vernommen. Es fehlte nicht an jenen, die gegen die Tempelherren aussagten und ihnen dieselben Verbrechen vorwarfen, die den Orden in Frankreich ins Verderben gestürzt hatten, insbesondere Habsucht bei den Almosen und die kärgliche

Schlichtheit und Würdelosigkeit ihres Gottesdienstes. Die meisten von ihnen waren von den Feinden dieser ruhmvollen Einrichtung bestochen worden, andere von einem unwissenden und fanatischen Eifer getrieben, und es schien, dass sie sich gegenseitig noch ansportelten bei diesem Werk des Unrechts, welches die natürliche Folge der niederträchtigen Verleumdungen war, die die Augen des stets nach Neuigkeiten dürstenden, an eigentümlichen und bösen Vorstellungen ebenso reichen wie an Urteilskraft und Anstand armen Volkes blendeten.

Die Ritter, allein gelassen in diesem immer heftiger tobenden Sturm, verteidigten sich gleichwohl maßvoll und mit tapferer Gelassenheit, darauf bedacht, auch angesichts derartiger Niedertracht und Falschheit ihre stolze Würde zu bewahren.

Don Rodrigo, als Oberhaupt des Ordens, war die Zielscheibe aller Angriffe, nicht aus Hass gegen seine Person, denn seine Klugheit, seine Höflichkeit und seine strengen Tugenden waren in aller Munde, sondern weil man durch die Demütigung seines weisesten und höchsten Vertreters die Grundfesten des Ordens zu unterhöhlen und seine Rehabilitation unmöglich zu machen gedachte. Doch flöbte der Meister durch sein Alter und jenen Rest an Stolz und Macht, der ihm noch immer auf der Stirn geschrieben stand, solchen Respekt ein, dass Zeugen mehr als einmal vor der Strenge seines Blickes ängstlich zurückwichen.

Der Komtur Saldaña hatte größere Mühe, sich gegen die Angriffe auf ihn zur Wehr zu setzen, die zwar nicht so gebündelt, dafür aber umso erbitterter und heftiger waren.

Unsere Leser werden sich gewiss noch daran erinnern, wie bei dem Sturm auf Cornatel ein naher Verwandter des Grafen durch einen Steinschlag gestorben war, der ihm den Schädel zertrümmerte, und ein weiterer wenig später an der Außenmauer durch die Axt des alten Kriegers. Ebenso werden sie sich daran erinnern, wie das Banner der Familie Castro in die Burg geschleift wurde, heruntergerissen durch die Hand Don Álvaro von dem Zelt, über dem es wehte.

Dies allein waren schon schmerzliche Kränkungen, die die Mitglieder eines so stolzen Geschlechts nur schwer vergessen konnten, aber das unglückliche Ende ihres Anführers hatte in ihren Herzen einen unerbittlichen Hass auf die Tempelritter entzündet, insbesondere auf Saldaña als Urheber ihrer Entehrung und Trauer.

So eilten sie, kaum dass die Ritter vor Gericht geladen waren, nach Salamanca, wo sie der Last der allgemeinen Anklage noch die ihres Grolls und ihrer Beschuldigungen hinzufügten.

Als sie an der Reihe waren, trugen sie den Patres ihre Beschwerde vor und bezichtigten Saldaña, sich zur Verteidigung seiner Burg schwarzer Magie bedient zu haben, in offensichtlicher Missachtung der Befehle seines

Königs und rechtmäßigen Herrn. Sie warfen ihm Hochmut vor, mit dem er die Forderungen des verstorbenen Grafen zurückgewiesen habe, und besonders dessen grässlichen Tod, der mit geltendem Kriegerrecht nicht vereinbar sei. Beltrán de Castro, einer der engsten Verwandten, der sich noch nicht mit der Schmach der Niederlage hatte abfinden können, trug alle diese Punkte entschlossen und mit großer Besonnenheit vor, wobei er die Ereignisse jenes unheilvollen Tages auf seine ganz eigene Weise darstellte.

„Komtur Saldaña“, wandte sich der Erzbischof von Santiago an ihn, „bekennt Ihr Euch zu den Anschuldigungen, die Beltrán de Castro gegen Euch vorbringt?“

„Ehrwürdige Patres“, antwortete der Greis, „nicht aus Aufsässigkeit oder Treulosigkeit weigerten wir uns, die Weisungen unseres Monarchen zu befolgen, sondern aus gerechter Notwehr. Ruhmreiche Ritter wie uns hätte der Graf von Lemus nicht so behandeln dürfen, den ich achte, weil ihn der oberste Richter bereits verurteilt hat. Er wollte den Krieg, weil er darauf sann, sich für Kränkungen zu rächen, die ich und einer unserer edelsten Ritter ihm, leider völlig zu Recht, zugefügt haben. Er liebte die Gefahr, und daran ging er zugrunde ... möge seine Seele in Frieden ruhen. Was nun die Schwarzkunst betrifft, die Ihr uns vorwerft, Herr Hidalgo“, fuhr er fort und wandte sich mit spöttischem Lächeln an Beltrán, „so trübte die Furcht wohl Euren Blick und Euren Verstand zugleich, denn Ihr verwechselt unsere afrikanischen Sklaven mit Dämonen und hieltet das Pech, Teer und siedende Öl, mit dem wir Euch den Schädel übergossen, für Flammen der Hölle.“

Der Galicier verlor alle Farbe, als er diese Schmähung vernahm, und heftete zähneknirschend seine glühenden Augen auf den greisen Ritter. Seine Hand fuhr unwillkürlich zum Griff seines Schwertes, doch fiel ihm gleich wieder ein, wo er sich befand, und so bezähmte er die Aufwallungen seines Zorns.

„Ereifert Euch nicht, Herr Hidalgo, der Ihr so aus dem gefälltten Baum Brennholz schlagen wollt“, entgegnete der Komtur im selben bissigen Ton. „Ereifert Euch jetzt nicht darüber, dass Euer Mut damals jenen unglücklichen Gebirglern so wenig nützte, die Ihr ohne Erbarmen ins Gemetzel schicktet, und dass der Herr von Bembibre nur mit einer Handvoll Ritter Eure ganze Reiterei vernichtete, Euer Lager plünderte und Euer Banner herunterriss und hinter sich her schleifte, ohne dass Ihr, Eurer Überzahl zum Trotz, imstande gewesen wäret, ihn daran zu hindern. Welche Meinung hattet Ihr von den Soldaten des Tempelordens und einem alten Ritter, der in Akko für das Heilige Kreuz kämpfte, bis es die Übelgesinnten zu Boden warfen, als Fußabtreter für die Pferde des Sultans? Pah, Ihr seid wie die Geier und Krähen, gerade mutig genug, Euch am Aas zu laben.“

„Herr Ritter“, redete der Erzbischof von Santiago ihn ernst an, „Ihr habt Euch noch immer nicht zum Hauptanklagepunkt geäußert: dem Tod des

edlen Grafen von Lemus ... Trifft der Vorwurf zu?“

„Und ob er zutrifft“, antwortete Saldaña mit einer Stimme, die wie Donner in dem Saal widerhallte, „und wenn ich ihn noch tausendmal in die Hände bekäme, so würde ich ihm ebenso oft wieder das Leben entreißen. Ja, ich packte ihn am Gürtel, als er bewusstlos zu meinen Füßen niederfiel, stieg mit ihm auf eine der Mauerzinnen und warf ihn zu seinen Leuten hinunter, mit den Worten: ‚Da habt ihr euren tapferen und edlen Anführer!‘“

„Er hat es gestanden! Er hat es gestanden!“, jubelten die Verwandten des Toten.

„Komtur Saldaña“, fuhr Beltrán fort, „ich klage Euch des Verrats an, denn nur indem Ihr den Cabrerer Cosme Andrade bestacht, konntet Ihr von den Plänen des unglücklichen Grafen Kunde haben.“

„Ihr lügt, Beltrán de Castro!“, rief da eine Stimme aus der dichten Menge, die zusammenzurücken begann, wie um jemanden durchzulassen.

Tatsächlich sprang nach kurzem Aufruhr und einigem Hin und Her unter den Leuten ein Gebirgler in langem Lederwams und Sandalen und mit einem Jagdmesser am Gürtel wie ein Damhirsch in den für Angeklagte, Ankläger und Zeugen bestimmten Bereich.

„Ihr, Andrade?“, rief Castro aus, überrascht von dem unerwarteten Erscheinen des Mannes.

„Ja, ich bin es, ich, der Bestochene, wie Ihr sagt, elender Schurke“, antwortete der Gebirgler zornig. „Ihr scheint verwundert, mich hier zu sehen! Ihr glaubtet mich wohl fern, als Ihr so schändlich von mir sprach! Irgendein Engel muss mich wohl geleitet haben, als ich Euch in Salamanca sah und mich vor Eurem Blick versteckt hielt, um Euch jetzt aus der Fassung zu bringen, jetzt, da ich die Niedertracht der Castros kenne! Oh, meine armen Landsleute und Gefährten, die ihr eure Gebeine im Graben von Cornatel liebet, kommt herbei und holt euch den Lohn von diesen Verrätern! Ich bestochen! Und womit soll ich bestochen worden sein, Unwürdiger? Oder nennt Ihr es Bestechung, wenn man den Abhang hinunterrollt und sein Leben weit öfter aufs Spiel setzt als Ihr?“

„Ihr habt hundert Goldmünzen von dem Komtur erhalten“, entgegnete Beltrán wieder etwas gefasster, wenn auch verwirrt ob der Angriffe des Gebirglers, der ihn anging wie ein verwundetes Wildschwein.

„Gewiss habe ich das“, antwortete Andrade unschuldig, „aber er gab sie mir in guter Absicht, und habe ich auch nur eine davon behalten, seelenloser Lügner? Habe ich sie nicht alle und noch dazu reichlich von meinem eigenen Geld an die Witwen derer verteilt, die dort für die Launen Eures Grafen gestorben waren? Oder meinst du, Andrade ist wie dein verfluchter Herr, der für eine Stadt mehr seine Ritterehre und das Blut der Seinen verkaufte? Sei froh, dass wir vor diesen Männern Gottes stehen, denn sonst hätte mein Jagdmesser längst die Verstecke deines Herzens durchsucht.“

„Beruhigt Euch doch, Andrade“, sagte der Bischof von Astorga, „und erzählt uns, was Ihr wisst, denn Euer Hiersein kann uns nicht gelegener kommen.“

„Ich, ehrwürdige Patres“, antwortete er mit seiner üblichen Schlichtheit, „bin nichts als ein armer Hidalgo aus den Bergen, der mehr davon versteht, Rehe zu jagen und mit Bären zu kämpfen, als von den Dingen der Justiz; nie aber habe ich Angst gehabt, die Wahrheit zu sagen, und sei es auch in Gegenwart des Heiligen Vaters. Hier nun also, was ich gesehen und erlebt habe; sicher wird dem keiner etwas hinzufügen noch es bestreiten wollen.“

Wie bereits erzählt, wurde der ehrenwerte Andrade, als ihn Millán vom Burgturm hinabstürzte, von einigen schützenden Zweigen aufgefangen. Glücklicherweise befanden sie sich unweit der Mauer, und so konnte er fast alle Worte vernehmen, die Don Álvaro und der Graf zu Anfang wechselten, und bekam alles mit, was anschließend geschah, als der Komtur herbeigeeilt war, bis der galicische Fürst schließlich verrenkt und zerfetzt zum Ufer des Baches hinabrollte. Und so hinterließen seine Aussage, in der er den Edelmut Don Álvaros so sehr betonte, und die Herzlichkeit, mit der er von der Hilfe erzählte, die er von Saldaña und seinen Rittern ohne Säumen erhalten hatte, einen so günstigen Eindruck bei den Patres, dass die Ankläger Saldañas nicht nur verstummten, sondern, tief beschämt und verlegen, gar nicht schnell genug aus dem Gerichtssaal kommen konnten.

„Kurzum, heilige Patres“, schloss der Gebirgler, „wenn gute Taten bestechen, dann erkläre ich mich hier und vor Gott für bestochen, denn offen gestanden haben mich diese guten Ritter mit ihnen derart für sich gewonnen, dass ich, als ich von ihrer Gefangennahme hörte und fürchtete, es würde ihnen so ergehen wie in Frankreich, wobei mir auch die Lügen des Grafen wieder in den Sinn kamen, nach Ponferrada eilte und dem Komtur anbot, ihn bei mir in Cabrera zu verstecken und gegen alle Welt zu verteidigen. Ich weiß nicht, ob das gut oder schlecht war, aber ich würde es immer wieder tun, denn er hat mir zweimal das Leben gerettet, und wie mein Vater, Gott hab ihn selig, zu sagen pflegte: ‚Dankbarkeit ist ein Zeichen von Edelmut.‘“

„Herr von Bembibre“, sagte darauf der Generalinquisitor und wandte sich an Don Álvaro, „obwohl ich in dieser Gegend fremd bin, ist mir der gute Ruf, den Ihr hier wegen Eures Mutes und Eurer Ritterlichkeit genießt, doch nicht unbekannt. So sagt denn, bei Eurem Glauben und Eurem Ehrenwort, ob es wahr ist, was Andrade aussagt.“

„Bei meiner Ehre, ich schwöre, dass sein Mund die Wahrheit gesprochen hat“, antwortete der junge Mann und legte dabei die Hand aufs Herz. „Nur eines hat der gute Cosme vergessen zu erwähnen, nämlich, dass er auch mir, obwohl er mich gar nicht kannte, die edle Gastfreundschaft zuteilwerden lassen wollte, die er dem Komtur Saldaña anbot.“

„Ja, schon“, antwortete der Gebirgler fast verschämt, „aber das wenige Gute, das einer tut, muss man ja nicht gleich überall herumposaunen. Und als Ihr unser Lager in Cornatel überfiel, habt Ihr keinem der Meinen auch nur ein Haar gekrümmt, und die, die Wunden davongetragen hatten, habt Ihr so großzügig beschenkt, als wäret Ihr ein Kaiser. Um zum Schluss zu kommen, heilige Patres“, fuhr er fort und wandte sich mit ebenso viel Achtung wie Ungezwungenheit an das Konzil, „wenn Ihr an meinen Worten zweifeln solltet, so lasst ganz Cabrera herkommen, und es wird sie bestätigen.“

„Das ist nicht nötig“, sagte darauf der Bischof von Astorga, „denn die vertraulichen Informationen, die die Geistlichen dieser Gegend auf mein Geheiß hin zusammengestellt haben, stützen Eure Aussage. In dieser Verhandlung, der letzten von allen, die vor diesem heiligen Rat geführt worden sind, soll nun das Urteil fallen, außer meine Brüder haben etwas dagegen einzuwenden.“

„Verwandte des Grafen von Lemus“, rief der Erzbischof von Santiago, „wollt Ihr die Anklage aufrechterhalten, neue Beweise vorlegen und der Urteilsverkündung beiwohnen?“

„Ich für meinen Teil und im Namen meiner Familie ziehe die Anklage zurück“, antwortete Beltrán de Castro verärgert, „behalte mir jedoch vor, sie wieder aufzunehmen, sobald ich gewichtigere Beweise vorbringen kann.“

„Ihr hättet einen Gerichtskampf fordern sollen“, sagte Saldaña mit unveränderter Bitterkeit, „und sei es auch nur, um die Heldentaten zu wiederholen, deren wir oberhalb von Río Ferreiros Zeuge wurden.“

Beltrán führte damals die Reiterei des Grafen an, und von dem Strom der Flüchtenden mitgerissen, konnte er seiner Bemühungen zum Trotz nichts ausrichten, so dass er, wiewohl keineswegs feige, sein Ansehen in Frage gestellt sah. Nichts hätte ihn daher tiefer und schmerzlicher treffen können als die giftige Andeutung des Komturs. Und so sagte er, vor Wut stammelnd und mit schwefelgelbem Gesicht:

„Sobald sie Euch freilassen, werde ich Euch zum Duell herausfordern, und dann werden wir ja sehen, was wahrer Mut und was nur Kampfglück ist!“

„Mir steht dieses Duell zu!“, antwortete Don Álvaro. „Da Ihr die Kränkungen des Grafen von Lemus auf Euch genommen habt, werde ich Euch in dem Kampf gegenüberreten.“

„Nein, ich“, entgegnete Andrade, „der ich vor so vielen Leuten beleidigt worden bin.“

„Ich werde es mit Euch dreien aufnehmen“, rief Beltrán in demselben Ton.

„Ihr Ritter“, sagte der apostolische Inquisitor, „es wird Euch gewiss nicht unbekannt sein, dass es vor der Justiz keine Kränkungen oder

Ehrverletzungen gibt. So betrachtet das Geschehene denn als nichtig und folgenlos, und Ihr, Beltrán, solltet, da Ihr Eure Anklage vernünftigerweise aufgebt, in Euer Land zurückkehren, denn Gottes hohe Richtsprüche gilt es nicht durch Akte der Rachsucht und des Grolls ändern zu wollen, die, werden sie an Unterlegenen verübt, stets von Niedertracht zeugen.“

Diese ernsten Worte, in einem Ton gesprochen, der an die Seele rührte, änderten vielleicht nichts an den böswilligen Absichten der Castros, zeigten ihnen aber wenigstens ihre Machtlosigkeit auf; so kam es, dass sie ebenso eilig wie beschämt den Gerichtssaal und gleich darauf Salamanca verließen, wo sie den Lohn gefunden hatten, der Übelgesinnten gebührt: Abneigung und Verachtung.

Noch eine andere Frucht hatte ihre blinde Verfolgung hervorgebracht, nämlich die Unschuld der Tempelritter so deutlich werden lassen, dass sich nun selbst deren erbittertste Feinde mit heimlichen Machenschaften und Ränken begnügen mussten.

In Ansehung des gesamten Verfahrens und nach reiflicher Überlegung erklärte das Konzil die Tempelritter einstimmig in allen Anklagepunkten für unschuldig, behielt die letztgültige Entscheidung jedoch dem Heiligen Stuhl vor.

Mit diesem Urteil retteten die Tempelritter die Ehre ihres Namens, das Einzige, worauf sie inmitten des tobenden Sturms, dem sie ausgeliefert waren, noch hoffen konnten, das ihnen aber weit wichtiger war als ihr Besitz und ihre Macht. Des einen wie des anderen beraubt, blieb ihre Lage bis zu dem Generalkonzil ungewiss, das nach Vienne in der Dauphiné einberufen war, wo dem gesamten Orden ein für alle Mal der Prozess gemacht werden sollte. Und es gab kaum mehr Hoffnung für die Tempelritter, seit der Stern ihrer Macht wie der Lucifer des Propheten vom Himmel herabgestürzt war.

—
D



Kapitel XXXIII

Während dies in Salamanca geschah, verging kein Tag, an dem Doña Beatriz, zwischen Hoffnung und Angst hin und her gerissen, nicht den Blick auf den Weg nach Ponferrada gerichtet hielt und in jedem Bauern einen Boten zu erkennen glaubte, der ihr Kunde über das Schicksal ihres Geliebten und des Ordens bringen würde. Die natürliche Erhabenheit ihres Geistes ließ sie stets die Ehre für das höchste aller Güter erachten, und man kann wohl sagen, dass sie damals an Don Álvaros Ehre dachte und nicht an sein Glück. Wenig vermochte selbst das verleumderischste Urteil, das man gegen ihn erlassen würde, an ihrer Gesinnung zu ändern, denn die reine und vertrauensvolle Liebe, die noch immer in ihrem Herzen loderte, duldete weder Zweifel noch Argwohn; die Vorstellung jedoch, einen so edlen und ehrliebenden jungen Mann schändlicher Pein, vielleicht sogar dem Tod ausgeliefert zu sehen, ließ ihr Tag und Nacht keine Ruhe.

Trotz allem brachten die tröstenden Worte ihres Vaters, der Eintritt der schönen Jahreszeit und der Einfluss, den jene friedlichen und malerischen Orte auf ihr Gemüt ausübten, nach und nach eine Besserung ihres Gesundheitszustandes und schienen ihre Besorgnis und ihre Ängste zu lindern.

Der See hatte das Grün seiner Umgebung und die Heiterkeit seiner Wasser zurückerlangt; die wieder belaubten Baumreihen an seinem Ufer dienten zahllosen Nachtigallen, Ringel- und Turteltauben als Unterschlupf, die die Lüfte mit ihrem Singen und Gurren erfüllten; die trüben Sturzbäche des Winters hatten sich in reine und leise vor sich hin plätschernde Rinnsale verwandelt; die nun milden und wohltuenden Winde trugen aus den Bergen den Duft blühender Zistrosen und Ginstersträucher herunter; Wildenten und Blässhühner flatterten im Binsendickicht, wo sie ihre Nester bauten, und selbst der bis dahin verhangene und trostlose Himmel begann, sein Blau mit jenen leicht getönten Schleierwolken zu übersäen, die zu dieser Jahreszeit in den Morgen- und Abendstunden den Horizont zieren.

Der Monte Aquiana hatte seinen glänzenden Kopfputz aus Schnee verloren, und nur in den dunkelsten Felsspalten waren noch ein paar weiße Flecken übriggeblieben und bildeten ein prächtiges Mosaik. Kurzum, die ganze Natur zeigte sich so schön und lieblich, als erwachte sie aus dem Schlaf des Todes zu einem ewigen Leben in grüner Üppigkeit.

So wie das Wasser der Flüsse die verschiedenen Farben des Himmels annimmt, so erscheint das Schauspiel der äußeren Welt in den Tönen, die die Seele in ihrer Freude oder ihrem Schmerz auf sie überträgt. Die bitteren Schicksalsschläge, die Doña Beatriz erlitten hatte, und ihre Zurückgezogenheit im Kloster hatten die natürliche Heiterkeit ihrer Seele in

tiefe Melancholie verwandelt, die, durch ihr Leiden noch verstärkt, einen undurchsichtigen Schleier über die ganze Schöpfung legte. Früher waren ihre Gedanken ein glänzender Kristall gewesen, der allen scheinbar noch so geringen Gegenständen Leben und Farben verlieh, denn die Liebe erfüllte ihre Phantasie mit dem Schatz ihrer heitersten Hoffnungen, und sie ihrerseits breitete sie verschwenderisch über die Szenen aus, die sich ihren Augen darboten, doch jetzt, da der Zauber verflogen und die Blumen ihrer Seele verdorrt waren, hatte sich alles verdunkelt. Die Welt, von den Stränden der Einsamkeit aus betrachtet und durch das Prisma der Tränen, bietet nichts als trüben Glanz und welkes Laub.

Eines Nachmittags, als sie auf dem Aussichtsturm des Landhauses wieder einmal solchen Gedanken hingegeben war und ihren Blick zerstreut über den kristallklaren See schweifen ließ, trat ihr Vater zu ihr, während sie gerade zu der Burg von Cornatel hinüberschaute, die wie ein Wachturm auf ihrem Gebirgskamm thront. Sie bemerkte nicht, wie sich Don Alonso ihr näherte, und hing weiter ihren Grübeleien nach.

„Woran denkst du, Beatriz“, fragte er sie mit seiner gewohnten Zärtlichkeit, „dass du mich nicht bemerkt hast?“

„Ich dachte daran, Señor“, antwortete sie und fasste sich mit der Hand an ihre Lippen, „dass mein Leben nicht erst achtzehn Jahre währt, sondern schon so lange wie das Eure. Ich hatte einen Geliebten und habe ihn verloren, ich hatte eine Mutter und habe sie verloren, ich hatte einen Gemahl und habe auch ihn verloren“, fügte sie hinzu und zeigte auf die Burg. „Zweimal bin ich aus dem väterlichen Haus verbannt worden; Don Álvaro, all seiner Hoffnungen beraubt, flüchtete sich in den Kriegerstand eines mächtigen Ordens und ging mit ihm zugrunde. Wie haben sich binnen nur eines Jahres so viele Ereignisse auf das schwache Gewebe meines Lebens häufen können? Was ist des Menschen Ruhm, wenn ihn der Wind über Nacht so leicht fortwehen kann? Mein Glück welkte im vergangenen Jahr dahin wie die Blätter an den Bäumen. Jetzt tragen die Bäume wieder Blätter! Und ich frage sie: Was habt ihr mit meiner Gesundheit und meiner Freude gemacht? Sie aber wiegen sich nur heiter im Wind, und wenn ich doch irgendeine Antwort in ihrem verworrenen Gemurmel vernehme, so ist es eine Stimme, die zu mir sagt: ‚Der Baum des Herzens hat nur wenige Blätter, und wenn sie herabfallen, bleibt er kahl und starr zurück wie eine Grabessäule.‘“

„Meine Tochter“, entgegnete der Greis, „erinnerst du dich, dass der Herr eine Quelle aus dem Inneren eines Felsens entspringen ließ, damit sein Volk trinken konnte?¹¹ Wie also kannst du an seiner Macht und Güte zweifeln? Geht es dir schlechter? ... Heute Morgen sah ich dich nicht wie sonst in den Gärten spazieren gehen ...“

¹¹ Exodus 17,6.

„Immerhin“, antwortete sie, „kann ich schon ein gutes Stück ohne Martinas Hilfe gehen, und gewöhnlich schlafe ich nachts auch die eine oder andere Stunde. Ich vertraue auf Gott, dass sich mein Zustand mit jedem Tag bessert und ich bald von den Leiden der Seele und des Körpers geheilt sein werde.“

Da fiel der Kummerleidenden ein, dass ihr Vater ihr zuhörte, und so bediente sie sich wieder der Verstellung; doch waren ihre tröstenden Worte so weit von dem entfernt, was sie fühlte, dass sie unweigerlich mit einem Seufzer endigte. Der Greis warf ihr einen ebenso traurigen wie durchdringlichen Blick zu, und nach einem kurzen Augenblick des Schweigens sagte er wehmütig:

„Beatriz, lange schon bemerke ich, wie du dich mühest, aber du weißt nicht, dass mir jedes Mal ist, als durchbohrte ein spitzer Pfeil mein Herz. Was nützen mir diese leeren Worte? ... Du willst wohl noch das letzte Blatt vom Baum meiner Reue reißen und mir nicht einmal die Hoffnung seiner Früchte lassen! Besinne dich, meine Tochter, und denke daran, dass du die einzige Krone meines Alters bist. Ich bitte dich, lass ab von diesen Gedanken, die mir ein ständiger Vorwurf sind.“

„Oh, mein Vater!“, antwortete die junge Frau und warf sich ihm um den Hals, „lasst uns nicht mehr von meinen törichten Phantastereien sprechen, die ich nicht immer im Zaum zu halten weiß. Wollen wir nicht einen Spaziergang am See machen?“

„Hör mir erst noch etwas zu“, entgegnete der Greis, „und erzähl mir von deinen Zweifeln und Ängsten. Was beschäftigt und bekümmert dich so schmerzlich, wo uns der Abt von Carracedo in seinen Briefen doch versichert, dass das Gericht in Salamanca ein günstiges Urteil fällen wird? Wie kannst du daran zweifeln, dass Don Álvaro von seinen Gelübden entbunden wird, wo die weisesten Männer sie doch für null und nichtig erachten?“

„Ich zweifele an meinem Glück, weil es das meine ist“, antwortete Doña Beatriz, „und weil Don Álvaro zu mächtig und zu edel ist, um nicht den Argwohn seiner Feinde zu wecken. Und wisst Ihr denn nicht, dass sich der Infant Don Juan alle Mühe gibt, damit die Tempelritter hier dasselbe Schicksal ereilt wie in Frankreich? Meine Sorgen sind nur allzu berechtigt. Dieser aufsehenerregende Prozess geht über meine Kräfte und erfüllt noch die wenigen Stunden des Schlafes, die mir vergönnt sind, mit unheilvollen Bildern. Neulich träumte ich, wie Don Álvaro in der Mitte eines Platzes an einen Pfahl gebunden und von Brennholz umgeben war, und das Volk, statt sich seinem üblichen Geschrei hinzugeben, starrte ihn stumm vor Entsetzen an. Er trug das weiße Gewand seines Ordens, und sein Gesichtsausdruck war nicht von dieser Welt. Plötzlich wurde das Holz angezündet, und die Menge stieß einen Schrei aus; ich aber blickte ihn durch die Flammen hindurch an und sah, wie seine Kleidung immer weißer und sein Antlitz immer schöner

wurde. Doch schließlich verfärbte sich sein Gewand rußschwarz und seine Gesichtszüge verzerrten sich vor Schmerz. Und er heftete seinen Blick auf mich und rief mit schmerzerfüllter Stimme: „Ach, Beatriz, das sollte die Festbeleuchtung unserer Hochzeit sein!“ Da fühlte ich, die ich wie versteinert gewesen war, neue Kraft in meine Glieder dringen und lief mitten durch die Flammen zu ihm hin, um ihn loszubinden, doch kaum war es mir gelungen, da stürzten wir beide in die Glut. Dann wachte ich auf, zitternd wie ein Blatt im Wind, in kalten Schweiß gebadet und so heftig atmend, dass ich dachte, ich stürbe. Deshalb bin ich heute etwas trauriger und niedergeschlagener als sonst, aber das Schicksal findet mich auf alles vorbereitet.“

Don Alonso sah ein, dass seine Argumente in dieser Situation wenig nützen würden; so reichte er seiner Tochter nach einem Augenblick des Schweigens die Hand und sagte:

„Es ist ein herrlicher Nachmittag. Du hast Recht, wir sollten ihn nutzen.“

Die junge Frau erhob sich sogleich und ging, auf den Arm ihres Vaters gestützt, zu dem Steg hinunter, wo eine leichte Feluke mit Tauwerk und Seidenwimpeln, auf denen das Wappen des Tempelordens prangte, auf sie wartete. Sie stiegen ein, und drei Burschen aus der Gegend begannen, so kräftig zu rudern, dass das anmutige Boot schnell und majestätisch dahinglitt, eine lange Spur hinter sich lassend, auf der sich die Sonnenstrahlen in tausend winzigen Funken und Lichtpunkten zu brechen schienen.

Martina, die im Landhaus geblieben war, sah kopfschüttelnd und mit traurigem Blick der Feluke nach, in der ihre Herrin, mit einem im Wind flatternden, sehr feinen weißen Oberrock bedeckt und mit gelöstem Haar, einer Seenymphe glich. Dem armen Mädchen, das ihr mit so viel Liebe und Umsicht gedient und beigestanden hatte, war es nicht gelungen, sich von Angst und Sorge zu befreien, denn als Doña Beatriz' nächste Vertraute kannte sie ihren Zustand besser als jeder andere. Eigentlich stand es um ihre Gesundheit schon besser, doch sie wusste um den tödlichen Kummer, den ihr Don Álvaro's ungewisses Schicksal bereitete, und dass an ihm ihre ganze Hoffnung hing. Und da Traurigkeit weit ansteckender ist als Fröhlichkeit, hatte die gute Martina nicht wenig von ihrer Schönheit und Anmut verloren, und sogar der Glanz ihrer blauen Augen war etwas verblasst.

So geschah es, als sie gerade tief in Gedanken versunken war, dass sie schwere Schritte hinter sich vernahm; sie wandte den Kopf und erblickte keinen Geringeren als unseren alten Bekannten Mendo, den Reitknecht, der mit derselben Miene herbeigeeilt kam, die ihn unsere Leser schon damals hatten aufsetzen sehen, als er seiner Herrin in Arganza die Ankunft des Templers und seines Begleiters meldete. Martina, die seitdem nicht gut auf ihn zu sprechen war, empfing ihn ungeduldig und stürnrunzelnd.

„Martina, Martina“, sagte er hastig, „es muss etwas vorgefallen sein, denn vom Turm aus habe ich Leute oben auf der Anhöhe von Río Ferreiros

gesehen.“

„Ach was“, antwortete sie gleichgültig, „bestimmt wieder so eine Sache wie damals. Was kümmert es uns, wenn Leute kommen? Kommen an Markttagen nicht immer Bauern aus Ponferrada?“

„Aber das sind doch keine Bauern!“, entgegnete er mit seiner üblichen Trägheit. „Ich habe Banner an ihren Lanzen gesehen, und die Sonne glänzte auf ihren Helmen, dass es die Augen blendete! Ich sage dir, es sind Bewaffnete, und sie bringen irgendeine Nachricht.“

„Nun, dann hättest du besser daran getan, ihnen entgegenzureiten und dich rasch zu erkundigen“, erwiderte Martina, die Mendo nur allzu gern wieder losgeworden wäre.

„Das hätte ich ja gern“, sagte er, „aber der alte Nuño wollte heute unbedingt auf Gitano ausreiten, dem einzigen Pferd, das mir zusagt, und so bin ich eben hiergeblieben. Aber sieh nur, da ist er ja“, fügte er hinzu und zeigte auf die Stelle am Ufer, wo der Jäger entlangritt, „und was für eine Anmut! Was für ein herrschaftlicher Gang! Was ist bloß in den Alten gefahren, dass er das Pferd ohne Not derart antreibt, als wäre es sein Galicier?“

Der Reitknecht blieb mit offenem Mund stehen und sah dem Lauf seines Lieblingssperdes nach, bis er einen Schrei ausstieß und mit einer Heftigkeit, die ihm eigentlich völlig fremd war, rief:

„Da sind sie! Sieh doch nur, Martina ... dort unten, bei den Eichen, am Dorfeingang ... Siehst du sie denn nicht?“

„Ja doch, ich sehe sie“, antwortete das Mädchen, das nun ganz Auge war. „Aber was bringen sie wohl?“

„Was weiß ich?“, entgegnete Mendo. „Meine Güte! Fast ganz Carucedo ist gekommen! Hör nur, wie die Knaben und selbst die jungen Männer schreien und herumspringen ... Na, dann muss es wohl etwas Fröhliches sein.“

„Gott steh mir bei, was mag es denn nur sein?“, fragte das Mädchen wieder, von Neugierde ergriffen.

„Jetzt kommt Nuño und spricht mit ihnen. Beim heiligen Jakobus, der Alte ist verrückt geworden! Hast du gesehen, wie er seine Mütze in die Luft geworfen hat? ... Jetzt winken sie alle der Feluke zu ... Da ist sie ... Beim Leib Christi, wie schneidig sie rudern! ... Die am Ufer haben es aber ganz schön eilig ... Hast du jemals so ein Jubelgeschrei und so ein freudiges Winken gesehen?“

Tatsächlich näherte sich das Boot schnell den winkenden und laut rufenden Leuten jeden Alters und Geschlechts, über denen Bewaffnete zu Pferde hervorragten; dennoch entsprach das Tempo der Feluke nicht der Ungeduld Nuños, der seinem edlen Streitross beidseitig die Sporen gab und es so stürmisch in den See trieb, dass sich eine große Wassersäule erhob, die ihn bis auf die Knochen nässte, worauf Mendo wütend und mit geballter Faust drohte und fluchte:

„Ah, du Wilder, du Schuft! So gehst du mit dem edelsten und besten Pferd deines Herrn um? Aber bei meinem Namen, dich trifft ja keine Schuld, sondern den, der seine Tore von Eseln bewachen lässt! Bei meiner Seele, wenn du noch einmal auf ihm reitest, will ich ein Maure sein!“

„Pech für dich und deine Klepper“, rief Martina verärgert, „jetzt sei doch mal still, vielleicht können wir ja etwas verstehen, und lass mich in Ruhe zusehen.“

Das edle Ross, gehorsam und ergeben wie alle von guter Rasse, schwamm mit seinem Reiter wacker zu der Feluke, und hier nun überbrachte Nuño heftig gestikulierend die Botschaft, die ihn in solche Eile versetzt hatte. Doña Beatriz, die aufgestanden war, um ihn besser hören zu können, und deren schlanke, anmutige Gestalt sich in ihrem weißen Kleid wie die eines Schwans gegen die bläuliche Oberfläche des Sees abhob, streckte die Arme zum Himmel empor und sank dann sofort mit zusammengeschlagenen Händen auf die Knie, als würde sie dem Allmächtigen Dank sagen wollen. Ihr Vater, außer sich vor Freude, umarmte sie innig; dann holte er einen Beutel hervor, der ihm am Gürtel hing, nahm etwas heraus und gab es Nuño, der daraufhin eilig zum Ufer zurückkehrte und das Geld unter den Bauern verteilte; das nämlich war es, wie unsere Leser schon vermutet haben werden, was er von seinem Herrn erhalten hatte. Damit wurden der Beifall und die Hochrufe noch lauter, während die Feluke zu den Eichen steuerte, wo der Herr von Arganza ans Ufer sprang, einen der Gekommenen mit einer Umarmung begrüßte und ihn einlud, mit ihm und seiner Tochter weiterzufahren, die auch hervortrat und ihm die Hand gab. Die übrigen, allen voran Nuño, begaben sich im Eilschritt zu dem Landhaus, eine Weile noch gefolgt von den Jubelrufen aller Kinder von Carucedo.

Da rief Martina, die diese Szene, deren Bedeutung sie sofort verstand, mit Tränen in den Augen verfolgt hatte:

„Tausend Dank sei Gott, denn die Tempelritter sind freigesprochen, und wir müssen nicht mehr um den edlen Don Álvaro fürchten. Aber was machst du denn hier noch, du Schlafmütze?“, fuhr sie Mendo an, der wie entgeistert dastand. „Siehst du denn nicht, dass sie gleich da sind? Geh und kümmere dich um die Pferde.“

Den beliebten Reitknecht reute Don Álvaros Freisprechung nicht, denn jetzt, da sich seine Pläne, dem Grafen von Lemus zu dienen, mit dessen Tod in Rauch aufgelöst hatten, glaubte er, dass keiner besser geeignet wäre, ihn zu ersetzen, als der Herr von Bembibre; doch sein Problem war ein anderes: Da Herr und Diener in seinen Augen ein und dieselbe Person waren und er nicht von seinen Liebesabsichten Martina gegenüber abgerückt war, sah er mit diesem Ausgang das ganze Luftschloss seiner Gedanken einstürzen. So kam es, dass er, von dem Mädchen so lebhaft angetrieben, die Treppe hinunterlief und vor sich hin brummte:

„Na, das ist ja eine schöne Bescherung, wenn dieser Wichtiguer von Millán wieder ins Haus kommt und Gitano durch die Nässe rotzkrank wird und ein halbes Jahr lang nicht geritten werden kann!“

Martina ihrerseits lief zum Steg hinunter, wo ihre Herrin kurz darauf ans Ufer sprang, in Begleitung ihres Vaters und jenes Überbringers guter Nachrichten, der niemand anderes war als unser lieber Freund Cosme Andrade.



Kapitel XXXIV

Der ehrenwerte Gebirgler, der Zeuge gewesen war, wie der Prozess gegen die Tempelritter trotz der unverhohlenen Feindseligkeit der Castros und den geheimen Machenschaften des Infanten Don Juan und anderer Herren einen glücklichen Ausgang genommen hatte, war entschlossen, in sein Cabrera zurückzukehren, von wo er schon länger fort war, als er gehofft hatte. Da die Lage der Tempelritter nach der Beschlagnahme ihrer Besitztümer so misslich war, kam er auf das Angebot zurück, das er dem Komtur bereits in Ponferrada gemacht hatte, diesmal jedoch mit größerem Eifer als je zuvor: Er betonte mit seiner schlichten Herzlichkeit, wie glücklich seine Frau über den Besuch wäre, was für einen Gefallen er ihm täte, wenn er seine Söhne in der Kriegskunst unterweisen würde, wie herrlich er sich bei der Jagd vergnügen könnte, und besonders, dass ihn von allen Seiten Friede und Verehrung umgeben würden. Aber der Greis blieb unnachgiebig, als hätte er einen Entschluss gefasst, den keine Macht der Welt zu brechen imstande wäre, und so musste der gute Hidalgo seine Reisevorkehrungen treffen, ohne dass sich sein lebhafter Wunsch erfüllt hätte.

Als der Tag der Trennung gekommen war, versammelten sich die Ritter vor den Toren Salamancas, um sich von Cosme zu verabschieden und ihm öffentlich zu bekunden, wie dankbar sie ihm für sein edles Verhalten waren. Eigentlich ein geringer Lohn, wäre ihm durch den aufrichtigen Willen der Tempelritter nicht ein so hoher Wert verliehen, denn niemand hatte sich so tapfer für die Verteidigung des Ordens eingesetzt wie dieser einfache Mann aus den Bergen, noch hatte es Zeugenaussagen gegeben, die in den Augen jener frommen Männer so großes Gewicht besaßen wie die seine.

Sein Edelmut zeigte sich in aller Deutlichkeit, als er sich fast als Einziger gegen die aufgebrachte Meinung seiner abergläubischen Zeitgenossen wandte und nicht zögerte, sich im Kampf Mann gegen Mann mit dem mächtigen Geschlecht der Castros anzulegen.

Und da ein edler Charakter etwas unbeschreiblich Einnehmendes an sich hat, gewann er trotz der Vorurteile und des Hasses, mit denen man auf jenen Ritterorden blickte, die meisten der Herzen im Nu; so verließ er Salamanca überhäuft mit Lob und Gefälligkeiten jeglicher Art.

Schließlich war der Augenblick des Aufbruchs gekommen, und da schenkte ihm der Meister, nachdem er ihm so innig gedankt hatte, dass der gute Gebirgler, der lebhaften Farbe auf seinen Wangen nach zu urteilen, ganz verlegen geworden war, ein herrliches, reich aufgezümmtes Pferd aus arabischer Zucht. Am liebsten hätte er auf das Geschenk verzichtet, dies aber war angesichts der noblen Dankesbezeugung der Krieger nicht möglich.

Bevor er aufsaß, nahm er Saldaña beiseite und bat ihn mit Tränen in den Augen nochmals, er möchte doch mit ihm nach Cabrera kommen, was dieser wiederum ablehnte, ohne jedoch eine gewisse Rührung verbergen zu können. Schließlich, nach vielen Umarmungen und Tränen, bestieg der Gebirgler sein neues Reittier und verließ das edle Salamanca, begleitet von einigen Lanzenrittern des Abtes von Carracedo, die ins Bierzo zurückkehrten.

Wie dem auch sei, die frohe Kunde, deren Überbringer er war, ließ ihn den Kummer des Abschieds vergessen, denn die Briefe, die ihm der ehrwürdige Mönch für den Herrn von Arganza mitgegeben hatte, und die Ereignisse, von denen er als Augenzeuge berichten konnte, würden an den malerischen Ufern des Sees von Carucedo zweifellos Freude verbreiten.

Und er täuschte sich nicht, wie wir soeben gesehen haben, denn die friedlichen Dorfbewohner, die den Templern nur Gutes zu verdanken hatten, empfingen die Nachricht von ihrer Freisprechung mit der größten Begeisterung. So kam es, als er den Fuß wieder an Land setzte, nachdem ihn der Herr von Arganza mit offenen Armen begrüßt und er die zarte Hand jener Dame gehalten hatte, die allem Kummer und Leiden zum Trotz noch immer ihre einzigartige Schönheit und ihren Liebreiz bewahrt hatte, dass der gute Jäger gar nicht wusste, wie ihm geschah, und vor lauter Freude ganz neben sich stand.

Da die Sonne schon unterging, als sich die Begegnung ereignete, von der gerade die Rede war, brach Don Alonso das Siegel des Schreibens erst auf, als sie wieder im Landhaus waren.

Der tugendhafte Abt setzte ihn darin über verschiedene Einzelheiten des Prozesses und des Urteilspruchs in Kenntnis, empfahl Andrade seiner Gastfreundschaft und beteuerte schließlich, dass es angesichts der Gesinnung der auf dem Konzil versammelten Patres nahezu gewiss sei, dass Don Álvaro von all seinen Gelübden entbunden würde. Der Brief endete mit einigen Gedanken voll Salbung und Trost, einem lebhaften Abbild der Barmherzigkeit, die in seiner Seele wohnte, trotz seines ungemein strengen Charakters.

Natürlich mussten für den Überbringer so guter Neuigkeiten Feste und allerlei Lustbarkeiten veranstaltet werden, und umso mehr, als Don Alonso diesen Mann, ein Muster an Rechtschaffenheit und alten Tugenden, von Herzen schätzte.

So kam es, dass an den Tagen, die er im Landhaus verbrachte, die Jagd- und Angelausflüge, die Festmahle und Tänze kein Ende fanden. Trotzdem sehnte sich der Gebirgler, der noch nie so lange von zu Hause weg gewesen war, danach, das Gesicht seiner Frau und das Spiel seiner Kinder wiederzusehen, und so verabschiedete er sich nach einer Woche von seinem edlen Gastgeber und dessen reizender Tochter, um in seine heimischen

Berge zurückzukehren. Doña Beatriz schenkte ihm ein paar kostbare Armreife aus Gold und Edelsteinen für seine Frau und Don Alonso eine schöne Jagdausrüstung mit einem silberbesetzten Horn. Und als höchste Ehre begleitete er ihn noch eine gute Wegstrecke, bis sie sich schließlich mit den herzlichsten Bezeugungen der Freundschaft voneinander trennten.

In seiner Seele fand Andrade den schönsten Lohn für seine Taten, doch auch die Zuneigung, die er durch sie in allen edlen Gemütern erregt hatte, schmeichelte ihm.

Unter diese Gefühle mischte sich zudem ein wenig Eitelkeit, denn er war zum Helden jener Ereignisse geworden, wodurch die Achtung, die er seit jeher unter seinen Leuten genoss, noch gewachsen war und sich zu Staunen und Bewunderung gesteigert hatte.

Nach dieser unerwarteten Wendung wich bei Doña Beatriz die äußerste Seelenangst der äußersten Hoffnung und Freude. Sie sah ihren Geliebten nicht nur freigesprochen und wieder in Ehren gesetzt, sondern auch von seinen Gelübden entbunden, hingebungsvoller und verliebter denn je zu ihr zurückkehren und wie die Morgenröte die Tore des Lichts zu dem strahlenden und ewig währenden Tag ihrer Liebe aufstoßen. Von nun an schien es, als durchströmte neue Lebenskraft ihren geschwächten und müden Körper und als gewänne ihr Blick nach und nach seine Heiterkeit zurück. Ihre Wangen nahmen wieder etwas Farbe an, und all ihren Reden war anzumerken, dass die Zuversicht in ihre Seele zurückgekehrt war. Törichte Hoffnungen, an denen der Wunsch ihres Herzens gewiss einen größeren Anteil besaß als die Realität der Dinge, denn Don Álvaro's Schicksal hing noch immer von dem Urteil eines Gerichts ab, und weder der Verstand noch die Religion raten dazu, allzu großes Vertrauen in die Unbeständigkeit der menschlichen Angelegenheiten zu setzen.

Diejenigen, die auf die Verurteilung und Bestrafung der Tempelritter hofften, nämlich der kastilische Hof und die Mehrheit der hohen Adelsvertreter, fühlten, obwohl sie sich schon ihres Besitzes und sogar ihrer Leute bemächtigt hatten, ihr Misstrauen und ihre Ängste wiederkehren, kaum dass die Ritter von den gegen sie erhobenen Anschuldigungen freigesprochen waren. Deshalb verdoppelten sie ihren Eifer und ihre Bemühungen, um zu verhindern, dass die traurigen Überreste jenes erlauchten Ordens wie die Schlange aus der Sage wieder zusammenwüchsen und ins Leben zurückkehrten. Das wirksamste Mittel, sie vollends zu zerschlagen, jetzt, da sie handlungsunfähig und ihrer Reichtümer beraubt waren, bestand darin, ihre Bündnisse zu sprengen, die zwar gering an der Zahl, aber gerade deshalb besonders stark waren und unter deren Schutz sie ihre Restauration versuchen könnten; und sollte ihnen dies nicht gelingen, so würden sie zumindest die Herren, die noch immer mit den Templern in Freundschaft standen, so weit als möglich schwächen und unschädlich

machen.

Unter diesen unheilvollen Umständen wurde Don Álvaro's Fall dem Gericht vorgelegt. Obwohl alle wussten, dass allein die Bitterkeit der Enttäuschung ihn in die Einsamkeit des Klosters getrieben hatte, war ihnen doch auch klar, dass er seine Gelübde, aus welchen Gründen auch immer sie für nichtig gelten mochten, freiwillig abgelegt hatte und seinen Brüdern niemals die geschworene Treue versagen würde. Somit stand fest, dass von ihm, wenn er aus seinen religiösen Fesseln befreit würde und in einem Land, wo der Tempelorden so tief verwurzelt war, wieder Herr seiner Besitztümer wäre, große Gefahren ausgehen könnten, und umso mehr, wenn er sich schließlich mit dem mächtigen Haus von Arganza verbinden sollte.

Da Don Álvaro seinen Fall zum anderen nicht von dem Prozess gegen den Tempelorden hatte trennen wollen, nicht einmal für das Glück, das ihm weniger der Abt von Carracedo und seine Freunde als vielmehr sein eigenes Herz verhiess, musste man davon ausgehen, dass er, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu böte, versuchen würde, die Ehre seiner Brüder wiederherzustellen und das an ihnen verübte Unrecht zu vergelten.

Gewöhnlich verabscheut man jene, denen man grundlos Leid zugefügt hat, denn ihre Gegenwart stellt einen heftigen Vorwurf dar und quält unerbittlich das Gewissen, und aus diesem Grund hegte auch der Infant Don Juan einen blutigen Groll gegen Don Álvaro. Wie sehr musste es ihn da beunruhigt haben, als er gewahrte, dass sich jenes Band, das er durch Doña Beatriz' Vermählung mit dem Grafen von Lemus schon einmal durchtrennt hatte, nun wie von unsichtbarer Hand wieder zusammenfügen könnte. Also hatte er sich noch am Tag der Urteilsverkündung wieder seinen Ränken und Machenschaften zugewandt und versuchte, die Bischöfe dazu zu bringen, dass sie Don Álvaro zum Tempelritter erklärten und ihn so, ohne ihn vorher von seinen Gelübden zu befreien, dem alles entscheidenden Urteil des Heiligen Stuhls unterwarfen. Damit würde er erreichen, dass Don Álvaro weiterhin besitzlos wäre und die berühmte Ritterschaft jede Hoffnung aufgeben müsste, ihre Lage unter dem Schutz eines mächtigen und tapferen Herrn zu verbessern, während die Zeit und der Verfall, in den sie geraten waren, ihrem Ruhm und Glanz ein für alle Mal ein Ende bereiten würden. Nur so würde er seine Gier nach der reichen Beute des Ordensbesitzes stillen können.

Er stieß dabei jedoch auf große Hindernisse, und es war gewiss nicht das kleinste, dass gerade er sich so eifrig in die Urteilsfindung einbrachte, denn sein Ruf konnte nicht schlechter sein, obwohl er sich mit der Würde und dem Pomp des Königs, seines Neffen, umgab. Zum anderen hatten die aufrichtigen Aussagen Don Álvaro's, der Ansehen und Leben seiner Brüder schon für gerettet hielt, die Zweifel an dessen Ehrenhaftigkeit verstummen lassen; die Briefe des Infanten an Don Juan Núñez, die die teuflische Kabale

von Tordehumos enthüllten, die Bemühungen dieses guten Ritters, der sein Verhalten innig bereute und sehnlich wünschte, es wiedergutzumachen, und die edle Uneigennützigkeit Saldañas, der sich zu Gunsten des Herrn von Bembibre ohne zu zögern selbst anklagte, den Tempelmeister zu seiner Aufnahme in den Orden genötigt zu haben, bildeten ein mehr als hinreichendes Gegengewicht gegen die Intrigen und Machenschaften jenes bösen Ritters. Nicht über die Frage von Staatsführung und guter Politik hatten die kastilischen und portugiesischen Prälaten zu urteilen, sondern einzig und allein über die Frage der Gerechtigkeit, und so verkündeten sie ihren Entschluss, Don Álvaro freizusprechen. Auf diesem festen Fundament ruhten die Hoffnungen des Abtes von Carracedo und Doña Beatriz' arglose Zuversicht.

Bedauerlicherweise dachte der vom Papst gesandte Inquisitor anders über diesen Fall, und ohne seine Zustimmung konnte das Glück jener unglücklichen Liebenden nicht besiegelt werden. Unter dem Einfluss des Königs von Frankreich stehend, wie bereits erwähnt, beteiligte sich auch Clemens V. an der Verfolgung der Tempelritter; die Politik, und weniger der Hass, hielt ihn auf diesem seines heiligen Amtes unwürdigen Pfad, und da er sich um sie mehr als um alles andere kümmerte, waren die päpstlichen Legaten über seine Pläne wohl unterrichtet und fest entschlossen, sie in die Tat umzusetzen. Als Aymerico, der apostolische Inquisitor, daher bemerkte, dass sich die Patres in Salamanca allein der Gerechtigkeit verpflichtet sahen und geneigt waren, Don Álvaros Gelübde für nichtig zu erklären, ward er von denselben Ängsten ergriffen wie der Infant Don Juan und begann, Einwände gegen die Entscheidung des Konzils vorzubringen. Doch seine Hinterlist nützte ihm wenig, und bald musste ein Urteil über dieses Zwischenspiel im großen Prozess gegen den Tempelorden gefällt werden.

Der Urteilspruch entband Don Álvaro von den Gelübden des Gehorsams und der Armut, den einzigen, die ihn an den Orden fesselten, und gab ihm all seine Besitztümer und Rechte zurück, doch konnte er das gute Werk der frommen Prälaten nicht krönen. Das Gelübde der Keuschheit und Reinheit, die stärkste Fessel von allen, blieb nämlich der besonderen Gerichtsbarkeit des päpstlichen Legaten unterworfen. Ihm zufolge müssten die anderen zwar für nichtig erklärt werden, doch nur, weil sie sich letztlich alle auf eine nicht mehr bestehende Sachlage bezögen; dieses hingegen sei als rein individuelle Verpflichtung weder der Zeit noch den Umständen geschuldet und somit freiwillig abgelegt worden.

Diese Erklärung entsprach wie so viele andere, die sich auf eine kleinliche und pharisäerhafte Auslegung der Gesetze stützen, scholastischer Theologie, entbehrte jedoch völlig des Mitgefühls und der Güte, denn die innere Nichtigkeit seines Gelübdes würde Don Álvaro wohl kaum zur Erfüllung der damit eingegangenen Pflichten stärken, und zum anderen

konnte die Macht der Religion keinem edleren Zweck dienen, als die Schäden des Unrechts und der Niedertracht zu tilgen. So vernarrt jene Epoche auch in solche scholastischen Feinheiten war, diese Argumente waren so offensichtlich und die Forderung entsprach so sehr dem Geist des Evangeliums, dass die Bischöfe den Inquisitor mit äußerstem Nachdruck baten, kraft seiner außerordentlichen Befugnisse die letzte Hürde zu beseitigen, die dem Glück zweier wegen ihres unheilvollen Schicksals und ihres edlen Charakters so schätzenswerter und hoch zu achtender Menschen im Wege stand, Don Álvaro damit für seine Kriegsverdienste in Andalusien und Tordehumos zu danken und zugleich zwei berühmte und alte Geschlechter vor dem Aussterben zu bewahren.

Aber gerade diese Argumente waren es, die den Inquisitor davon abhielten, der Forderung stattzugeben, denn hatte er schon nicht den Urteilsspruch verhindern können, der Don Álvaro wieder in den Stand eines unabhängigen Herrn setzte, blieb ihm, um seine Macht einzudämmen, nur noch übrig, die ersehnte Verbindung mit dem Haus von Arganza zu vereiteln. Ein neuerlicher Beweis dafür, wie Politik und gewissenlose Staatsrason die berechtigtesten Hoffnungen zerstören und seelischer Leiden spotten.

Auf seinem Vorsatz beharrend, überhörte Aymerico nicht nur die Forderungen des Abtes und der Prälaten, sondern auch die Bitten eines großen Teiles der Ritter, die, angeführt von Don Juan Núñez de Lara und voller Zuneigung zu Don Álvaro, alles unternahmen, um ihm den Weg ins Glück zu ebnen. Und so erging das Urteil, dass das betreffende Gelübde gültig und bindend sei, bis der Heilige Vater auf dem Generalkonzil, das in Vienne, in der Dauphiné, abgehalten werden sollte, entschiede, was am gerechtesten sei.

Um die Bitterkeit dieses Urteilsspruchs ein wenig zu mildern, bot der Inquisitor an, bei der letztinstanzlichen Entscheidung dieses Falls, über den günstiger zu urteilen ihm, wie er sagte, sein Gewissen nicht erlaubt habe, seine guten Beziehungen zum römischen Hof geltend zu machen. Doch niemand ließ sich hiervon täuschen. Da auf dem Konzil von Vienne nahezu alle Bischöfe der Christenheit erwartet wurden und die unzähligen Teilverhandlungen des großen Prozesses gegen die Tempelritter sämtlich zu beurteilen wären, vermochte sich keiner recht vorzustellen, wie lange es dauern würde und ob es überhaupt jemals zu einem Ende gelangen könnte.

Allgemein war der Kummer, den dieses Urteil hervorrief, doch besondere Bitterkeit empfanden der Abt, der Meister, Saldaña und Don Juan Núñez de Lara, wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Den guten Mönch grämte es, dass seine Bemühungen vergeblich gewesen waren, und die alten Ritter, mitanschen zu müssen, wie Don Álvaro seine letzte Hoffnung begrub; bei Lara schließlich vermischte sich der Schmerz mit der

lebhaftesten Reue, und von ihnen allen verdiente er vielleicht am meisten Mitgefühl.

Was den unglücklichen jungen Mann selbst betrifft, so war von ihm nur eine Klage zu hören, nämlich die, sein Schicksal endgültig von dem der Tempelritter getrennt zu sehen, jetzt, da auch der letzte Talisman zerstört worden war, der ihm Macht und Ehren hätte angenehm machen können. Bis zu dem Tag, an dem er in Begleitung des Abtes ins Bierzo zurückkehren musste, verlor er nicht ein einziges Wort mehr über sein Geschick, dann aber, und insbesondere, als er sich von Saldaña verabschiedete, ließ er seinem Schmerz freien Lauf und verfluchte tausendfach den Tag seiner Geburt. Der Alte tröstete ihn, so gut er konnte, ermahnte ihn, stark zu sein, und malte ihm die große Zukunft aus, die ihm bei seiner Jugend noch bevorstehe. Sowohl er als auch der Meister und nahezu alle Ritter wurden in abgelegene Klöster gesperrt, bis die Entscheidung des Papstes einträte; so reiste Don Álvaro, nachdem er den Segen seines Onkels und die Umarmungen Saldañas und seiner Gefährten empfangen hatte, zusammen mit dem Abt von Carracedo aus Salamanca ab, hilflos und traurig wie nie zuvor.

Nach so vielen Enttäuschungen und harten Lektionen, nach so vielem Hin und Her in seinem eigenen Herzen und auf den verworrenen Wegen der Welt, vermochte das Licht der Hoffnung nur mehr unstedt und trüb die Finsternis seiner Seele zu erhellen. Doña Beatriz' Zustand war ihm nicht verborgen geblieben; er dachte mit Schrecken daran, wie sehr die jüngste Wendung sie treffen würde, und an dieser Ahnung, an dieser inneren Stimme zerschellten all die tröstenden Worte des Abtes. Dieselben Ängste und Sorgen bedrängten zweifellos auch die Seele des Greises und raubten seiner Stimme die nötige Sicherheit, um Mut und Zuversicht einzuflößen. Daher wurde es eine sehr verdrießliche und schweigsame Reise.

Der Mönch hatte sich zu dem Landhaus in Carucedo begeben wollen, um Doña Beatriz persönlich auf die harte Probe vorzubereiten, die ihr das Schicksal erneut auferlegte, aber nach reiflichem Bedenken hielt er es für klüger, sich in Bembibre auszuruhen und Don Alonso von dort aus brieflich über das Geschehene zu unterrichten.

Millán war mit der unverhofften Kunde von der Rückkunft seines Herrn vorausgeeilt, und so kam ganz Bembibre herbei, um ihn zu begrüßen; denn keiner der hiesigen Leute hatte je aufgehört, für seine glückliche und baldige Heimkehr zu beten und seine väterliche Autorität zu vermissen. Don Álvaro versuchte wie immer, diese schlichten Beweise der Wertschätzung zu erwidern, doch ein jeder sah bekümmert, wie sehr der Gram sein Gesicht entstellt hatte. Die Garnison, die die Burg im Namen des Königs besetzt hielt, übergab sie unverzüglich ihrem rechtmäßigen Herrn, und nicht wenige der Soldaten, die Don Álvaro auf dem Feldzug nach Tordehumos begleitet

hatten, nahmen rasch ihre Posten ein. Der ganze Tag und noch manche der folgenden vergingen mit Tänzchen und Lustbarkeiten jeglicher Art, denn alles in Bembibre war zu seiner alten Fröhlichkeit zurückgekehrt. Alles außer dem Herzen Don Álvaros!

Kapitel XXXV

Doña Beatriz' Hoffnungen waren angesichts dieser sonderbaren Ereignisse wie die Blüten des Mandelbaums, die gleich bei der ersten Frühlingsbrise aufknospen, ihren Schoß den Sonnenstrahlen öffnen und binnen einer einzigen Nacht im Todeshauch des Frostes vergehen. Ihre des Leidens überdrüssige Seele und ihre von den Angriffen des Schmerzes zerrüttete Gesundheit stürzten sich, kaum dass sich die strengen Fesseln lösten, zu der Quelle des Guten und der Freude, um ihren brennenden Durst zu löschen, nicht ahnend, dass sie dort, wo sie so wohltuende Frische und Linderung zu finden hofften, die Bitternis neuen Drangsals erwartete.

Der gute Don Alonso war nicht sehr erfreut über die voreilige Sicherheit, in der sich seine Tochter wiegte, aber dank dieser kehrten ihre Kräfte so merklich zurück und schien sich auch ihr Gedächtnis derart von den Erinnerungen an die traurige Vergangenheit zu läutern, dass er nicht den Mut aufbrachte, ihren schönen Traum zu zerstören, der ihn von seiner schlimmsten Befürchtung befreite.

Der alte Arzt aus Carracedo zeigte sich höchst zufrieden mit der Wendung, die die Krankheit nahm, und da die Nachrichten, die aus Salamanca eintrafen, sämtlich eine blühende Zukunft verhießen, konnte nichts die Natur in ihrem wohlthätigen Werk aufhalten.

Inzwischen hatte sich der Frühling in voller Pracht entfaltet, und sein Einfluss trug ebenfalls zur Besserung der Kranken bei, indem er ihren Geist mit den heiteren Szenen der Landschaft erfüllte und ihrem Herzen mit seiner lieblichen Stimmung einige Linderung brachte. Die Natur gewann mit jedem Tag an Schönheit und Anmut, und in ihr fand Doña Beatriz' zarte und leidenschaftsvolle Seele eine unerschöpfliche Quelle süßester Empfindungen.

Eines Morgens, als sie in Begleitung ihres Vaters und ihrer Dienerin weite Teile des Seeufers zu Fuß und mit dem Boot durchstreift hatte, ließ sie sich schließlich unter einer Kastanie nieder, um sich ein wenig auszuruhen. Eine Turteltaube gurrte traurig in den Ästen; ein Holzfäller, der nicht weit entfernt mit seiner Axt auf den Stamm eines wilden Ölbaums einschlug, begleitete seine Arbeit mit einer lieblichen Weise, und in der Mitte des Sees, der von einer sanften Brise leicht gekräuselt war, wiegte sich ein kleiner Nachen, in dem ein einsamer Bauer saß. Der Himmel war klar; die gerade aufgegangene Sonne erfüllte die Landschaft mit reinstem Licht, und nur in einer etwas schattigeren Bucht schien sich ein bläulicher Nebelstreif vor ihren Strahlen zu verbergen.

Die drei schwiegen, als fürchteten sie, mit ihren Worten die Ruhe dieses friedlichen Schauspiels zu stören. Da fiel Don Alonso ein schimmernder

Punkt in die Augen, der sich von Carucedo her näherte, und als er genauer hinsah, erkannte er einen bewaffneten Reiter, der im Trab auf sie zukam und dessen Helm und Harnisch in der Sonne hell glänzten. Seit Tagen hatte der edle Herr von Arganza keine Nachrichten mehr aus Salamanca erhalten, und so hielt er den Mann für einen Sendboten des Abtes.

Der Fremde, der die unweit am Seeufer befestigte Feluke und die Gruppe unter dem Kastanienbaum bemerkt hatte, ritt geradewegs auf sie zu, schwang sich behände vom Pferd und überreichte Don Alonso einen Brief mit dem Siegel des Abtes von Carracedo. Dieser öffnete ihn rasch, und nach wenigen Zeilen wich alle Farbe aus seinem Gesicht, seine Knie begannen zu zittern, und als schwänden ihm die Sinne, stützte er sich gegen den Baumstamm und ließ das Papier fallen. Doña Beatriz bückte sich blitzschnell, hob es auf und begann mit geweiteten Augen zu lesen. Da schien ihr Vater gleich wieder zu sich zu kommen, stürzte auf sie zu, um ihr das Schreiben aus den Händen zu reißen, und schrie:

„Lies es nicht, lies es nicht, es wird dich umbringen!“

Sie aber, ohne die Augen von dem unheilvollen Brief abzuwenden, wich zur Seite aus und las weiter, bis sie schließlich einen fürchterlichen Seufzer ausstieß und bewusstlos in die Arme ihrer getreuen Dienerin sank. Der Bote eilte ihr sofort zu Hilfe, und auch die Ruderer sprangen herbei, aber Don Alonso und Martina hatten sie schon wieder an den Baumstamm gelehnt, und letztere hatte sich auf die Erde gesetzt und hielt den Kopf ihrer Herrin auf dem Schoß. Darauf begannen sie ihr Gesicht mit Wasser zu benetzen, das sie in einem Krug aus dem See holten, und ihr jede mögliche Hilfe zu leisten, doch vergebens: Weder erlangte sie ihre Besinnung zurück noch ließ die keuchende Atmung nach, die im Innersten ihrer Brust zu brodeln schien. Dann und wann stieß sie ein tiefes Wehklagen aus und fasste sich mit beiden Händen ans Herz, als wollte sie sich von einer schweren Last befreien, die sie erdrückte, während reichlicher Schweiß ihr von der Stirn troff und ihren ganzen Körper bedeckte.

In diesem Zustand verbrachte sie eine ganze Weile, bis Don Alonso einsah, dass ihr Anfall ernsthafte Behandlung erforderte, und beschloss, sie in die Feluke zu setzen und unverzüglich zu dem Landhaus zurückzukehren. Sie schafften sie gemeinsam mit größter Vorsicht in das Boot und erreichten, schnell rudern, bald den Anlegesteg, von wo sie sie mit derselben Behutsamkeit in ihr Bett brachten. Zum Glück war der alte Arzt aus Carracedo zugegen, der sogleich zu ihr eilte, sorgfältig ihre Atmung und ihren Puls prüfte und sie, ohne Zeit zu verlieren, zur Ader ließ. Damit begann die furchtbare Müdigkeit von ihr abzufallen, und kurz darauf schlug sie die Augen auf und ließ ihren Blick, wenn auch unstet, ohne einen bestimmten Gegenstand zu fixieren, im Zimmer umherwandern. Schließlich erlangte sie ihre Besinnung vollends wieder, doch stand sie noch immer

unter dem Eindruck ihres fürchterlichen Anfalls, und so lauteten ihre ersten Worte:

„Luft! Mehr Luft! Ich ersticke!“

Der Mönch stürzte zu den Fenstern und riss sie weit auf.

„Ach! Noch immer fühle ich hier einen Druck, als lastete ein Berg auf mir!“, rief sie, während sie verzweifelt rang, sich aufzurichten, und auf die linke Seite ihrer Brust deutete.

Martina, der Mönch und ihr Vater betteten sie etwas höher, indem sie hinter ihr ein paar Kissen auftürmten. In dieser Haltung gewann sie allmählich ihre Ruhe zurück, und die laue Luft, die durch die Fenster strömte, ließ sie wieder zu Atem kommen. Da erwachte in ihr die Erinnerung an die Szene, die sich gerade abgespielt hatte; sie heftete ihre verstörten, vor Fieberglut glänzenden Augen auf ihren Vater und fragte:

„Was ist mit dem Brief und dem Boten? ... Gebt mir das Schreiben, ich habe es noch nicht zu Ende gelesen! ... Wo versteckt Ihr es? Ich sehe es nicht!“

„Tochter! Ach, meine Tochter!“, antwortete der Alte. „Brich mir nicht das Herz. Was suchst du in diesem ruchlosen Schreiben?“

„Den Brief! Den Brief!“, entgegnete sie mit blinder, eigensinniger Hartnäckigkeit, ohne auf die Worte ihres Vaters zu achten.

„Gebt ihn ihr und widersprecht nicht“, flüsterte der Arzt ihm zu, „er kann ihr nicht noch mehr Leid antun, als er es ohnehin schon getan hat.“

Don Alonso reichte ihr den Brief, und sie begann ihn mit außerordentlicher Wissbegier zu verschlingen. Er enthielt, wie unsere Leser vermuten werden, nichts anderes als das, was sie bereits wissen, doch ein unheilvoller Umstand wollte es, dass die Botschaft und Doña Beatriz' Hoffnungen so weit auseinanderklafften wie Himmel und Erde. Als sie ihn zu Ende gelesen hatte, ließ sie wie entkräftet die Hände auf das Bett sinken und richtete einen langen, wehmütigen Blick auf die Landschaft vor den offenen Fenstern. Einen Augenblick lang blieb sie in diese traurige Zerstreung versunken, bis sie schließlich einen tiefen Seufzer ausstieß und rief:

„Und doch ist mein Traum rein und schön gewesen: rein und schön wie dieser See, in dem sich der Himmel wie in einem Spiegel sieht, und wie diese Wälder und Berghänge voll Frische und Rauschen. Ich werde die Pracht dieses Jahres nicht überleben. Wie töricht von mir zu denken, die Natur lege ihr Festgewand an wie meine jugendliche Seele, um meinen Gemahl zu empfangen, wo sie es doch nur tut, um mir die letzte Ehre zu erweisen!“

„Und wie tausendmal töricht von mir“, entgegnete Don Alonso, „dich in dieser eitlen Hoffnung gelassen zu haben, die sich beim leisesten Windhauch verflüchtigen konnte!“

„Was hätte ich denn tun sollen, Vater?“, antwortete sie sanft. „Meine

Augen waren müde, des Nachts meinen Kummer zu beweinen, und als mir der Himmel einen Glücksschimmer zeigte, dachte ich, er würde andauern, denn ich hatte ihn um den Preis unendlicher Bitterkeit erkaufte. Ich fürchte den Tod nicht meinetwegen, aber wer wird Euch trösten, wer ihn, ihn, der mich so sehr geliebt hat?“

„Doña Beatriz“, sagte der Mönch ernst, „vor nicht allzu langer Zeit hat Euch die göttliche Barmherzigkeit selbst aus der Finsternis des Todes errettet, und ich weiß nicht, wie Ihr das bei Eurer Frömmigkeit so schnell vergessen und an der Macht Gottes derart zweifeln könnt. Andererseits habe auch ich gelesen, was in dem Brief meines ehrenwerten Prälaten steht, und sehe keinen Grund zu dieser Mutlosigkeit, wo doch der Inquisitor Aymerico seine Hilfe versprochen hat und sich beim Heiligen Stuhl für ein günstiges Urteil einsetzen will. Darauf müsst Ihr hoffen.“

„Ach, Pater!“, antwortete sie. „Wie könnt Ihr glauben, dass man in dem Labyrinth dieses ungeheuren Prozesses an das Blatt Papier denken wird, von dem meine Seelenruhe und mein Glück abhängen? Was kümmert die Potentaten der Welt das Schicksal einer unglücklichen jungen Frau, die vor Liebe und Kummer stirbt? Wer sieht nach dem Nest der Nachtigall, wenn der Orkan die Bäume des Waldes ausreißt?“

Als Don Alonso, der sich an das Fußende des Bettes gesetzt hatte, den Kopf zwischen die Hände gestützt und in tiefe Bekümmernis versunken, diese Worte hörte, erhob er sich wie von einem plötzlichen Einfall ergriffen, trat vor seine Tochter und antwortete mit entschlossener Miene:

„Ich, der ich dich verloren habe, ich werde dir Don Álvaro's Freiheit und euch beiden das Glück bringen! Ich werde nach Frankreich reisen, ich werde bis ans Ende der Welt gehen, und sei es barfuß und mit dem Pilgerstab in der Hand, und mich Papst Clemens V. zu Füßen werfen. Ich werde ihm von dem Blut erzählen, das mein Haus für den Glauben Christi vergossen hat, und ihn um das Leben meiner einzigen Tochter anflehen. Gleich morgen breche ich nach Vienne auf.“

„Ihr, Señor!“, rief sie erschrocken. „Glaubt Ihr denn, ich werde zulassen, dass Ihr Euch den Mühsalen einer so weiten Reise aussetzt und Euer weißes Haupt durch nutzlose Bitten verächtlich macht, nur wegen dieser unsinnigen Leidenschaft, die mir weder Gebete noch Tränen noch die Krankheit aus der Brust reißen konnten? Und bedenkt, mein Vater, dass es schon zu spät ist und Ihr bei Eurer Rückkehr nur den Rasen vorfinden werdet, der über dem Leichnam Eurer Tochter wächst. Lasst mich jetzt nicht allein!“

„Beatriz! Beatriz!“, antwortete der Greis in fürchterlichem Ton. „Bring mich nicht zur Verzweiflung und nimm mir nicht die Kraft, die ich für dein Wohl und das meine brauche. Morgen reise ich ab, denn mein Herz sagt mir, dass die Liebe und die Reue deines Vaters mehr auszurichten vermögen

als der unheilvolle Stern meines Hauses.“

Doña Beatriz wollte erwidern, doch Martina schlug die Hände zusammen und sagte mit großem Nachdruck zu ihr:

„Bei Gott, edle Señora, lasst ihn gehen, denn mir scheint, eine Stimme des Himmels spricht aus seinem Mund, und außerdem nehmt Ihr dadurch eine schwere Last von seinem Herzen.“

„Doña Beatriz“, sagte der Mönch ernst, „im Namen Eures Vaters, Eures Geschlechtes und all dessen, was Euch auf Erden lieb ist, rate ich Euch dringend, nehmt all Euren früheren Mut zusammen und beruhigt Euch, denn eine solche Aufregung kann Euch zu unendlichem Schaden gereichen.“

Und nach diesen Worten verließ er zusammen mit dem Herrn von Arganza das Gemach. Er ging einen Augenblick fort, um einen Trunk zuzubereiten, mit dem er das Fieber der Kranken in dieser Nacht zu lindern gedachte, und begab sich gleich darauf wieder zu dem betrübten Vater.

„Was habt Ihr vor?“, fragte er diesen.

„Ich will unverzüglich aufbrechen“, antwortete Don Alonso, „aber ich möchte, dass Euer Prälat herkommt, um bei meiner unglücklichen Tochter, die für einige Zeit schutzlos und verwaist bleiben wird, die Vaterpflichten zu übernehmen. Glaubt Ihr, sein Anblick könnte ihren Zustand noch verschlimmern, weil dadurch schmerzliche Erinnerungen in ihr geweckt würden?“

„Ganz im Gegenteil“, antwortete der Mönch, „zunächst müssen wir den herben Schlag mildern, der ihr heute versetzt worden ist, und ihn so gut als möglich aus ihrem Gedächtnis tilgen. Deshalb soll nicht bloß der Abt kommen, sondern auch Don Álvaro, und zwar möglichst rasch, denn seine Gegenwart vermag vielleicht mehr auszurichten als alle meine Mittel.“

„Ja, ja, ohne Zeit zu verlieren“, pflichtete ihm Don Alonso bei und blies in eine Art silberne Pfeife.

Sofort war der Jäger Nuño zur Stelle.

„Ist der Bote aus Bembibre schon wieder los?“, fragte ihn sein Herr.

„Nein, Señor“, antwortete der Alte ungezwungen, „er wird sicher noch auf den Botenlohn für die guten Nachrichten warten, die er überbracht hat.“

„Unwichtig“, entgegnete Don Alonso, „bring ihn unverzüglich her.“

Als der Diener, leise vor sich hin murmelnd, gegangen war, setzte sich sein Herr rasch hin und schrieb einen Brief an den Abt, in dem er ihn eindringlich bat, zusammen mit Don Álvaro so schnell wie möglich herzukommen. Er hatte ihn gerade zugemacht, als der Bote hereinkam.

„Schlechte Nachrichten hast du uns überbracht, mein Freund“, sagte der Herr von Arganza zu ihm.

„Ach, Señor!“, antwortete der Mann aufrichtig. „Das tut mir sehr leid. Hätte ich das gewusst, dann hätte ein anderer der Überbringer sein müssen.“

„Schon gut“, erwiderte Don Alonso, „nimm hier diese Münzen für deinen Botendienst, aber sag, bist du gut beritten?“

„Die Stute, auf der ich gekommen bin, ist schneller als der Blitz“, antwortete der Bote fröhlich, als er sich so großzügig belohnt sah.

„Nun, du sollst ihre Schnelligkeit unter Beweis stellen. Reite sofort nach Bembibre und überbringe diesen Brief hier dem Abt von Carracedo, und sollte deine Stute das nicht überstehen, darfst du dir eine von den meinen aussuchen, welche immer du willst.“

Ohne noch länger zu warten, band der Soldat sein Pferd los, sprang auf, galoppierte wie ein Wirbelwind davon und war schon bald nicht mehr zu sehen.

Im Laufe des Tages stieg Doña Beatriz' Fieber und ihre Besinnung trübte sich von neuem. Sie klagte über einen schmerzhaften Druck in der linken Seite und einen verzehrenden Durst; zuweilen schief sie ein, doch immer weckte ein ungeheurer Schweiß sie wieder auf. In diesen Wechselzuständen verbrachte sie den Nachmittag, und als es Nacht wurde, fiel ihr das Atmen immer schwerer; sie litt unter Anfällen von Fieberwahn und trank mit unaussprechlichem Verlangen große Mengen von dem herzkärkenden Mittel, das man für sie zubereitet hatte.

Ihr Vater und der alte Mönch verließen nur selten das Gemach; beide wachten schweigend und hingen den traurigsten Gedanken über das Leben der Kranken nach, das in voller Blüte dem nagenden Wurm des Unglücks anheimgefallen war. Bei jedem zusammenhangslosen Satz, der über ihre Lippen kam, trat Don Alonso näher an sie heran, als hätte er seinen Namen gehört, doch entweder verstummte sie sofort wieder oder warf ihm einen zerstreuten Blick zu und drehte sich von ihm weg, bald mit einem Seufzer, bald sonderbar lächelnd. Der unglückliche Vater zog sich dann traurig kopfschüttelnd zurück, setzte sich in eine Ecke des Zimmers und verfiel wieder in seine kummervollen Grübeleien.

Schließlich, als er vor Schlafmangel und Kummer keinen klaren Gedanken mehr fassen konnte, stieg er einen Augenblick auf den Aussichtsturm des Landhauses, um frische Luft zu schöpfen. Es war schon tiefe Nacht, und der Mond, der mitten am Himmel stand, schien zugleich auf dem Grund des Sees eingeschlafen zu sein. Bei seinem verschwommenen, fahlen Licht wirkten die Umriss der Berge und Felsen eigenartig sanft und wie von einem leichten Dunst umhüllt. Es regte sich kein Windhauch, und die lieblichen Töne einer Nachtigall, deren Lied aus der Ferne herüberscholl, verloren sich im Widerhall der Nacht.

Der Herr von Arganza konnte nicht umhin, den tiefen Gegensatz zu empfinden, den die Ruhe der Natur zu den Leiden seiner einzigen Tochter bildete. Da erinnerte er sich der Vorhersage des Abtes von Carracedo, und das brachte ihn so aus der Ruhe, dass er sich zitternd und voller Gram setzen

musste. Plötzlich schien ihm, als hörte er aus Richtung des Dorfes Carucedo ein Geräusch, das immer lauter wurde. Ein flüchtiger Lichtschimmer unter den Eichen reizte seine Neugierde noch mehr, und als er genauer hinsah, entdeckte er drei Reiter, zwei davon in Kriegsrüstung, die in stetem Galopp am Seeufer entlang auf das Landhaus zuhielten. Das Mondlicht, das kaum mehr erkennen ließ als ihre Umrisse, reichte, als sie etwas näher gekommen waren, doch aus, um wahrzunehmen, dass einer von ihnen das weißschwarze Gewand des Tempelordens trug. Don Alonso konnte einen Ausruf der Freude und Überraschung nicht unterdrücken, lief eilig die Treppe hinunter und öffnete dem Abt von Carracedo eigenhändig die Tür, denn er war es, der in Begleitung Don Álvaros und seines Schildknappen Millán eintraf.

„Ach, Pater!“, sagte der bekümmerte Herr von Arganza und warf sich ihm in die Arme. „Gerade habe ich an Euch denken müssen. Eure Vorhersage beginnt sich auf schreckliche Weise zu erfüllen, und ich fürchte sehr, dass sie sich vollends bewahrheiten wird.“

„Glaubt Worten nicht, die aus Zorn geboren“, sagte der Abt gütig. „Über der Eitelkeit unseres Wissens steht die Barmherzigkeit Gottes.“

„Und auch Ihr, edler Don Álvaro?“, fügte Don Alonso hinzu und ging mit offenen Armen auf den jungen Mann zu. „So also müssen wir uns am Ende wiedersehen?“

Da verschlug es ihm die Stimme, und Don Álvaro, ohne ein Wort zu sagen, wandte sich heftig von ihm ab, kehrte ihm den Rücken zu und trat in die Dunkelheit, um sich die Tränen zu trocknen, die seine Augen füllten, und sein Schluchzen zu verbergen. Alles verharrete eine Weile in Schweigen; nur Don Álvaros Araber schlug trotz des ermüdenden Ritts mit dem Huf auf den Boden. Schließlich beruhigte sich der edle Hausherr wieder etwas und sagte zu den Angekommenen:

„Ich erwartete Euch erst morgen, meine guten Freunde. Doch Ihr hättet wahrlich nicht gelegener kommen können.“

„Das dachtet Ihr von uns?“, entgegnete der Abt. „Der Himmel möge verhüten, dass ich den Bedürftigen und Kummerleidenden jemals so halbherzig zu Hilfe komme! Als wir Euren Brief erhielten, sind wir gleich losgeritten, haben nicht geruht, und hier sind wir nun. Doch Ihr sagt uns gar nichts über Eure Tochter?“

„Gerade eben schlief sie“, antwortete Don Alonso, „wenn man das bei ihrer Unruhe Schlaf nennen kann. Kommt, gehen wir zu ihrem Gemach, damit Ihr sie sehen könnt.“

Auf das Hufgetrappel hin waren Diener herbeigeeilt, und einer von ihnen, der ein Licht hielt, führte sie zu dem Zimmer der Kranken. Die Fremden blieben in der Tür stehen, während sich Don Alonso nach dem Zustand seiner Tochter erkundigte; er kam jedoch gleich wieder zurück und

bat sie herein.

Doña Beatriz lag hingestreckt auf ihrem Bett wie in angstvolle Lethargie versunken, und die langen Wimpern, die ihre Lider zierten, verliehen ihren geschlossenen Augen einen sonderbaren Ausdruck. Die Lebendigkeit, die die erst vor wenigen Stunden zerstörte Hoffnung und Freude auf ihrem Gesicht verbreitet hatten, war noch nicht verblasst. Ihre reine und wohlgeformte Stirn war vor Schmerz zusammengezogen, und das Fieber hatte ihre Wangen mit glühend roten Flecken überzogen. Ihre langen, gelösten Locken fielen ihr über den schwanenweißen Hals und verhüllten ihren Busen, so dass man sie, wären nicht ihr keuchender Atem und die lebhaftige Farbe ihres Gesichts gewesen, für eine jener Marmorfiguren hätte halten können, die wir in unseren Kathedralen auf alten Gräbern liegen sehen. Die Spuren der früheren Leiden waren noch nicht verschwunden, und die des neuen begannen sich deutlich abzuzeichnen, doch war sie noch immer wunderschön, als würde ein himmlischer Schein ihr Gesicht aufleuchten lassen.

Der Abt sah sie einen Augenblick lang an und begann dann leise, doch unter heftigen Gebärden, mit dem ihr beistehenden Mönchsarzt zu sprechen, während Don Álvaro die Kranke starren Blickes betrachtete. Plötzlich stieß sie einen Seufzer aus und fing an, mit einer frischen und ganz reinen Melodie, die schwermütig war wie das Gurren der Turteltaube und wohlklingend wie der Schlag der Nachtigall, den Kehrreim eines alten Volksliedes zu singen:

Ach, Herz, mein Herz
So voll von Schmerz
Wohin die Zeit
Von Glück und Freud?

Ihre Stimme, in der so viel Gefühl und Zärtlichkeit lag, hallte in den Gewölben des Raumes nach, und wie oft im Traum, wurde Doña Beatriz von dem Klang ihrer eigenen Stimme geweckt.

Don Álvaro, der gewahr wurde, wie sich ihre schönen Augen öffneten, Zwillingsternen gleich, die aus dem Schoß einer Wolke emporstiegen, besaß die Geistesgegenwart, sich sofort hinter Don Alonso und Martina zu verstecken, fürchtend, er würde die Kranke durch sein Erscheinen in tödliche Aufregung versetzen; aber sei es nun, dass ihr dieses Verhalten verdächtig erschien oder dass ihr Herz ihr schreiend zurief, wer da vor ihr stand, sie setzte sich mit erstaunlicher Leichtigkeit im Bett auf, starrte ihren Vater und Martina an, als wollte sie sie mit ihrem Blick durchdringen, um zu erkennen, wer sich hinter ihnen verbarg, und fragte unruhig:

„Wer ... wer ist es, der sich da vor mir versteckt hält?“

Da trat der Abt, von denselben Befürchtungen ergriffen wie Don Álvaro, vor sie und sagte:

„Es ist ein Krieger, der mich begleitet hat, Doña Beatriz. Erkennt Ihr mich denn nicht?“

„Ach, Ihr seid es, Pater?“, antwortete die junge Frau, nahm seine Hand und führte sie an ihre Lippen. „Aber wer, wenn nicht er, würde Euch wohl in dieses Haus des Unglücks begleiten?“, fragte sie weiter und heftete ihre Augen auf dieselbe Stelle.

Und Don Álvaro war so groß, dass sein Helm mit dem Federbusch deutlich über dem Kopf des Herrn von Arganza zu erkennen war.

„Er ist es! Er ist es!“, rief Doña Beatriz mit größter Heftigkeit aus. „Es ist derselbe Helm und derselbe Federbusch, die er damals in jener verhängnisvollen Nacht in Villabuena trug. Kommt nur, kommt hervor, edler Don Álvaro! Oh, mein Gott, tausend Dank, dass er mich in dieser bitteren Not nicht verlässt!“

„Ach, Señora!“, rief dieser und stand plötzlich vor ihr. „Weder im Glück noch im Unglück, weder im Leben noch im Tod wird Euch mein Herz jemals verlassen.“

Die junge Frau, vom Fieber noch halb verwirrt und keinem anderen Impuls mehr folgend als dem ihres Herzens, hatte sich vorgebeugt, wie um ihn zu umarmen, doch sogleich kam sie wieder zu sich und hielt inne. Bei der Aufregung war sie ganz blass geworden, aber nun überzog ein lebhaftes Karminrot ihre Wangen und sogar ihren Hals, und sie schlug die Augen nieder.

„Seltsam“, sagte sie nach kurzem Schweigen. „Vor nicht langer Zeit träumte ich, Ihr würdet mich wie in jener verhängnisvollen Nacht aus dem Kloster entführen, Euch dann aber, noch bevor wir den Zufluchtsort erreichten, den Ihr mir bereitet hattet, für immer von mir verabschieden, um nach Kastilien in den Krieg zu ziehen. Ich habe mich dann an den Wegrand gesetzt und ein trauriges Lied gesungen. Es war, wie immer bei mir, ein Traum von Trennung und Tod, doch nun sehe ich, dass Ihr zurückkommt ... Wie konnte mein Herz mich so trügen? Was bedeutet das nur?“

„Was kann es anderes bedeuten, meine Tochter“, antwortete der Abt, „als dass der Herr, der dich prüft, die schlimmen Stunden von dir abwendet? Zittertest du nicht um das Leben, die Ehre und die Freiheit Don Álvaros? Hier ist er nun, frei und ehrenvoller denn je. Und das einzige Hindernis, das deinem Glück noch im Wege steht, wird zweifellos auch bald verschwinden. Warum willst du nicht auf das hoffen, worauf wir alle zu deinem Wohle hoffen, und bereitest uns solchen Kummer?“

Da lächelte Doña Beatriz wehmütig und antwortete:

„Mein armes Herz hat so viele Wunden erlitten, dass die Hoffnung aus ihm geflossen ist wie aus einem zerbrochenen Gefäß. Ich hielt sie schon für vernarbt, aber das waren sie nur scheinbar, und mit diesem Schlag haben sie wieder zu bluten begonnen. Möge sich der Himmel unser erbarmen!“

Wieder verharrte alles in jenem tiefen Schweigen, welches, nicht minder als das Leiden selbst, Krankenzimmer zu so traurigen Orten macht, und es war nichts weiter zu hören als Doña Beatriz' keuchender Atem. Sie war es, die es noch einmal brach, und sie sprach so ungestüm, als setzten sich ihre Worte über große innere Widerstände hinweg:

„Don Álvaro! Geht nicht weg von hier ... Ihr bleibt doch, nicht wahr? Wer könnte es Euch verbieten? Ich liebe Euch, das ist wahr, doch ebenso gut könnte Euch ein Engel lieben oder Eure Mutter, wenn sie noch lebte. Bedenkt, dass meine Worte aus dem Land der Schatten zu Euch dringen und Ihr nicht mich vor Augen habt, sondern mein Bild, das in Euer Gedächtnis eingraviert ist. Aber warum antwortet Ihr mir nicht? Sagt, wäret Ihr imstande, mich in dieser schweren Stunde zu verlassen?“

„Aber nicht doch, meine Tochter“, antwortete der Abt eilig, „weder er noch ich werden von deiner Seite weichen, bis dein Vater mit dem Dispens aus Frankreich zurückkommt, dem Unterpfind deines zukünftigen Glücks.“

„Also haltet Ihr an diesem beschwerlichen Vorhaben fest, nur mir zuliebe?“, rief sie und richtete einen schmerzvollen Blick auf ihren Vater, in dem Zweifel und Niedergeschlagenheit lagen.

„Ja“, antwortete Don Alonso, „gleich morgen breche ich auf, falls du mir nicht den Mut nimmst mit dieser Schwäche, die deines Blutes unwürdig ist. Kopf hoch, meine Beatriz, denn ich lasse dich in guter Gesellschaft zurück; ich hoffe, binnen weniger als drei Monaten wieder hier zu sein, mit dem Einzigen, was dein Herz und mein Gewissen beruhigen kann: Don Álvaros Freiheit.“

Der Arzt erklärte, dass eine so lange und aufregende Unterhaltung Doña Beatriz' Fieber wieder in die Höhe treiben könnte, und nach einigen Worten der Ermutigung und des Trostes, die der Abt und ihr Vater an sie richteten, verließen alle das Zimmer außer der alte Mönch und Martina. Beim Abschied sagten sich Don Álvaro und Doña Beatriz kein einziges Wort; dafür sprachen ihre Blicke umso beredter.

So bittere Befürchtungen die Kranke auch für ihren zerrütteten Gesundheitszustand hegte, jetzt dachte sie nur an eines, nämlich daran, dass sie Don Álvaros Gegenwart nicht wieder beraubt würde. Dieser Gedanke konnte ihr zwar kaum zur Linderung ihrer körperlichen Leiden reichen, doch war er ein himmlischer Balsam für ihren Geist, und seine Wirkung war so mild und wohltuend, dass er, wie es bei leidenschaftlichen Phantasien häufig vorkommt, ausreichte, den Krankheitsverlauf günstig zu beeinflussen und ihr mehr Erholung zu verschaffen, als von dieser Nacht zu erhoffen war.





Kapitel XXXVI

In aller Frühe des nächsten Tages, als seine Tochter noch schlief, brach der Herr von Arganza nach Frankreich auf, begleitet nur von dem alten Nuño und einem weiteren Diener. Beide schon vorgerückten Alters und daher gebrechlich, waren Don Alonso und sein Jäger doch von einem gemeinsamen Gefühl getragen, welches bei dem einen aus Reue und väterlicher Zärtlichkeit, bei dem anderen aus aufrichtiger Treue und bei beiden aus blinder Zuneigung zu jener unglücklichen Jungfrau herrührte, die ein besseres Schicksal verdient hatte. Dem klugen Rat des Arztes folgend, hatte Don Alonso darauf verzichtet, sich von ihr zu verabschieden, um sie durch die traurige Trennung nicht noch mehr in Unruhe zu versetzen, zumal in dieser schweren Stunde. So erfolgte der Aufbruch in aller Stille, und nur der Abt und der Herr von Bembibre begleiteten den Reisenden noch ein gutes Stück des Weges. Als sie sich schließlich trennen mussten, umarmte Don Alonso sie innig und beschwor sie, sich gut um seine geliebte Tochter zu kümmern und sie vor allem von den trüben Gedanken abzulenken, die ihre Seele verdunkelten. Beide versprachen es ihm; dann nahmen sie mit Kummer im Herzen Abschied voneinander, und während der eine seine Reise fortsetzte, kehrten die anderen zu dem Landhaus zurück.

Doña Beatriz, erschöpft von der nächtlichen Aufregung, hatte bis zum Morgengrauen fest geschlafen, und obwohl die anhaltenden Symptome der Krankheit ihrem Schlaf nicht jene unschätzbare Erholsamkeit verliehen, die Balsam für so viele Leiden ist, gewährten sie ihr doch eine kurze Waffenruhe. Als Don Álvaro und der Abt zurückkamen, wurde sie durch Almanzors Wiehern geweckt. Sie blickte um sich und sah, dass ihr Vater nicht da war. Also fragte sie nach ihm, und Martina ging los, ihn zu suchen, doch statt seiner trat der Abt von Carracedo herein. Doña Beatriz begriff sofort, was geschehen war, und ihr Gesicht umwölkte sich, aber der Greis tröstete sie mit großer Besonnenheit und der Überzeugungskraft seines Alters, indem er ihr die glücklichen Ergebnisse ausmalte, die bald aus dieser Trennung hervorgehen würden. Doña Beatriz hörte ihm wortlos und ohne das geringste Anzeichen von Ungeduld zu, doch als der Alte zu Ende gesprochen hatte, stieß sie einen Seufzer aus, der aus dem Innersten ihres Herzens drang und so viel sagen wollte wie: „All dieses Glück, das Ihr mir da verheißt, kommt zu spät.“ Dann rief sie nach Martina und sagte, sie wolle aufstehen. Der Arzt hatte nichts dagegen, und schon war sie auf den Beinen.

Sie war ungemein blass, und der Fieberwahn der vergangenen Nacht war Schwäche und Hinfälligkeit gewichen. Erst als Don Álvaro erschien, überflog ihre Wangen ein leichtes Rosa, und als sie seine tiefe und männliche, zugleich aber auch zärtliche und leidenschaftliche Stimme

vernahm, schien ein elektrischer Schlag durch ihren ganzen Körper zu fahren. Sehnsüchtig hatte sie ihn nachts zuvor angesehen, aber der Fieberschleier vor ihren Augen und die spärliche Beleuchtung des Zimmers hatten sie daran gehindert, seine ebenmäßigen und ausdrucksreichen Gesichtszüge zu erkennen, die ersten und einzigen, die sich in ihre Seele eingepägt hatten. Jetzt, bei Tageslicht, konnte sie ihr Verlangen endlich stillen; ihr Eindruck war jedoch ähnlich dem, den Don Álvaro von ihr gehabt hatte. Krankheitssymptome waren auf seinem edlen Gesicht nicht zu sehen, aber der Kummer hatte begonnen, seine Stirn zu durchfurchen; seine blaugrauen Augen hatten ihre frühere Heiterkeit verloren, sie waren leicht in ihre Höhlen zurückgesunken und hatten einen düsteren Blick angenommen. Auch er war blass geworden, und an den Umrissen seines Leibes war eine gewisse Hagerkeit zu erkennen, eine Folge des Unglücks und des Grübelns.

Was wir hier mit so vielen Worten beschrieben haben, erfasste Doña Beatriz mit einem einzigen Blick, und trotzdem war ihr Don Álvaro noch nie so schön erschienen. In der Tat hatte er nichts von seiner früheren Stattlichkeit verloren, und in seinem ganzen Gebaren lag etwas unbeschreiblich Ernstes und Erhabenes, das Respekt verlangte.

Auf seinen Arm und den des Abtes gestützt, ging Doña Beatriz die Treppe hinunter, die zum Garten führte, und setzte sich, nahe einem Jasminspalier, in den Schatten einer Weinlaube. Alle Blumen hatten sich geöffnet, und goldene Bienen summten in Schwärmen um sie herum und nippten an ihren Kelchen, um dann eilig zu den Stöcken zu fliegen, die im Hintergrund standen. Die Wege und Beete bildeten eine endlose Arabeske leuchtender Farben; die Mauern waren von Passionsblumen und Efeu bedeckt, und den Brunnen, der in der Mitte quoll, umgab ein Kranz von Veilchen, deren dunkelviolette Köpfe aus dem Rasen ragten.

Obwohl die beiden Männer sie fast getragen hatten, war die junge Frau von dem Treppensteigen so erschöpft, dass sie diese laue, duftbeladene Luft, die sie kaum atmen ließ, nicht ertragen konnte. Die Üppigkeit der Blumen und die jugendliche Pracht der Natur bildeten in ihrer Seele einen schmerzlichen Gegensatz zu der welken Blüte ihrer Jahre und ihrer verblichenen Jugend. Also brachten sie sie zu der Feluke, die am Anlegesteg wartete. Die Ruderer eilten sofort herbei, lösten das Tau und begannen, die blaue Weite zu durchfurchen.

Die frische Brise auf dem See ließ Doña Beatriz wieder etwas zu sich kommen. Sie hatte sich am Heck auf ein paar Seidenkissen gelegt, mit einer Hinfälligkeit und Erschöpfung, die deutlich erkennen ließen, wie sehr ihre Kräfte schon geschwunden waren. Als der Abt sah, dass sie sich wieder etwas beruhigt hatte, holte er sein Stundenbuch hervor, setzte sich an das andere Ende des Bootes und begann zu beten. Don Álvaro stand vor ihr

und betrachtete sie voller Sorge, während sie, die Augen auf den Wasserspiegel gerichtet, wie in Verzückung den sanften Wellen nachsah. Doch schließlich blickte sie auf, senkte ihre Augen in die seinen und bedeutete ihm, er solle sich neben sie setzen. Er gehorchte schweigend; dann nahm die junge Frau seine Hand und sagte:

„Jetzt bin ich viel ruhiger und kann mit Euch sprechen. Gott sei Dank sind wir allein; hört mich also an, denn seit langer Zeit liegt eine Last auf meinem Herzen, die mich zu erdrücken droht. Rückt noch näher heran. Stimmt es nicht, dass Ihr Euch zuweilen gesagt habt: ‚Die Frau, die ich liebte, ist die Gemahlin eines Mannes geworden, der ihrer unwürdig ist; sein Atem hat ihre Stirn getrübt; ich hielt sie für eine weiße Lilie, der nicht einmal die Nachtwinde etwas anhaben können, doch jetzt finde ich sie von der väterlichen Pflanze getrennt und ihre Blätter ohne Duft und Glanz.‘ Habt Ihr Euch das nicht zuweilen gesagt?“

Statt zu antworten, blickte Don Álvaro nur unverwandt zu Boden. Auch Doña Beatriz schwieg eine Weile; dann holte sie eine mit grüner Seide bezogene Mappe hervor und sagte:

„Ich hatte Euch verstanden, weil unsere Herzen schon so lange im gleichen Takt schlagen, dass mir keine Regung des Euren verborgen bleiben kann. Doch Ihr ... Ihr habt nicht in meiner Seele gelesen!“, sagte sie in bewegtem und fast zornigem Ton. Da hob Don Álvaro den Blick und sah sie mit flehender Gebärde an; sie aber gebot ihm mit einer Handbewegung zu schweigen und fuhr fort:

„Ich mache Euch daraus keinen Vorwurf, denn die Liebe dieser unglückseligen Frau hat schon mehr als genug Unheil über Euch gebracht, und nur daran konnte die Treue Eures edlen Herzens zerbrechen. Nehmt diese Mappe“, sagte sie und reichte sie ihm, „sie wird Eure Zweifel ausräumen.“

„Ach, aber ich habe doch gar keine!“, rief Don Álvaro und wies die Mappe von sich.

„Nehmt sie trotzdem“, beharrte sie, „denn schon bald wird sie alles sein, was Euch von mir bleibt. Seht mich nicht so erschrocken an und unterbrecht mich nicht. Bedenkt, dass Ihr ein Mann seid und einer der tapfersten Ritter der Christenheit, und fügt Euch den Weisungen des Himmels. In dieser Mappe habe ich meine Gedanken und auch meine Phantastereien aufgeschrieben; sie ist für Euch bestimmt, also nehmt sie aus meinen Händen, wie Ihr sie sonst aus denen meines Beichtvaters genommen hättet.“

„Ach, Señora! Wie könnt Ihr nur solche Gedanken hegen, wo Euer Vater doch gewiss bald zurückkehren wird, und mit ihm der Frühling unserer Liebe?“

„Mein Vater wird zu spät kommen“, antwortete sie ernst, „er wird den Leichnam seiner einzigen Tochter der Erde übergeben und dann selbst

sterben. Vor diesem letzten grausamen Schlag war der Saft des Lebens schon wieder durch meine welken Glieder geflossen, jetzt aber ist er vollends versiegt.“

Der Abt, der sein Gebet beendet hatte, trat auf sie zu und unterbrach das Gespräch. Doña Beatriz, niedergeschlagen und erschöpft von der Anstrengung des Redens, blieb schweigsam und in ihre schmerzlichen Gedanken vertieft. Don Álvaro, verwirrt von der schrecklichen Szene, die soeben den Schleier der Wahrheit gelüftet hatte, verharrte ebenfalls in Schweigen, während er die grüne Mappe krampfhaft an sein Herz drückte, und auch der Abt, aus Achtung vor dem Kummer der beiden Liebenden, sprach kein einziges Wort. So kehrten sie zu der Bucht zurück, an der das Landhaus lag. Es war schon dunkel, und sie äußerte den Wunsch, mit ihrer Dienerin allein zu sein, worauf sich die beiden Männer von ihr verabschiedeten und sich in ihre jeweiligen Zimmer zurückzogen.

Kaum hatte Don Álvaro die Tür hinter sich geschlossen und sich an einen Schreibtisch gesetzt, auf dem zwei Kerzen brannten, öffnete er die verhängnisvolle Mappe und begann, ängstlich darin zu lesen. Auf der ersten Seite stand jener wehmütige Bibelvers, der, wie an anderer Stelle bereits erwähnt, diesen ungeordneten und überaus traurigen Memoiren als Motto dienen sollte: *Vigilavi et factus sum sicut passer solitarius in tecto*. Don Álvaro sprach ihn wie abwesend vor sich hin. In so wenigen Worten war sein und Doña Beatriz' Leben enthalten, mitsamt der ständigen Sorge, der Einsamkeit und der immer wieder getäuschten Hoffnung. Wie oft mochte jenes unglückliche schöne Geschöpf mit Tränen in den Augen auf diese Buchstaben geblickt haben? ... Don Álvaro blätterte die Seite um und fand folgende Stelle:

Als man mir mitteilte, dass er tot sei, und die ersten Aufwallungen des Schmerzes vorüber waren, schien mir, ich hörte eine Stimme, die mir vom Himmel her zurief: ‚Beatriz, Beatriz, was tust du in diesem Tal der Finsternis und des Jammers?‘ Ich dachte, es wäre die seine, aber dann erfuhr ich, dass er noch lebte; dennoch hat mich die Stimme in meinen Träumen immer wieder gerufen, und mit jedem Mal lieblicher. Was wollte sie mir sagen? Meine Gesundheit ist sehr geschwächt, und ich werde bestimmt jung sterben.

Auf einer anderen Seite stand:

Wie zufrieden schloss meine arme Mutter die Augen, als sie mich mit dem Grafen verheiratet wusste! Sie dachte, ihr Herz wäre eins mit dem meinen, und erhoffte für mich eine Zukunft voll Ruhm und Glück; doch was erhoffte sich ihre Tochter? Den Frieden der Verstorbenen, und nur deshalb gab sie ihre Hand ...

Der Tod lässt länger auf sich warten, als ich dachte, und dennoch bin ich glücklicher, als ich hoffen durfte. Ein seltenes Glück! Vor meiner traurigen Hochzeit nahm ich den, der mein Gemahl werden sollte, zur Seite und verlangte sein Wort, mich das Jahr über unberührt zu lassen, das ich ihm zu warten versprochen hatte, als er nach Kastilien in den Krieg zog. Er gab es mir, und er hat es gehalten, weil er mich ohnehin nicht liebt und mit der Hoffnung auf meine Reichtümer und der Macht, die er durch unsere Vermählung erlangte, schon zufrieden war; mein Herz und meine Zärtlichkeit sind ihm gleichgültig.

So werde ich denn sterben, wie ich gelebt habe, rein und des einzigen Mannes würdig, der mich geliebt hat. Für ihn schreibe ich diese Zeilen; aber wer weiß, ob sie jemals in seine Hände gelangen werden? Wer weiß, ob der Wind sie nicht verwehen wird wie die Blätter der Bäume, die über die Türme des Klosters emporragen? Doch vorher wird der Hauch des Todes wohl das spärliche Laubkleid fortgerissen haben, das noch am Baum meiner Jugend hängt! Mein armer Vater, wie schrecklich wird er aus seinen Träumen von Ruhm und Größe erwachen müssen!

Dann folgte ein Vers aus dem Buch Hiob, der lautete:

*¡Ecce nunc in pulvere dormiam, et si mane me quaesieris, non subsistam!*¹²

Und auf der nächsten Seite war diese schmerzliche Strophe zu lesen:

*Der Seele Blum' ist jäh des süßen Dufts beraubt,
Nach gestern seufzet, ach, das wunde Herz so schwer,
Es welkt dahin der Felder grünes Kronenhaupt,
Und aus der Leier tönt nur Weh und Klagen mehr!*

Don Álvaro blätterte ein paar Seiten weiter und stieß auf folgende Stelle:

*Nun also bin ich Witwe und frei; meine Fesseln sind gelöst, wer aber löst die seinen? Das Schicksal des Ordens macht mir große Angst. Wer weiß, ob meine Liebe ihm nicht Tod und Entehrung einbringt? Oh, mein Gott! Warum muss mein Herz allenthalben Unglück verbreiten?
Zuletzt erfuhr ich, man habe ihn mit all seinen edlen Gefährten gefangen genommen, und nun wird er wie ein Wegelagerer vor die Richter treten müssen!*

¹² „Denn nun werde ich in den Staub mich legen, und suchst du nach mir, so bin ich nicht mehr.“ Hiob 7,21.

Was soll nur aus ihnen werden? Letzte Nacht fühlte ich ein verzehrendes Feuer in meiner Brust; ein tödlicher Durst verschlang mich, und in meinem Fieberwahn schien mir, als flössen alle Bäche und Quellen des Landes mit süßem Rauschen hinter meinem Kopfe vorbei. Ich wollte Martina nicht wecken, weil sie ruhig schlief, obwohl auch ihr Herz woanders weilt. Woher rührt ein solcher Unterschied? Daher, dass sie liebt und hofft und ich liebe und sterbe!

Don Álvaro überflog weitere Passagen, die ihren Leidenskampf mit höchster Beklemmung und Trostlosigkeit beschrieben. Doch schließlich, nach so viel Schmerz und Kummer, war folgender Eintrag vermerkt:

Oh, heiliger Himmel! Er und die Seinen sind von sämtlichen Anschuldigungen freigesprochen! ... Beinahe wäre ich ins Wasser gesprungen, um den Boten zu umarmen, der diese Nachrichten überbrachte! Nun wird er zurückkommen, ja, er wird zurückkommen, daran besteht kein Zweifel; wozu sonst hätte sich die Natur mit allem Schmuck des Frühlings so prächtig herausputzen sollen, wenn nicht, um meinen Gemahl zu empfangen?

Wie schön wiegen sich die Bäume im Wind, wie schön sind die begrünteten Berge, wie rein und duftend ihre wilden Blumen und wie wohltönend das Murmeln ihrer Quellen und Bäche, doch letztlich ist das alles weltliche Schönheit, und ich trage einen Himmel in meinem Herzen!

Ich werde ihm mit der Laute in der Hand entgegengehen, mein Haupt vom Tau der Nacht benetzt, und wie die Gattin aus dem Hohelied Salomos werde ich jeden Wanderer fragen: „Wo ist mein Geliebter?“

Ach, ich bin von Sinnen! So viel Freude müsste mich eigentlich töten, und doch strömt das Leben in mein Herz zurück, und mir ist, als sei ich schneller und lebendiger als das Hirschkalb in den Bergen! Er hielt mich für schön ... doch um wie viel schöner werde ich ihm erscheinen, wenn er in meinen Augen einen Sonnenstrahl des Glücks erblickt und an meiner ganzen Gestalt die Anmut einer weißen Lilie, die durch einen wohltuenden Regen belebt wurde? Oh, mein Gott, mein Gott! Für ein solches Glück sind die vielen Stunden der Einsamkeit und der Tränen doch nur ein geringer Preis! Wenn der Ort meiner Ruhe ein Paradies sein sollte, so waren es gar wenige Dornen, die du, o Herr, mir in den Weg streutest!

Die vorherigen, von Kummer und Tränen durchtränkten Seiten hatte Don Álvaro trotz aller Verwirrung und Bestürzung noch zu lesen vermocht, doch als er zu dieser letzten Passage gelangte, die in so lebhaften Farben ein Glück beschrieb, das sich indessen wie in Rauch aufgelöst hatte, konnte er seine heftig aufwallende Seelenpein nicht länger unterdrücken, ließ sich auf sein Bett fallen und brach in bitteres Schluchzen aus. Schließlich war er allein, und niemand außer Gott war Zeuge seines Kleinmuts; die Tränen jedoch, die Frauen und Kindern das Herz erleichtern, sind in den Augen von Männern Teer und geschmolzenes Blei.



Kapitel XXXVII

Doña Beatriz' traurige Vorhersagen gingen von diesem Tage an nur allzu rasch in Erfüllung, und ihre körperlichen Leiden und Seelenkämpfe begannen, ihren so vielfältig untergrabenen und gebrechlichen Leib sichtlich dem Verfall anheimzugeben. Das schöne, sanfte Rosa der Gesundheit, das ihr zartes Antlitz, eines raffaelischen Engels würdig, einst überzogen hatte, verwandelte sich nach und nach in wächserne Blässe, so wie die abendlichen Wolken mit dem Sinken der Sonne ihre lebhaften Färbungen verlieren. Die Zartheit ihres Fleisches, die schöne Rundung ihres Körpers und die Anmut ihrer Gebärden, die die dunklen Schatten des Schmerzes und der Krankheit schon wieder abgeworfen und erneut zu blühen begonnen hatten, verwelkten nun abermals unter dem kalten Hauch der Enttäuschung. Ihre Gestalt glich mehr und mehr der eines Geistes, und das Einzige an ihr, was unverändert blieb, war der Widerschein dieser göttlichen Seele, die aus ihren Augen schimmerte und sie innerlich erstrahlen ließ.

Die Krankheit, die sie verzehrte, wirkte bei ihr keineswegs abstoßend, sondern schien ihre engelhafte Ergebung und ihre unvergleichliche Lieblichkeit noch zu betonen. Zuweilen jedoch nahmen ihre Gedanken einen bitteren Beigeschmack an, der die Kraft offenbarte, die sich unter so viel Sanftmut verbarg, und das Feuer, das unter so viel Schutt und Asche brannte. Es war wahrlich ein höllisches Martyrium, den schweigenden Schatten des Todes gemessenen Schrittes herannahen zu sehen, während Hoffnung, Liebe, Frieden und häusliche Ruhe, der edle Stolz, einen berühmten Namen zu tragen, Reichtümer, Jugend, Anmut und alles, was das Leben verschönert und erhebt, zusammenkamen, um das ihre so lebenswert zu machen. Doch ihre Frömmigkeit, ihr erhabener Charakter und ihre melancholische Gemütsstimmung zerstreuten diese aufwühlenden Regungen mühelos, und sogleich nahmen ihre Gedanken wieder ihren gewohnten Lauf.

In diesen verhängnisvollen Tagen nahm ihre Liebe zur Natur noch zu, und sie sehnte sich danach, die Schönheiten der Umgebung in sich aufzunehmen. Des Liegens war sie schrecklich müde, aber da ihre Schwäche ihr kaum noch gestattete, einen Schritt zu tun, fanden ihre Ausflüge stets mit dem Boot statt, dessen Bewegung das Einzige war, was sie vertrug. So verbrachte sie ganze Stunden auf dem See, wobei sie bald wie verückt die Ufer betrachtete, bald den Schwärmen von Wildenten zusah, die fernab in geordneten Reihen einerschwammen, und fast immer in ihre eigenen Gedanken vertieft war. Mitunter hob sie den Blick und sah zu dem Weg hinüber, den ihr Vater genommen hatte, in der Hoffnung,

oben auf der Anhöhe von Borrenes seine Rüstung aufglänzen zu sehen, und wenn die Bauern mit ihren Stuten am Ufer entlangzogen, wandte sie sich erschauernd um, weil sie sich einbildete, den Hufschlag von Don Alonsos Pferd zu vernehmen.

Don Álvaro und der ehrwürdige Abt versäumten nie, sie auf diesen traurigen Ausflügen zu begleiten, und wurden mit Entsetzen gewahr, wie rasch die Krankheit voranschritt und der Verfall der Unglücklichen von Tag zu Tag zunahm. Don Álvaro, der seine Augen fast immer auf die ihren geheftet hatte, atmete ebenso schwer und mit ebensolcher Beklemmung wie sie, als wäre seine Brust von demselben Leiden befallen. Jedes Mal, wenn Doña Beatriz seinem leidenschaftlichen und zugleich fürchterlichen Blick begegnete, traten ihr die Tränen in die Augen, und sie sah gleich wieder weg. Worte wurden kaum noch gewechselt, weil die Kräfte der Kranken schon so weit geschwunden waren, dass ihr der alte Arzt geraten hatte, möglichst zu schweigen. Dabei wusste er ebenso gut wie sie um die Nutzlosigkeit solcher Maßnahmen, und doch fügten sie sich, er, um zu ihrer Besserung nichts unversucht zu lassen, sie, um so geliebten Menschen keinen Kummer zu bereiten. So waren die beiden Liebenden auf die Sprache der Augen beschränkt, und ihre Seelen, die aus ihnen herauszukommen schienen, flogen eine der anderen entgegen, als wollten sie sich auf demselben Lichtstrahl vereinen, der ihnen zur Verständigung diente.

Schließlich war Doña Beatriz so schwach, dass sie ganze Tage im Bett verbrachte, ohne den Wunsch zu äußern, aufzustehen, und wie in einen Fieberwahn gesunken, der ihr den Verstand zu rauben schien. Eines späten Nachmittags jedoch belebte sie sich unverhofft wieder, schlug ihre schönen Augen auf, die glänzender waren als jemals zuvor, und sagte rasch und mit fester Stimme:

„Martina! Martina! Wo bist du?“

„Hier, Señora“, antwortete das Mädchen, fast erschrocken über ihre plötzliche Erholung. „Hier bin ich, immer an Eurer Seite. Wo sollte ich denn sonst sein?“

„Immer hier, armes Mädchen, und selbst deine Liebe lässt dich nicht von meinem Lager weichen!“, rief Doña Beatriz und sah sie zärtlich an.

„Ach, Señora! Lasst das doch; ich denke nur an Euch und Euer Wohl. Was wolltet Ihr denn, dass Ihr mich so eilig rief? Ihr fühlt Euch schon besser, nicht wahr?“

„Ja, ja, bring mir mein weißes Kleid, ich möchte auf den See hinaus. Es geht mir besser, viel besser, und heute ist ein wunderschöner Tag. Ihr auch hier, Don Álvaro! Und Ihr, ehrwürdiger Pater! Ach, ich freue mich von ganzer Seele, dass Ihr für die vielen Mühen und Kümmernisse, die Ihr meinewegen gelitten habt, nun doch ein wenig belohnt werdet!“

Don Álvaro und der Abt, wie aus einem Traum erwacht, wussten nicht, was sie von Doña Beatriz' fast fröhlicher Stimmung halten sollten, und insbesondere ersterer vermochte die stürmischen Hoffnungen nicht zu bezähmen, die sich in seinem Herzen erhoben. Der alte Arzt hingegen konnte eine Geste des Schmerzes nicht unterdrücken. Alle drei verließen das Zimmer, und Doña Beatriz machte sich binnen kürzester Zeit mit ihrer gewohnten Schlichtheit und Anmut zurecht. In der Tat schienen sich die Fesseln ihres Leidens gelöst zu haben, und doch musste sie beim Treppensteigen von Martina und dem Herrn von Bembibre fast getragen werden. Bei dem Boot angekommen, setzte sie entschlossen den Fuß hinein und nahm gleich ihren Platz auf den großen Brokatkissen am Heck ein, nicht leidend und niedergeschlagen wie sonst, sondern mit einer eigenartigen Anmut und Ungezwungenheit. Don Álvaro, der mehr denn je auf ihre geringsten Bewegungen achtete, blieb wie gewöhnlich vor ihr stehen. Der Abt, den die unheilverkündende Geste des Arztes überrascht hatte, ging mit diesem an das andere Ende des leichten Bootes, um ihn zu befragen, und Martina setzte sich zu den Ruderern, die die Feluke sogleich über den bläulichen Rücken des Sees gleiten ließen, schnell und ruhig wie einer der vielen Wasservögel, die hier ihre Bahnen zogen.

Der Himmel war mit perlmuttfarbenen Wolken bedeckt, die von den letzten Sonnenstrahlen mit Bändern von feurigem Gold umsäumt wurden; die kahlen und düsteren Höhen des Monte de los Caballos warfen von Norden her einen traurigen Schatten auf das kristallene Wasser des Sees, und an seinem westlichen Ausläufer schien der letzte Abendglanz geisterhaft durch die Blätter der Kastanien und Nussbäume, während im Hintergrund ein luftiger Säulengang, der mit einem wunderbaren, aufwendigen Zackengesims verziert war, in prächtigen Farben schimmerte.

Beschieden von diesem schwachen, changierenden und flüchtigen Licht und eingeschlossen inmitten dieser verschwommenen und traurigen Landschaft, wirkte der See wie ein weitläufiger, verzauberter, mystischer und strahlender Pfad, der geradewegs in den Himmel führte. Durch einen Effekt der Lichtbrechung säumte ein breiter Glitzergürtel die Ufer des Sees, und das Boot schien zwischen zwei Abgründen zu schweben, wie ein Adler, der mitten im Flug innehält.

Bei diesem Anblick erlosch der flüchtige Blitz der Freude, der in Doña Beatriz aufgeleuchtet war, sehr bald wieder. Schon immer hatte im entlegensten Winkel ihrer Seele der Keim der Melancholie geschlummert, entsprungen aus der angeborenen Sehnsucht nach dem Unendlichen und der brennenden Liebe zu dem Unbekannten, die edelmütige Herzen über die Niedertracht und Enge der Welt erhebt und sie nach einer reinen, ewigen, unerklärlichen Schönheit streben lässt, Erinnerung vielleicht an

eine andere, bessere Heimat oder Vorgefühl einer höheren Bestimmung. Dieser geheimen, übermenschlichen Regung hatte Doña Beatriz das geopfert, was ihr in der Welt am liebsten war: ihre Freiheit und die Verehrung, die sie dem Andenken ihres Geliebten zu erweisen gedachte, als sie ihn für tot hielt, und alles nur, um eines Tages mit dem Glorienschein der Selbstverleugnung geschmückt vor ihre Mutter zu treten. Die Wechselfälle ihres Lebens, das ständige Hin und Her zwischen Hoffnung und Unglück, die Leiden ihrer Seele und ihres Körpers und die Aussicht auf einen baldigen Tod, der ihr schon so lange vor Augen stand, hatten diese schreckliche Saat befruchtet und die Furche immer tiefer gegraben, die die Traurigkeit in ihre Seele geritzt hatte, bis sie schließlich zu einem wahrhaftigen Abgrund geworden war, auf den all ihre Gedanken zuliefen.

Aus ebendiesem Grund lenkte die Szene, die sich ihr darbot, ihre Phantasie auf jenes grenzenlose Meer hinaus, auf dem sie schon so lange trieb. Mit tränenvollen Augen blickte sie zum Himmel, auf den See, zu den fernen Bergen und zu jenem Landhaus, wo sie so lange gewartet und gelitten hatte, als würde sie sich von ihnen allen verabschieden, und sagte schließlich zu dem bekümmerten Ritter:

„Don Álvaro, seht Ihr nicht, wie eitel die Freuden der Erde sind? Wer hätte uns vor einem Jahr gesagt, dass wir uns in diesen entlegenen Gegenden wiederfinden würden, nur um für immer Abschied voneinander zu nehmen?“

Der junge Mann, der mit unaussprechlichem Kummer beobachtet hatte, welche Richtung ihre Gedanken seit dem Aufbruch aus dem Landhaus genommen hatten, antwortete:

„Ist es denn möglich, Doña Beatriz, dass Ihr Euch Euren alten Mut, gerade als er wieder aufkeimen wollte, erneut aus der Brust reißt?“

„Mut!“, antwortete sie. „Denkt Ihr etwa, es kostet mich wenig Mut, meine letzten Worte an Euch zu richten und mich von Euch zu trennen? Doch seht, wer ihn mir einflößt! Hebt den Blick empor, und Ihr seht den Himmel; schaut zu Euren Füßen, und auch dort findet Ihr ihn schön und rein. Erklimmt mit Euren Gedanken die höchsten Höhen; steigt mit ihnen hinab in die Düsternis des Abgrunds, und überall findet Ihr Gott, der die Unermesslichkeit der Welt mit seiner Gegenwart erfüllt. Dies ist die Quelle, aus der ich schwache Frau den Mut schöpfe, der mich stärkt! Erinnert Ihr Euch an die letzten Worte, die Ihr von mir in Arganza hörtet?“

„Ach, nein, nein!“, antwortete er mit Verzweiflung in der Stimme. „Ich erinnere mich nur an die ersten, die von Euren Lippen kamen, als sich uns das Leben im Schoße einer unendlichen Liebe noch so blühend und süß darbot. Wisst Ihr, was ich in meiner Erinnerung sehe? Nur das. Und wisst

Ihr, was mir eine geheime Stimme sagt? Dass Euer Vater zurückkehren wird und Ihr vor Gott und den Menschen endlich meine Gemahlin werdet. Meine Gemahlin! Ach! Wenn ich dieses Wort von Euren Lippen vernähme, würde ich sogar aus der Finsternis des Grabes steigen.“

„Armer Don Álvaro!“, erwiderte sie mit fast mütterlicher Zärtlichkeit. „Wie könnt Ihr erwarten, dass mein Vater so bald zurückkehren wird, wo er doch erst vor gut zwei Monaten nach Frankreich aufgebrochen ist? Denkt Ihr, alle würden mich so lieben wie Ihr und mit ebenso viel Eifer mein Glück suchen?“

„Nehmt mir nicht das bisschen Mut, das mich noch beseelt“, unterbrach sie der junge Mann, „wenn Ihr derart an der Vorsehung zweifelt.“

„Nein“, antwortete sie ernst, „eher danke ich ihr, weil sie meinem Vater das Schauspiel meines Todes erspart und mir die Verzweiflung über diese letzte Stunde. Noch jetzt, da mich ein unüberwindliches Hindernis von Euch trennt, zerreißt es mir das Herz, und nur eine übermenschliche Kraft hält mich noch aufrecht; sollten die Schranken jedoch im Augenblick meines Todes fallen, oh, dann würde der gute Engel voll Schrecken mein Lager fliehen, und meine rasende, düstere Seele verirrte sich auf den Pfaden der Ewigkeit!“

Während dieser schrecklichen Unterhaltung hatte sich die Feluke den Eichen genähert, unter denen vor nicht allzu langer Zeit Cosme Andrade wie einer jener Engel aufgetaucht war, die das Haus der Patriarchen besuchten, als plötzlich das Getrappel dreier Kriegssrosse aller Augen zu dieser Stelle blicken ließ. Es waren in der Tat drei Reiter, von denen der vordere, etwas besser ausgestaffiert, der Anführer zu sein schien, und als sie das Boot bemerkten, gaben sie ihren Pferden die Sporen und galoppierten mit Freudensrufen unter den ehrwürdigen Bäumen hindurch darauf zu. Doña Beatriz erhob sich rasch, als hätte sie mit dem Erscheinen der Fremden eine unsichtbare Hand aus ihrer Niedergeschlagenheit gerissen, und sah ihnen mit geweiteten Augen entgegen. Dann, wie sie näher kamen, stieß sie einen Schrei des Schmerzes und der Freude zugleich aus und rief mit zum Ufer ausgestreckten Armen:

„Es ist mein Vater, mein geliebter Vater!“

„Ja, ich bin es, Tochter meiner Seele“, antwortete Don Alonso, denn er war es tatsächlich, „dein Vater, der gekommen ist, dir sein Versprechen zu erfüllen. Sieh nur!“, fügte er hinzu und holte eine grüne Mappe aus seiner Brusttasche hervor. „Hier ist die päpstliche Bulle, die Bürgschaft für dein Glück.“

„Göttliches Erbarmen!“, brach es mit so maßlosem Jammer aus ihr hervor, dass es noch an den entferntesten Ufern zu hören war und die Anwesenden in Schrecken versetzte. „Göttliches Erbarmen!“, wiederholte

sie und rang die Hände. „Hoffnung und Glück, jetzt, da ich sterbe!“

Von der furchtbaren Anstrengung, mit der sie diese Worte gesprochen hatte, platzte ihr eine Ader in der schon so schwachen und gequälten Brust, und ein Strom heißen, schaumigen Blutes rötete ihre blassen Lippen und ihr weißes Kleid. Zugleich überkam sie eine heftige Ohnmacht, und sie sank ihrer Dienerin und Don Álvaro in die Arme. Da dies alles binnen weniger Sekunden geschah und die Ruderer das Boot blitzschnell ans Ufer brachten, wurde auch Don Alonso, der von seinem Pferd abgesessen und auf seine Tochter zugestürzt war, von seinem eigenen Blut benetzt. Er blieb wie versteinert inmitten des allgemeinen Aufruhrs stehen, den Mund halb geöffnet, die Arme ausgestreckt und die Augen auf seine von Herzen geliebte Tochter geheftet, für deren Ruhe und Glück er, wenn auch spät, so schreckliche Opfer gebracht und die lange, beschwerliche Reise auf sich genommen hatte, von der er gerade zurückkam. Ohne weitere Lebenszeichen von sich zu geben als ein paar tiefe Seufzer, lag Doña Beatriz mit dem Kopf auf der Schulter ihrer untröstlichen Dienerin, ihr ganzer Körper hilflos und schlaff wie ein Seidenstrang. Der alte Arzt, der ihr mit so viel Fürsorge und Liebe beigestanden hatte, musterte sie gründlich, trat dann auf den Abt zu und flüsterte ihm ins Ohr, jedoch nicht leise genug, als dass Don Alonso es nicht verstanden hätte:

„Jetzt ist alle Hoffnung verloren! Es dauert höchstens noch einen Tag!“

„Unglücklicher Vater!“, rief der Abt aus und drehte sich zu Don Alonso um, der zu seiner großen Bekümmernis nur eine halbe Elle von ihm entfernt stand und aufmerksam zugehört hatte.

„Ich habe alles gehört!“, sagte er in herzerreißendem Ton. „Seht Ihr? Seht Ihr, dass mein Herz mich nicht treg, als ich Euch sagte, dass sich Eure unheilvolle Prophezeiung am Ende doch erfüllen würde? Oh, meine Tochter, Freude meines Greisenalters und Krone meiner weißen Haare!“, rief er und rang mit dem Abt und den Ruderern, die ihn daran hinderten, sich ihr zu nähern. „Hätte mir der Herr in den vielen Kämpfen gegen die Mauren nicht das Leben nehmen können, statt mich jetzt zu deinem Henker zu machen?“

„So besinnt Euch doch, bei Gott!“, sagte der Abt ängstlich zu ihm. „Haltet Eure Klagen zurück, wenn Euch ihr Leben lieb ist, denn sie könnte Euch hören.“

Der unglückliche Vater schwieg auf der Stelle, aus Furcht, den Zustand seiner Tochter noch zu verschlimmern, schluchzte jedoch voller Gram und mit großer Beklemmung weiter.

Doña Beatriz lag in tiefer Ohnmacht; die Nacht begann ihre Sterne zu zeigen, und so mussten sie schließlich zu dem Landhaus zurückkehren. Binnen kürzester Zeit überquerte das Boot den See, sanft und leise dahingleitend, als sei es das Schiff der Seelen. Dann sprangen sie eilig an

Land, brachten Doña Beatriz, noch immer ohne Besinnung, in ihr Gemach hinauf und legten sie in ihr Bett.

Nach einer guten Weile gewann sie allmählich das Leben zurück, das aus diesem müden Körper geflohen zu sein schien, nicht aber den Verstand, der sich in Wahnvorstellungen verloren hatte. Die Rückkehr ihres Vaters und die Kunde, die er ihr überbracht hatte, waren die festen, ihre Fieberphantasien beherrschenden Gedanken, die ihr bald fröhlich und heiter, bald traurig und betrüblich erschienen, je nach den Schwankungen ihres Gemüts. Ständig rief sie nach Don Álvaro, und die Vorstellung, er könnte weggehen, versetzte sie in schreckliche Angst.

„Don Álvaro!“, rief sie mit von Atemnot gebrochener Stimme. „Wo bist du? Sprich mit mir, komm, gib mir deine Hand. Ich sehe niemanden, ich kenne niemanden, nur dich; gewiss sehe ich dich mit den Augen meines Herzens, das dir überallhin folgt, wie der Abendstern der Sonne. Hörst du mich, Don Álvaro?“

„Ja, ich höre dich“, antwortete der junge Mann mit einer Stimme, die aus einem Grab zu kommen schien.

„Ach, Gott sei Dank!“, sagte sie in freudigem Ton. „Aber geh nicht weg, weil ich sonst ganz allein wäre. Doch wie töricht von mir! Warum solltest du weggehen, wenn du mich liebst und für immer mein Gemahl bist? Morgen werde ich mein Festkleid anziehen, damit du mich zum Altar führen kannst. Hör zu! Ich will, dass viele, viele Almosen verteilt werden, damit alle glücklich sind und uns segnen! Wenn du wüsstest, wie mich all die Bauern hier lieben! Es wird lange dauern, bis sie mich vergessen haben ... Ach, sag mir, hast du noch die Mappe, die ich dir vor so langer Zeit gab? Dann binde sie an einen Stein und wirf sie in den See, denn ihre Zeilen sind von meinen Tränen benetzt, und jetzt habe ich keine mehr, nur Freudentränen!“

Plötzlich erschöpft, schwieg sie eine Weile; dann schlugen ihre Gedanken jedoch eine andere Richtung ein, sie schob die Bettdecke von sich und sagte:

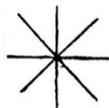
„Nehmt diese Decke von mir, ich ersticke darunter! Reißt alle Fenster auf und lasst die Nachtluft herein, damit dieses Feuer nachlässt, das mir die Brust verbrennt ... Oh, Himmel! Woran habe ich noch soeben gedacht, um mich vergessen zu machen, dass ich mit dem Tode ringe! Ich Elende! Da kommt mein Vater herbeigeeilt ... seht ihn Euch an, Don Álvaro ... die Freude hat ihn verjüngt ... schon ist er da ... was holt er wohl aus der Brusttasche hervor? ... Ach, deine Freiheit! ... Unbarmherziges Schicksal! ... Und jetzt muss ich sterben ... Nein, nein, Don Álvaro, ich bin doch noch immer jung, reich und schön in deinen Augen, trotz meiner Tränen, nicht wahr? ... Nein, nein, meine Stunde ist noch nicht gekommen, denn sonst stürbe ich unbußfertig und verlöre meine Seele!“

Dann schwieg sie erneut, blass, die Augen auf die Wand geheftet und mit dem Körper zurückweichend, als sähe sie etwas auf sich zukommen, dem sie entfliehen wollte, bis sie schließlich einen gellenden Schrei ausstieß und sich mit einer Hand die Augen zuhielt, während sie mit der anderen krampfhaft den Arm ihres Geliebten drückte und mit heiserer Stimme rief:

„Hier ist er! Hier ist er! Seht Ihr nicht, wie er Schritt für Schritt näher kommt? Ach, befreit mich doch von ihm! Hüllt mich in Euren Umhang ... Oh, mein Gott! Es nützt nichts, seine Hände sind durch ihn hindurchgegangen, als wäre er aus Rauch, und sie pressen mir das Herz zusammen! Haltet sie mir vom Leibe, sie erwürgen mich! Ach, ich Ärmste! Nein, lasst sie, nun ist alles aus ... Lebt wohl!“

Und mit diesen Worten überfiel sie eine neue Ohnmacht.

In diesen schmerzlichen Wechselzuständen, die für die, die bei ihr wachten, vielleicht grausamer waren als für sie selbst, verbrachte Doña Beatriz die ganze Nacht. Und gegen Morgengrauen wurde sie wieder ganz lethargisch, wie schon so oft während dieser schrecklichen Krankheit, die sich nun ihrem Ende zuneigte.



Kapitel XXXVIII

Alle waren tief zu bedauern, die sich unter diesem Dach befanden, auf das die unsichtbaren Pfeile des Todes gerichtet waren; doch am meisten litt Don Alonso, mehr noch sogar als Don Álvaro. Seit er, vor keinem Mittel zurückschreckend, um seine Träume von Größe und Macht zu erreichen, seine einzige Tochter in Villabuena zur Heirat gezwungen und hernach dem Opfer zugestimmt hatte, das ihre töchterliche Selbstverleugnung ihr in Arganza auferlegt hatte, waren Gesundheit, Freude und Ehre aus seinem Haus geflohen, als würde durch ein Dekret des Himmels die Strafe der Schuld auf dem Fuße folgen, ohne ihm auch nur die geringste Atempause zu lassen, um die schreckliche Frucht seiner Taten zu genießen. Auf den Tod seiner Gattin folgte die verhängnisvolle Begegnung im Garten seines Anwesens, bei der ihm die Binde von den Augen fiel, und auf diese, wie ein schwarzer Regenguss, die verheerenden Ereignisse in Cornatel, die Zweifel und Ungewissheiten im Prozess gegen die Tempelritter und die fatale Entscheidung über Don Álvaros Fall. Ein wahrlich trauriges Bild und im Hintergrund die Qualen seiner Tochter und die Bitterkeit seiner eigenen Reue.

In dem Wunsch, seine Seele zu läutern, und an nichts anderes denkend als an das Glück und die Gesundheit seiner Tochter, die seine letzte Hoffnung und der Gegenstand seiner ganzen Liebe war, hatte er die weite Reise nach Vienne in der Dauphiné mit einer Beharrlichkeit und Inbrunst unternommen, wie man sie bei seinem vorgeschrittenen Alter nicht erwartet hätte. Ohne sich von den unzähligen Hindernissen abhalten zu lassen, die ihm in den Weg gelegt waren durch die Böswilligkeit des französischen Hofes und die traurige Wendung, die die Schwäche und Feigheit des Papstes dem aufsehenerregenden Templerprozess gegeben hatten, warf er sich Clemens zu Füßen, erzählte ihm von dem vielen Blut, das seine Ahnen zur Verteidigung des Glaubens vergossen hatten, zeigte König Philipp die Briefe Don Juan de Laras, den dieser wegen seiner Macht, und weil er ihm während seiner Verbannung aus Kastilien Unterkunft gewährt hatte, sehr schätzte, und so gelang es ihm, mit Wohlwollen erhört zu werden.

Zwei weitere Dinge wirkten sich zu seinen Gunsten aus und waren ihm in seinem Vorhaben von nicht geringem Nutzen: zum einen die völlige Vernichtung der militärischen Macht des Tempelordens in Europa, denn seine Krieger waren, wo nicht verurteilt, gefangen genommen und entwaffnet; und zum anderen die Anwesenheit des Inquisitors Aymerico, der schon auf dem Konzil von Salamanca zugegen gewesen war und nun, nachdem er streng nach Maßgabe der päpstlichen Weisungen gehandelt hatte, fest entschlossen war, das Wort einzulösen, das er dem Abt von

Carracedo und den Bischöfen gegeben hatte, und damit auch seinem eigenen Herzen zu folgen, das sich trotz seiner vielen Vorbehalte gegen den Tempelorden doch für Don Álvaro's Edelmuth und Ritterlichkeit während des Prozesses erwärmt hatte. Und so unbeugsam seine Haltung erst gewesen war, bedingt durch seinen strengen Gehorsam, so glühend und eifrig waren seine Bemühungen jetzt.

So kam es, da die Bedenken zerstreut waren, die die Macht dieses hoffärtigen Ritterbunds erregt hatte, und dank der wirksamen Vermittlung Aymericos, dass der Herr von Arganza den ersehnten Dispens unendlich viel schneller erhielt, als er billigerweise hoffen durfte. Er konnte sein Glück kaum fassen, und da er seiner Tochter die frohe Kunde unbedingt selbst überbringen wollte, reiste er binnen kürzester Zeit durch weite Teile Frankreichs und fast ganz Spanien, wie von den Flügeln der Freude getragen und der schweren Last seines Alters gänzlich vergessen. Wie diese eilfertige Reise endete, haben wir bereits gesehen: Nicht Rosen, sondern Blut aus dem Herzen seiner Tochter säumte seinen Weg, und nicht Festlichkeiten erwarteten ihn bei seiner Rückkehr, sondern ihr Todesröcheln. Dies sollte das Ergebnis all seiner Bemühungen sein, und darum kreisten jetzt seine trostlosen Gedanken, während er am Fußende ihres Bettes saß und in Tränen aufgelöst auf ihren letzten Seufzer wartete.

Der Schlaf der jungen Frau hielt nicht lange an und war keineswegs erholsam, reichte jedoch aus, um die Wolken zu zerstreuen, die ihren Verstand verdunkelten, was ihre letzten Augenblicke noch schmerzlicher machte und zugleich einen göttlichen Glanz über den Fall dieses Gestirns verbreitete, in dessen wohlthuendem Licht so viele Unglückliche Linderung und Trost gefunden hatten. Als sie die Augen aufschlug, drang die erste bleiche Helle der Morgendämmerung durch das halbgeöffnete Fenster, zusammen mit jenem sanften Windhauch, der die schlafenden Pflanzen vor Sonnenaufgang zu wecken scheint. Im Garten des Landhauses zwitscherten fröhlich Stieglitze, Lerchen und unzählige andere Vögelchen, und die Blumen öffneten ihre Kelche und erfüllten die Luft mit Wohlgeruch. Von Doña Beatriz' Bett aus ging der Blick nach Osten, wo sich unbeständige Schleierwolken im Sonnenlicht färbten und mit unbeschreiblicher Pracht fast den gesamten See überzogen, dessen durchsichtige Oberfläche, den Himmel spiegelnd, wie von flüssigem Gold und brennendem Purpur schien. Zuweilen flogen Wildenten und Blässhühner munter schnatternd auf und stürzten sich mit einem lauten Platschen gleich wieder ins Ufergrüch. Kurzum, der Tag brach so heiter und fröhlich an, dass niemand glauben konnte, dass inmitten seiner lichten Herrlichkeit ein so vollkommenes und schönes Geschöpf wie Doña Beatriz zugrunde gehen sollte.

Dieses Schauspiel war das Erste, was ihre Augen erblickten, als sie sich öffneten, und gierig klammerten sie sich daran fest. Ein leicht bläulicher

Ring umgab sie, der ihren Glanz noch hervorhob; und ihr Gesicht, wiewohl etwas gealtert, wies dieselbe Reinheit der Linien und engelhaft Harmonie auf wie zu ihren besten Zeiten.

„Was für ein schöner Tag!“, rief sie schließlich mit wehmütiger, aber doch fester Stimme.

Dann blickte sie sich im Zimmer um, und als sie bemerkte, wie sie alle entsetzt ansahen, mit trauerverzerrten Gesichtern und die meisten weinend über die Mühen und schmerzlichen Szenen der letzten Nacht, stiegen auch ihr die Tränen in die Augen. Sie unterdrückte sie jedoch mit einer Anstrengung, zu der nur eine so edelmütige Seele wie die ihre imstande ist, bedeutete ihnen, sich um ihr Bett zu versammeln, nahm die Hand ihres Vaters und sagte in ruhigem Ton:

„Dieser Tod, der mich so plötzlich im Frühling meines Lebens ereilt, schmerzt mich nicht meinetwegen, sondern Euretwegen, mein Vater, wegen des edlen und großherzigen Don Álvaro und all der guten Freunde, die mir ihre Zuneigung geschenkt haben. Schon seit über einem Jahr sagt mir eine geheime Stimme dieses Ende voraus, und obwohl ich es gestern kaum zu ertragen vermochte und mich wahnwitzig gegen den Himmel auflehnen wollte, beuge ich mich heute, da der Nebelschleier von meinem Verstand gewichen ist, in Demut dem Willen des Höchsten. Ihr seht, Señor, wie vergänglich das Licht unserer Wünsche und unserer Größe ist; wer hätte gedacht, dass ich meiner Mutter so schnell ins Grab nachfolgen würde? Aber warum ängstigt Ihr Euch so, wenn Ihr doch selbst schon bald auf meinen Spuren wandeln werdet, dorthin, wo ich Euch mit meinen Brüdern und meiner Mutter empfangen werde, auf dass wir uns nie wieder von Euch trennen mögen?“

„Oh, Tochter meines Schmerzes!“, rief der Alte. „Du warst meine letzte Hoffnung auf dieser Erde, doch nicht dein frühes Ende wird meine Tage verkürzen, sondern die bittere Erinnerung an meine Schuld. Ach! Heiliger Pater“, fuhr er fort und wandte sich an den Abt, „seht nur, seht, wie sich Eure Prophezeiung erfüllt! Möge der Himmel mir vergeben!“

„Daran zweifelt Ihr, mein Vater“, nahm Doña Beatriz ihre Rede wieder auf, „wo ich Euch nicht nur vergeben, sondern auch schon alles vergessen habe, und wo Euch dieser junge Mann, der noch viel unglücklicher ist als ich, trotz allem achtet und verehrt wie ich selbst. Nicht wahr, edler Don Álvaro? Tretet näher, mein Gemahl im Tode, kommt und sagt es ihm selbst, damit ihn in den wenigen Tagen, die ihm noch zum Leben bleiben, nicht der Stachel der Reue quält. Stimmt es, dass Ihr ihm vergebt?“

„Ja, ich vergebe ihm, so wie mir Gott die Verzweiflung vergeben möge, in die mich Euer Tod stürzen wird!“

„Verzweiflung!“, sagte sie wie mit zärtlicher Verwunderung. „Warum denn? Unser Hochzeitslager ist ein Grab, aber dadurch wird unsere Liebe in

alle Ewigkeit wahren. Ach, Don Álvaro! Habt Ihr Euch einen besseren Brautführer für unsere Vermählung erhofft als Gott, der mich in seinen Schoß aufnehmen wird? Ein lieblicheres Konzert als das der Engelsharfen? Einen prächtigeren Hochzeitszug als den Chor der Seraphim, der mich droben erwartet? Einen prunkvolleren Tempel als den Feuerhimmel? Wären Eure Augen wie die meinen von einem Strahl des göttlichen Lichts erleuchtet, so würden Eure Tränen gewiss versiegen oder nur aus Dankbarkeit fließen.“

An der Stelle hielt sie kurz inne, und ihr Blick senkte sich mit einem sonderbaren Ausdruck in den ihres Geliebten; dann sprach sie weiter:

„Ich lese in diesem ritterlichen Herzen wie in einem offenen Buch. Stimmt es nicht, dass Ihr als mein Gemahl auf dieser Welt bleiben möchtet? Eure Seele ist mir auf meinem leidvollen Dornenweg gefolgt und verlässt mich nicht einmal im Tode. Ach, danke, danke! ... Mein Vater“, fügte sie hinzu und wandte sich an den Herrn von Arganza, „und Ihr, hochwürdiger Abt, Ihr sollt wissen, dass auch ich geschmückt mit einem so schönen Titel vor den Thron des Ewigen treten möchte. Vereint uns also, bevor die Flamme meines Lebens erlischt.“

Da trat der Abt, obwohl zutiefst bestürzt, näher an sie heran und erklärte, wie um ihre Überschwänglichkeit ein wenig zu mäßigen, es sei ratsam, dass vor einer solch erhabenen Zeremonie beide erst die Beichte ablegten.

„Ihr habt Recht“, antwortete sie, „hier also die meine, die ruhig alle mit anhören können: Ich habe geliebt und gelitten; all die Wohltaten, die in meiner Hand lagen, habe ich verteilt; all die Tränen, die ich trocknen konnte, habe ich getrocknet; und wenn ich einmal gehasst habe, so seid mein Zeuge, dass ich bereue und vergebe.“

„Gleiches kann ich von mir sagen“, fügte Don Álvaro hinzu. „Unsere Gefühle sind eins gewesen und eins unser Leben. Möge es dem Himmel gefallen, dass uns auch der Tod gleich mache!“

Dann gab Don Alonso dem Abt ein Zeichen, dass er sich beeilen solle, diesen Akt zu vollziehen, der beiden in gewisser Weise zur Linderung gereichen würde, und der Alte legte Don Álvaros mächtige Hand in die schwache, fast durchsichtige der jungen Frau und sprach mit bewegter Stimme die Worte des Sakraments, worauf sie vor Gott vermählt waren, der schon in wenigen Stunden über einen von ihnen richten würde. Die Worte, die er dann zu ihnen sprach, waren recht verschieden von denen, die bei Hochzeiten sonst üblich waren. Statt die Liebe zu rühmen, die die Bitternisse ihres Lebens versüßen und ihnen den Weg zum Grab erträglicher machen könne, redete er ihnen nur von den Hoffnungen auf eine andere, bessere Welt und hielt ihnen die Nichtigkeit irdischen Glücks und den unaussprechlichen Lohn der Tugend und Ergebung vor Augen.

Nach der heiligen Zeremonie, als wäre sie Balsam für ihr verwundetes

Herz gewesen, war Doña Beatriz ganz ruhig und heiter. Doch niemand ließ sich von dieser trügerischen Linderung ihrer Krankheit täuschen, und am wenigsten die schluchzende Martina, die sich der äußersten Gefahr, in der ihre Herrin schwebte, völlig bewusst war und den Blick nicht eine Sekunde von ihr abwandte. Die Kranke bemerkte ihre Anteilnahme und schmerzliche Unruhe, zog sie an der Hand zu sich hin, wischte ihr die Tränen weg, die die betrubte Dienerin nicht zurückhalten konnte, und sagte:

„Armes Mädchen, du warst munterer und fröhlicher als die Zicklein, die in den Bergen tollten! Ein ganzes Jahr hast du in Angst und Kummer verbracht und mir doch nie deine Liebe und Treue versagt. Dein Glück hat mich oft beschäftigt, und jetzt möchte ich es dir für immer sichern.“

Da nahmen der Jammer und das Schluchzen des armen Mädchens noch zu, und es konnte vor Dankbarkeit nicht ein einziges Wort hervorbringen.

„Mein Vater, Eurer Großmut vertraue ich sie an; bedenkt, ich habe in ihr die ganze Ergebenheit einer Dienerin und die Zärtlichkeit einer Schwester gefunden. Und Ihr, Don Álvaro, mein süßer Gemahl, nehmt sie und ihren zukünftigen Gatten unter Euren Schutz, denn ihre Treue und Zuneigung zu Euch sind nicht minder groß gewesen, und da die Welt ihrer schlichten Liebe keine Hindernisse in den Weg gestreut hat, mögen sie sich eines Lebens in Frieden erfreuen, wie es vielleicht auch uns vergönnt gewesen wäre, hätten wir ihr bescheidenes Gewand getragen. Und ihr, meine Freunde“, fügte sie hinzu und wandte sich an die Diener, denn alle waren zu diesem schmerzlichen Abschied herbeigeeilt, der ihnen schier das Herz zerriss, „getreuer Nuño, rechtschaffener Mendo, euch allen danke ich für die Liebe, die ihr mir bezeugt habt, und euch alle vertraue ich gleichermaßen der Großherzigkeit meines Vaters und meines Gatten an.“

Diese armen Leute, und vor allem die Frauen, brachen in ein solches Weinen und Wehklagen aus, dass man sie aus dem Zimmer weisen musste, damit sie die junge Frau in ihren letzten Augenblicken nicht störten.

Wie die Sonne allmählich höher stieg, lösten sich die am Himmel zerstreuten Wolken auf, und schließlich war das Firmament so blau und rein, dass man, wie in Byrons *Traum*, „die Gottheit selbst darin erblickte.“ Der See glich, ruhig und glatt, einem Spiegel, und seine Ufer lagen in stiller Einsamkeit; auch die Vögel im Garten waren verstummt; nur die Blumen, die ihren Schoß den heißen Sonnenstrahlen geöffnet hatten, erfüllten die Luft weiterhin mit ihren Düften, die bis zu Doña Beatriz' Lager drangen.

„Wie oft“, sagte sie zu Don Álvaro, „hast du meine Wangen mit den Rosen, meine Lippen mit den Levkojen und meine Gestalt mit den weißen Lilien verglichen, die in diesem Garten wachsen! Wer hätte gedacht, dass die Blume meiner Schönheit und Jugend vor ihnen verwelken würde? Eitler Hochmut menschlicher Gedanken! Der Mensch hält sich für den König der Natur, und doch ist er der Einzige, der nicht zu neuem Leben erwacht und

beim Hauch des Frühlings nicht wieder erblüht.“

Die Erbin von Arganza war für ihre Vasallen, ob in ihrer Mitte oder fern von ihnen, die Mutter der Bedürftigen und der trostspendende Engel der Familien; daher erfüllte die Nachricht von der Gefahr, in der sie schwebte, die Dörfer Lago, Villarrando und Carucedo mit tiefer Trauer, und die Menschen eilten in Scharen zu dem Landhaus.

Sie versammelten sich alle auf einem kleinen Platz vor dem Haupteingang, und obwohl man ihnen geboten hatte, sich still zu verhalten, war ihre Aufregung doch so groß, dass sie ein dumpfes Gemurmel nicht zu unterdrücken vermochten, aus dem sich dann und wann der Schrei eines neu Angekommenen erhob, der noch nichts von der Aufforderung wusste, oder der irgendeines anderen, der seine Bestürzung nicht zurückhalten konnte.

So dauerte es nicht lange, bis Doña Beatriz, in deren Herzen alle reinen Gefühle so viel Widerhall fanden, ihre Anwesenheit bemerkte, und sie konnte nicht umhin, über diesen schlichten und aufrichtigen Beweis der Zuneigung gerührt zu sein.

„Die armen Leute!“, sagte sie bewegt. „Wie sie mir mit Zins und Zinseszinsen die Liebe vergelten, die ich ihnen entgegengebracht habe! Sicher werden sie mich sehr vermissen, und doch ist das eine der größten Tröstungen, die mir in diesem Augenblick beschieden sein können.“

Dann erklärte sie ihrem Vater und dem Abt ausführlich, welche milden Gaben und Geschenke man in ihrem Namen verteilen solle, und sprach dem Prälaten mit lebhaftem Ausdruck ihren Dank für seine nie verleugnete väterliche Liebe aus, ebenso wie dem alten Arzt, der während ihrer langen Krankheit einen Eifer bewiesen hatte, wie ihn nur die Nächstenliebe in seinem durch das Alter abgekühlten Herzen entzünden konnte. Auch verfügte sie mit äußerstem Nachdruck, dass man sie in der Kapelle des Landhauses beisetzen solle, am Ufer dieses abgeschiedenen und ruhigen Sees, der für ihr Herz so voller Erinnerungen war.

Es schien, als hinge das Leben dieses so geliebten Menschen an einem einzigen Lichtstrahl der Sonne, denn es neigte sich in gleichem Maße seinem Ende zu wie der Stern des Tages seinem Untergang. Als dieser schließlich hinter den Bergen verschwunden war, hob Doña Beatriz ihren müden Blick und sagte zu ihrem Gatten:

„Erinnert Ihr Euch an den Tag in Arganza, als Ihr Euch zum ersten Mal von mir verabschiedetet? Wer hätte damals gedacht, dass dieselbe Sonne, die bei unserer ersten Trennung schien, nach so kurzer Zeit auch bei unserer letzten scheinen würde? Und doch ist mir das Schicksal jetzt gewogener, denn damals riss es mich von Eurer Seite, jetzt aber fliege ich aus den Armen meines Gemahls zu Gott.“

Mit diesen Worten sank ihr Haupt sanft auf Don Álvaro's Schulter, ohne jegliche Regung, so wie bei ihren häufigen Schwächeanfällen; doch nach einer Weile, als er ihren Atem nicht mehr hörte, schob er sie erschrocken von sich. Der Körper der jungen Frau fiel leblos und mit geschlossenen Augen auf das Bett, denn auf seiner Schulter hatte sie soeben ihren letzten Seufzer ausgehaucht.

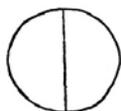
Noch in derselben Nacht schickte der Abt einen Boten nach Carracedo und zum Benediktinerkloster San Pedro de Montes, und am nächsten Morgen eilten zahlreiche Mönche herbei, sodass die Beisetzung der Jungverstorbenen mit aller standesgemäßen Pracht erfolgen konnte. Don Álvaro, der sich seit dem Tod seiner Gattin in hartnäckiges Schweigen verschloss, bestand darauf, ihren Leichnam zur Kapelle zu begleiten. Während des Gottesdienstes war er ganz ruhig, obwohl er hin und wieder unstete Blicke auf den Sarg und die Versammelten warf; doch als der Augenblick gekommen war, ihre leblosen Überreste zu versenken, stieß er einen fürchterlichen Schrei aus, stürzte auf das Grab zu und wollte sich selbst hineinwerfen. Sofort eilten die Anwesenden zu ihm hin und versuchten, ihn davon abzuhalten.

Wie er sein Bestreben vereitelt sah, riss er sich los und rannte unter fortwährendem Geschrei und mit allen Anzeichen eines Wahnsinnigen davon, um sich im entlegensten Winkel des Waldes nahe Las Médulas zu verstecken. Sein Verstand hatte einen grausamen Schlag erlitten, und erst nach einigen Tagen fand ihn der getreue Millán in einem der alten Bergwerksstollen, mit zerzaustem Haar und zerrissener Kleidung. Mit großem Geschick brachte er ihn in das Landhaus zurück, wo er behandelt wurde und nach ein paar Tagen wieder zur Besinnung kam. Sobald er sich von seinem Anfall erholt hatte, verlangte er, in die Kapelle hinuntergehen zu dürfen, doch alle widersetzten sich dem heftig, weil sie fürchteten, dass er beim Anblick des frisch verschlossenen Grabes abermals in Tobsucht geraten würde. Doch waren die Gründe, die er vorbrachte, so zahlreich und so vernünftig, dass sie ihm dieses traurige Verlangen schließlich erfüllen mussten. Er kniete vor dem Grab nieder und verharnte über eine Stunde in inbrünstigem Gebet; zum Schluss küsste er den Grabstein, ging wortlos und ohne jegliches Zeichen des Schmerzes hinaus, bestieg sein stolzes Pferd und ritt von dannen, ohne sich von Don Alonso zu verabschieden, gefolgt von Millán und zwei oder drei älteren Dienern, die, als sie von seiner Krankheit und seinem Wahnsinn gehört hatten, sofort zu dem Landhaus geeilt waren.

Kaum in Bembibre angelangt, trat er seinen gesamten Lehnsbesitz ab, besserte die Erbschaft seines Schildknappen beträchtlich auf und verteilte das Übrige unter den Ärmsten seiner Diener und Vasallen. Eines Morgens dann wurde er in der ganzen Burg gesucht und nirgends gefunden; das

Einziges, was er mitgenommen hatte, waren der Pilgerstab und das grobe Pilgertuch, mit denen einer seiner Vorfahren ins Heilige Land gezogen war und die man zu dessen Andenken in einem Zimmer der Burg aufbewahrt hatte. Daraus schlossen manche, dass auch er sich nach Palästina aufgemacht hätte; andere meinten dagegen, er wäre nach Santiago gegangen, in der Absicht, sich irgendwo in Galicien in ein abgeschiedenes Kloster zurückzuziehen; und schließlich fehlte es auch nicht an jenen, die behaupteten, der Wahnsinn hätte sich seiner erneut bemächtigt.

Der Herr von Arganza seinerseits überlebte seine hochgeliebte und unglückliche Tochter nicht lange, wie es bei seinem Alter und seinem tiefen Kummer auch nicht anders zu erwarten war. Mit seinem Tod erlosch dieses berühmte Haus, dessen Besitz nun an einige weit entfernte Verwandte überging, und wurde zu einem ebenso eindringlichen wie schmerzlichen Beispiel für Eitelkeit, Ehrgeiz und die Gefahren, die es mit sich bringt, wenn man die süßesten Gesetze der Natur verletzt.





Schluss

Das Manuskript, dem wir diese bedauerliche Geschichte entnommen haben, gibt nur wenig Auskunft über den Verbleib der übrigen Personen, für deren Schicksal sich manche wohlwollenden Leser vielleicht auch interessieren. Unglücklicherweise waren nicht wenige von ihnen schon alt, als wir ihnen begegneten, und so bescheidet sich das genannte Manuskript damit, uns mitzuteilen, dass nach der Auflösung des Tempelordens, die Papst Clemens V. auf dem Konzil von Vienne verfügte, und zwar nicht im Wege eines gerichtlichen Urteils, sondern in weiser Voraussicht zum Wohle der Kirche, die meisten der Ritter den Klöstern verschiedener Orden zugewiesen wurden, und unter ihnen war auch der alte Meister von Kastilien, Don Rodrigo Yáñez, der seine wenigen letzten Tage in Carracedo verbrachte. Man erzählte sich, und nicht mit Unrecht, dass ihm das Unglück seines Neffen, zusammen mit dem unendlichen Kummer, den ihm das traurige Ende seines Ordens bereitet hatte, den Lebensfaden verkürzte. Der gute Abt folgte ihm bald nach, überhäuft mit den Segnungen seiner Vasallen, die er stets wie seine Kinder behandelt hatte.

Was den Komtur Saldaña betrifft, so blieb er seinem Vorsatz treu, das entartete und feige Europa, wie er es immer nannte, zu verlassen, und zog nach Syrien, wo er als Anführer der unterdrückten Christen bei einem Aufstand ums Leben kam. Kurzum, das besagte Manuskript gleicht einem Totenbuch; sogar Mendo, der Reitknecht, fiel ihm zufolge einem plötzlichen Schlaganfall zum Opfer, der auf seine zunehmende Fettleibigkeit zurückzuführen war.

Über das Schicksal des Herrn von Bembibre, der hübschen Martina, Milláns und Nuños enthielt es nichts weiter als das, was wir bereits wissen; im vergangenen Jahr 1842 aber, als wir in Begleitung eines Freundes die südlichen Berge des Bierzo besuchten, machten wir im Archiv des Klosters San Pedro de Montes eine Entdeckung von unschätzbarem Wert, die all unsere Fragen beantwortete. Es war dies eine Art alter Kodex, geschrieben in Latein von einem der Mönche des Hauses. Da die in ihm berichteten Ereignisse eine gewisse Ortskenntnis voraussetzen, werden uns unsere Leser verzeihen, wenn wir sie über das Nötigste in Kenntnis setzen; sie mögen es, da sie schon die Geduld hatten, uns bis hierhin zu folgen, mit dem volkstümlichen Sprichwort halten: „Wohin das Meer geht, dahin soll der Sand folgen.“

Das Kloster San Pedro de Montes ist sehr alt: Seine Gründung geht auf den heiligen Fructuosus und den heiligen Valerius zurück, die beide in der Gotenzeit lebten, und sein Wiederaufbau nach dem Einfall der Sarazenen ist dem heiligen Gennadius zu verdanken, Bischof von Astorga und Erbauer

der Klosterkirche, die noch heute erhalten ist und dem Aussehen nach auch noch viele Jahre überdauern wird. Seine Lage inmitten der rauen Gebirgszüge, die das Bierzo auf der Südseite umgürten, offenbart den schrecklichen Entsagungswillen seiner Gründer, denn es wurde auf einem Steilhang errichtet, der zu dem kleinen Fluss Oza abfällt und ringsumher von hochragenden Bergen, unbezwingbaren Klippen und dunklen Wäldern umgeben ist. Das Rauschen des Baches, eingeschlossen in sein tiefes, felsiges Bett, hat etwas unbeschreiblich Trauriges an sich, und die Vögel, die man dort gemeinhin sieht, sind die Adler und Geier, die in den Felsen wohnen. Der Gipfel des Monte Aquiana, sieben oder acht Monate des Jahres mit Schnee bedeckt und der höchste von allen im Bierzo, überblickt das Kloster beinahe in der Vogelschau und liegt in der Luftlinie gar nicht weit von ihm entfernt; die Abgründe aber, die ihn auf dieser Seite einhegen, sind derart beschaffen, dass sich der Weg dorthin eine gute Meile lang in Serpentina über den Hang hinaufwinden und große Umwege nehmen muss. Der Berg ist ganz kahl, doch gedeihen Heilpflanzen auf seinem Boden, und hoch oben auf seinem Kamm befindet sich eine durch den Schnee und die heftigen Winde halb in die Erde eingegrabene Einsiedelei, in der bis zum Erlöschen des Klosters das Heiligenbild Unserer Lieben Frau von Aquiana verehrt wurde, deren Fest am 15. August stattfand und stets eine viel besuchte Wallfahrt war.

Die Aussicht von dieser höchsten Erhebung ist schier unermesslich, denn sie beherrscht das weite Becken des Bierzo mit all seinen Facetten, eine schöner und malerischer als die andere. Von dort oben erstreckt sich der Blick bis zu den ausgedehnten Ebenen Kastiliens im Osten und im Westen bis zum Tal von Monterrey, das schon halb nach Galicien hineinreicht. Und das hoch gelegene Cabrera, mit Bergen gespickt, kehrt ihr den Rücken zu. Kurzum, es handelt sich um einen der herrlichsten Aussichtspunkte, deren sich Spanien rühmen kann, obwohl der See von Carucedo und die rötlichen Schluchten und Bergspitzen von Las Médulas, die zu den eigentümlichsten und schönsten Zierden des Bierzo gehören, hinter den angrenzenden Felsen von Ferradillo verborgen liegen. Dies ist jedoch nur ein geringer Nachteil, denn sie befinden sich ganz in der Nähe der Einsiedelei, und bei einem Spaziergang kann man sich des Anblicks beider Orte erfreuen.

Nach diesen Vorbemerkungen, die wir für nötig gehalten haben, wollen wir nun zu dem lateinischen Kodex zurückkehren, dessen Wortlaut wir treulich übersetzen werden, nicht jedoch ohne uns zuvor mit tiefer Ehrerbietung von unseren Lesern zu verabschieden, denn anschließend haben wir ihnen nichts weiter zu berichten. Es steht da also geschrieben:

„Um 1320, acht Jahre nachdem der Heilige Vater Clemens V.,
gesegnet sei sein Andenken, den Orden und die Ritterschaft vom
Tempel Salomos aufgelöst hatte, begab es sich, dass ein Pilger, der

vom Grab des Erlösers heimkehrte, vor dem Tor dieses heiligen Hauses erschien und bat, dass man ihn in das Gemach des Abtes führen möge, wie es denn auch geschah.

Das Gespräch mit seiner Hochwürden dauerte lange und hatte schließlich zum Ergebnis, dass der Fremde, den niemand kannte, zwei Tage später zu unser aller großen Verwunderung das Gewand des ruhmreichen Patriarchen Benedikt von Nursia nahm; dabei jedoch ließ der Abt, der, wie er selbst uns erzählte, dem Fremden die Beichte abgenommen hatte, alle üblichen Formalitäten und Eintrittsbedingungen außer Acht und erlegte uns kraft seiner Autorität Schweigen auf.

Der neue Mönch mochte höchstens zweiunddreißig Jahre alt sein, war groß, stattlich gebaut und von schönen Gesichtszügen, doch schienen Bußübungen und vielleicht auch Kummer sein Alter zu verdoppeln. Er war sehr enthaltsam und wortkarg, und zuweilen wirkte er wie einer, der in der Welt ein mächtiger Herr gewesen war. Dies aber schadete der Bescheidenheit und Höflichkeit nicht, mit der er uns alle behandelte, wengleich wir seinen Umgang nur sehr kurze Zeit genossen.

Wenige Tage vor seiner geheimnisvollen Ankunft war der Einsiedler des Monte Aquiana verstorben, ein frommer Mann, der sehr der Buße hingegeben war, und da die Klausel die meiste Zeit des Jahres mit Schnee bedeckt ist und ringsum nichts als Einsamkeit und Verlassenheit herrscht, fühlte keiner von uns die Kraft in sich, statt seiner ein so raues und hartes Leben zu fristen. Der neue Mönch jedoch war kaum in das Nötigste seines neuen Standes eingewiesen, als er sich mit der Zustimmung des Abtes aufmachte, um in der Einsiedelei zu wohnen, und so unser aller Schwäche mit seiner tapferen Entschlossenheit beschämte. Dies war zu Herbstanfang, wenn auf dem Gipfel des Monte Aquiana schon der erste Schnee fällt und ihn dichte Wolken fast unablässig wie in ein schwebendes Gewand hüllen, doch ohne sich davon entmutigen zu lassen, nahm er unverzüglich seinen neuen Posten ein.

Die Strahlkraft seiner Tugend und Nächstenliebe blieb den Bewohnern der Gegend nicht lange verborgen, und so wurde er bald zu einer Legende. Er teilte seinen bescheidenen Speisevorrat mit den armen Hirten, und wenn sie ganz starr vor Kälte waren, überließ er ihnen etwas von dem Wein, den man ihm im Kloster gab und den er gewiss nur zu diesem Zwecke annahm, denn er selbst trank nie davon. Hin und wieder geschah es, dass sich bei Einbruch der Nacht ein Rindvieh oder eine Ziege in seine Einsamkeit verirrte, und um dem Besitzer den Kummer über

diesen Verlust zu ersparen, verließ er jedes Mal seine Klause, schritt durch den hartgewordenen Schnee und brachte das Tier ins Dorf, unter der Gefahr, von den Wölfen, Bären und anderen wilden Bestien gefressen zu werden, die diese schroffen Gegenden so reichlich bevölkern.

Mit diesen und anderen guten Taten gewann er sich derart die Achtung und die Herzen dieser einfachen Leute, dass seine Worte für sie gleich denen waren, die Mose auf dem Berg Horeb aus dem Munde des Herrn vernahm. Er tröstete sie in ihrem Kummer, half ihnen, ihre Streitigkeiten beizulegen, erteilte ihnen sachkundige Ratschläge für ihre Jagden und war für sie, kurzum, wie ein Licht in diesen düsteren und rauen Gebirgsgegenden.

Die Winterkälte und seine strengen Bußübungen richteten seine bereits geschwächte Gesundheit vollends zugrunde, und so brachte ihm auch die liebliche Jahreszeit des Frühlings keinerlei Linderung. Dennoch verließ er oft die Einsiedlerklause und wanderte, wenn auch mit Mühe, zu den Felsen von Ferradillo, von wo die Schluchten und Bergspitzen von Las Médulas und der ruhige und friedliche See von Carucedo zu sehen sind. Dort verbrachte er ganze Stunden wie in Verzückung und kehrte gewöhnlich nicht vor Sonnenuntergang in seine enge Zelle zurück. Als der Abt bemerkte, wie seine Kräfte schwanden, ersuchte er ihn wiederholt, dieses beschwerliche Leben aufzugeben und zur Genesung ins Kloster zu kommen, doch nie konnte er ihn dazu bewegen.

Schließlich, in der Nacht vor den Iden des Augusts, am Vierzehnten dieses Monats, dem Tag vor dem Fest der Jungfrau von Aquiana, wurde zu ungewöhnlicher Stunde die Einsiedlerglocke stürmisch geläutet, wie um Hilfe bittend. Dies versetzte nicht nur die Klostersgemeinschaft in Aufruhr, sondern das ganze Dorf, und so liefen die Leute rasch zu der Klause hinauf, doch alle Eile war vergebens, denn als die vordersten eintrafen, war er schon tot. Da erhob sich großer Jammer über seinen Verlust, aber obwohl man seine ärmlichen Habseligkeiten durchsuchte, fand man nichts als eine zerfledderte Mappe mit ein paar losen, ungeordneten Blättern voll schmerzlicher Gedanken und übersät mit ungemein traurigen Klageliedern, die keinerlei Aufschluss über Namen und Stand des Unbekannten gaben.

Am nächsten Tag wurde, wie gesagt, die Wallfahrt Unserer Lieben Frau von Aquiana gefeiert, und damit dem Verstorbenen die Gebete der Gläubigen zuteilwürden, aber auch, um zu sehen, ob unter dem vielen Volk nicht jemand war, der ihn kannte, legte man ihn, in sein eigenes Gewand gehüllt und auf der Brust die

Seidenmappe, am Eingang der Einsiedelei auf eine mit schwarzem Tuch bedeckte Totenbahre.

Die Leute kamen dieses Jahr in großer Zahl herbei, doch war unter ihnen eine Familie, die durch ihre prächtige Kleidung besondere Aufmerksamkeit erregte. Zu ihr gehörten ein Greis, der die Sechzig bereits überschritten hatte; ein stattlicher junger Mann von vielleicht zweiunddreißig; eine blonde Frau von etwa fünfundzwanzig, mit blauen Augen und weißer Haut, von außergewöhnlicher Anmut und Ungezwungenheit, die, nachdem sie von ihren Stuten abgesehen waren, ein in weißes Leinen gekleidetes, etwa siebenjähriges Mädchen, das eine große Wachskerze vor sich her trug, bei der Hand nahm. Das totenhemdartige Gewand, das sie bedeckte, die Gabe, die sie in der Hand hielt, und vor allem ihre leichte Blässe, die indes ihre engelhafte Schönheit in keiner Weise minderte, ließen erkennen, dass sie mit ihren Eltern hergekommen war, um ein Gelübde zu erfüllen, das sie der Heiligen Jungfrau getan hatte, und ihr so dafür zu danken, sie während einer nicht lange zurückliegenden Krankheit aus den Klauen des Todes befreit zu haben. Es war eine Familie, bei deren Anblick ein jeder unwillkürlich Freude empfand, denn offensichtlich trugen Herzensfriede und Wohlstand gleichermaßen dazu bei, sie in diesem Jammertal glücklich zu machen. Die vier betraten also die Einsiedelei, und als sie die vielen Leute erblickten, die sich um den Toten drängten, traten auch sie näher heran, zugleich von Neugier wie von Mitgefühl getrieben. Sie hatten Mühe, den Belagerungsring zu durchbrechen, den die Dorfbewohner um den bescheidenen Sarg gebildet hatten; kaum aber war es ihnen gelungen, da zeichneten sich, als der Blick der jungen Frau auf die Mappe fiel und der ihres Gatten auf das Antlitz des Toten, Überraschung und Schrecken zugleich auf ihren Gesichtern ab. Die Mappe war ganz verblichen, als wären viele Wassertropfen auf sie gefallen, und der Leichnam hatte, wie es unter Mönchen Brauch war, das Haupt bis zum Bart mit der Kapuze seines Gewandes bedeckt; dennoch, und mit der Gewissheit, die ihnen eine innere Stimme gab, stürzte er hervor, um das Gesicht des Toten zu enthüllen, und sie griff ängstlich nach der Mappe und begann, darin zu blättern.

„Heilige Jungfrau von der Eichel!“, rief die Frau und stieß einen lauten Schrei aus. „Die Mappe meiner armen und geliebten Herrin, Doña Beatriz Ossorio!“

„Allmächtiger Gott!“, schrie ihr Gatte und klammerte sich an den Leichnam. „Mein Herr, mein edler Herr, Don Álvaro Yáñez, der Herr von Bembibre!“

„Wer, sagt ihr?“ rief der Greis, von der Menge abgedrängt. „Der Gemahl jenes Engels, den ich zur Welt kommen und sterben sah?“

Da ergriffen die drei den Verstorbenen an den Händen und am Gewand und brachen in inniges und schmerzliches Weinen aus, in das viele der Anwesenden, von dem unerwarteten Anblick gerührt, bald mit einfielen.

„Mutter“, fragte das Mädchen, ebenfalls mit Tränen in den Augen und halb benommen von dem, was es sah, „ist das der gute Herr, von dem du so oft mit Vater sprichst?“

„Ja, meine Beatriz, Tochter meiner Seele“, rief ihre Mutter und nahm sie auf die Arme, „das ist dein Wohltäter. Hier, mein Liebling, küß das Gewand dieses Heiligen, denn wenn diese göttliche Jungfrau dir Gesundheit geschenkt und dich uns erhalten hat, so gewiss deshalb, weil er sie darum gebeten hat.“

Dann erklärten die Wallfahrer, sie seien Nuño García, der frühere Jäger des Herrn von Arganza, Martina del Valle, die Zofe seiner Tochter Doña Beatriz, und Millán Rodríguez, der Schildknappe und Waffenträger des Herrn von Bembibre, Don Álvaro Yáñez, der hier tot vor ihnen liege. Unterdessen war der Abt dieses heiligen Hauses herbeigekommen, angetan mit geistlichen Kleidern, um das Heiligenbild in Prozession den Berg hinunterzutragen, wie es Brauch war; er richtete zahlreiche Worte des Trostes an die bekümmerten Diener und versicherte ihnen, dass ihre Augen und ihr Verstand sie nicht trögen. Don Álvaro sei, so habe er selbst es erzählt, ins Heilige Land gezogen, um dort in ein Kloster einzutreten, doch hätten die Ungläubigen es geplündert, noch bevor sein Novizenjahr vorüber gewesen sei, und da sei er, weil er sich nach der Heimat gesehnt und es ihn zum Grab seiner Gattin hingezogen habe, in das Kloster San Pedro de Montes gekommen, wo er dies alles in der Beichte ihm, dem Abt, anvertraut habe, der es habe geheim halten sollen, bis nicht ein anderer seinen Namen enthülle.

Wie dem auch sei, der Kummer dieser Leute war ungemein groß, und Millán bat sogar, den Leichnam nach Bembibre mitnehmen zu dürfen, was ihm der Abt jedoch verweigerte, weil er nicht gegen den ausdrücklichen Willen des Verstorbenen handeln wollte, der bei seinen Brüdern begraben zu werden wünschte, aber auch, weil er glaubte, dass seine Reliquien dem Kloster Glück und Segen bringen würden. Er behandelte die Gäste überaus lebenswürdig und beschenkte sie reichlich, insbesondere den alten Nuño, den er bei Doña Beatriz' Bestattung so tief betrübt gesehen hatte und für den er seitdem wegen seiner Treue eine ganz besondere Zuneigung empfand. Der arme Jäger, alt und ohne Familie, war

nach dem Erlöschen des Hauses von Arganza ganz allein und verlassen gewesen, und so war er, reich begütert dank der Großherzigkeit seines Herrn, zu Martina und Millán gezogen, in deren Haus er, von jedermann sehr geliebt und geschätzt, seine letzten Lebensjahre verbrachte. Nach zwei Tagen kehrten alle nach Bembibre zurück, wo sie gut und bequem lebten, von Geschenken und Aufmerksamkeiten überhäuft.

So hatte sich also dieses sonderbare Ereignis zugetragen, das hier festzuhalten mir angebracht erschien und das diesen Leuten noch lange im Gedächtnis bleiben sollte. Von den eben genannten Dienern habe ich oft sagen hören, dass ihnen, obwohl sie sehr glücklich lebten, umgeben von überaus schönen und wohlgeratenen Kindern und für ihren Stand ungemein wohlhabend, doch auch nach vielen Jahren noch die Tränen in die Augen stiegen, wenn sie sich des traurigen Endes erinnerten, das ihre guten Herren genommen hatten, und vor allem der Herr von Bembibre.“





Leseführer

I. Zusammenfassung

Das malerische Bierzo im Nordwesten Spaniens zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Don Álvaro Yáñez, Herr von Bembibre, ein tapferer Ritter ohne Fehl und Tadel, und Doña Beatriz Ossorio, ein ihm ebenbürtiges, schönes und tugendhaftes Edelräulein, wünschen nichts sehnlicher als zu heiraten. Ihre Verbindung würde den beiden erlauchten Adelsgeschlechtern, deren letzte Nachkommen sie sind, eine blühende und ruhmreiche Zukunft sichern. Aber Doña Beatriz' Vater, Don Alonso Ossorio, Herr von Arganza, verfolgt eigene Pläne. Blinder Ehrgeiz und Machtgier treiben ihn dazu, seine einzige Tochter dem Grafen von Lemus, Don Pedro Fernández de Castro, zu versprechen. Die junge Frau weigert sich jedoch, dem niederträchtigen Granden ihr Jawort zu geben, und wird zur Strafe für ihren Ungehorsam in das nahe gelegene Nonnenkloster von Villabuena (Cacabelos) verbannt. Eines Nachts versucht ihr Geliebter, sie heimlich zu entführen und nach Cornatel (Villavieja) in die Obhut des alten Templers Don Gutierre de Saldaña zu bringen; doch das wagnisreiche Unternehmen scheitert an der Wachsamkeit des Abtes von Carracedo, des strengen Beichtvaters der Familie Ossorio.

Kurz darauf entspinnt sich im kastilischen Tordehumos gegen den Herrn der dortigen Burg, den aufsässigen königlichen Haushofmeister Don Juan Núñez de Lara, ein langwieriger Belagerungskrieg, an dem auf Geheiß Ferdinands IV. auch Don Álvaro teilnehmen muss. Bangend um das Leben ihres Geliebten und leidend unter dem väterlichen Starrsinn, fällt Doña Beatriz einer verzehrenden Krankheit anheim, von der sie nie wieder ganz genesen wird. Als sie schließlich die Nachricht von Don Álvaros Tod erreicht – eine Täuschung –, stimmt sie auf Wunsch ihrer im Sterben liegenden Mutter der unheilvollen Verbindung mit dem Grafen zu. Tatsächlich wird Don Álvaro nur gefangen gehalten, und als er seine Freiheit wiedererlangt und von Doña Beatriz' Treubruch erfährt, nimmt er, aller süßen Hoffnungen beraubt, das Gewand des Tempelordens.

Zu dieser Zeit haben sich die Mächtigen Europas, allen voran König Philipp IV. von Frankreich und Papst Clemens V., gegen den verhassten Orden verschworen. Unlängst sind päpstliche Bullen nach Kastilien gelangt, die die Verhaftung und Enteignung der Tempelritter anordnen. Diese jedoch wollen sich ihren Feinden nicht kampfflos ergeben, und so tönt bald wieder Kriegslärm durch das Land. Der Herr von Bembibre nimmt an der Verteidigung der Templerburg von Cornatel teil, die von seinem Liebesrivalen und geschworenen Todfeind, dem Grafen von Lemus,

belagert wird. Als dieser bei einem fehlgeschlagenen Überraschungsangriff ein jämmerliches Ende findet, kann anschließend durch die kluge Vermittlung seines reumütigen Schwiegervaters, des Herrn von Arganza, eine friedliche Lösung erreicht werden.

Hohe Kirchenvertreter sollen nun über das Schicksal des Ordens entscheiden, zunächst auf dem Konzil von Salamanca, dann letztinstanzlich auf dem Konzil von Vienne. Von ihrem Urteil hängt auch Don Álvaro und Doña Beatriz' Liebesglück ab, denn jener ist noch immer an die strengen Gelübde seines Ordens gebunden und somit nicht frei zu heiraten; die Geistlichen könnten seine Profession jedoch für nichtig erklären, weil die Tempelritter nach dem Eintreffen der päpstlichen Bullen möglicherweise gar nicht mehr befugt gewesen sind, ihn als Mitglied aufzunehmen. Die Ungewissheit des Wartens und das ständige Hin und Her zwischen Hoffnung und Verzweiflung richten die Gesundheit der jungen Frau indessen immer weiter zugrunde, und als schließlich der lang ersehnte Dispens aus Vienne eintrifft, hält ihr schwacher Körper die Aufregung nicht aus. So ist ihr Hochzeitslager zugleich ihr Sterbebett. Untröstlich gibt der Herr von Bembibre seinen gesamten Besitz auf, verlässt mit dem Pilgerstab in der Hand das Land und kehrt erst viele Jahre später zurück, um als Einsiedler von den Höhen des Monte Aquiana aus über das Grab seiner jung verstorbenen Gemahlin zu wachen.

II. Wichtige Personen

- **Doña Beatriz Ossorio**, die einzige Tochter des Herrn von Arganza und Geliebte Don Álvaro
- **Martina del Valle**, die muntere und gewitzte Zofe Doña Beatriz'
- **Don Alonso Ossorio**, Herr von Arganza, Vater Doña Beatriz' und Gemahl Doña Blancas
- **Doña Blanca de Balboa**, die kränkliche Mutter Doña Beatriz' und Gemahlin Don Alonsos
- **Der Abt von Carracedo**, Zisterziensermönch und Beichtvater der Familie Ossorio
- **Nuño García**, ein alter Jäger in Diensten des Herrn von Arganza
- **Mendo**, der rundliche und nicht allzu gescheite Stallmeister und Reitknecht des Herrn von Arganza
- **Don Álvaro Yáñez**, der stattliche und edelmütige Herr von Bembibre und Geliebte Doña Beatriz'
- **Millán Rodríguez**, der treue Schildknappe Don Álvaro
- **Don Rodrigo Yáñez**, Meister des Tempelordens von Kastilien

und Onkel Don Álvaro

- **Don Gutierre de Saldaña**, Komtur von Cornatel, ein alter Tempelritter und Freund Don Álvaro
- **Don Pedro Fernández de Castro**, der niederträchtige Graf von Lemus, Nebenbuhler Don Álvaro und Günstling des Infanten Don Juan
- **Cosme Andrade**, ein Hidalgo aus den Bergen Cabrerias und Vasall des Grafen von Lemus
- **Don Juan Núñez de Lara**, ein kastilischer Grande, Haushofmeister des Königs von Kastilien und Herr der Burg von Tordehumos
- **Ben Simuel**, Rabbi und Leibarzt Don Juan Núñez de Laras
- **Don Juan**, der ränkeschmiedende Infant und Onkel des Königs von Kastilien
- **Ferdinand IV.**, König von Kastilien (1295 – 1312)
- **Dionysius I.**, König von Portugal (1279 – 1325)
- **Clemens V.**, Papst (1305 – 1314), bekannt für die Verlegung der päpstlichen Residenz nach Avignon und die Auflösung des Tempelordens auf dem Konzil von Vienne
- **Aymerico**, apostolischer Inquisitor

III. Wichtige Schauplätze

Das leonesische Bierzo

- Das Stammhaus der Familie Ossorio in Arganza
- Die Burg von Bembibre
- Die Burg von Ponferrada
- Das Kloster von Carracedo
- Das Kloster von Villabuena
- Die Burg von Cornatel
- Die Goldminen von Las Médulas
- Der See von Carucedo
- Die Flüsse Boeza, Sil und Cúa
- Der Monte Aquiana

Tierra de Campos in der kastilischen Hochebene

- Die Burg von Tordehumos

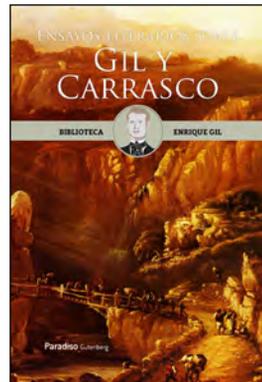
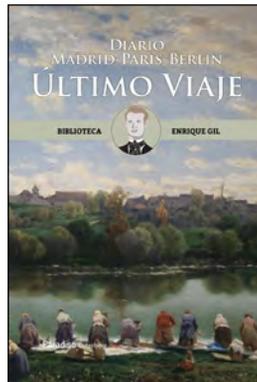
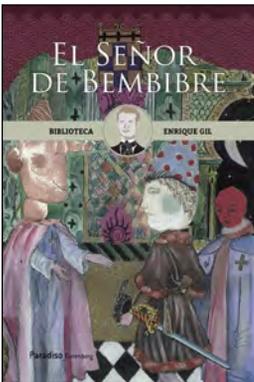
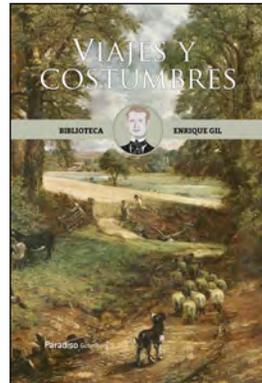
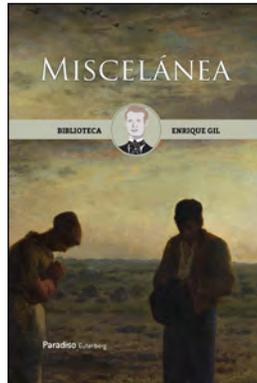
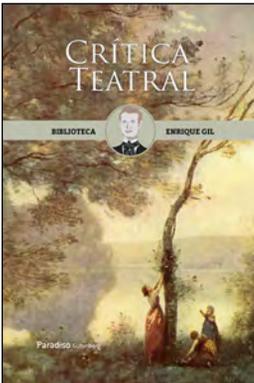
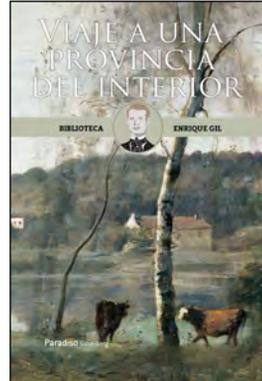
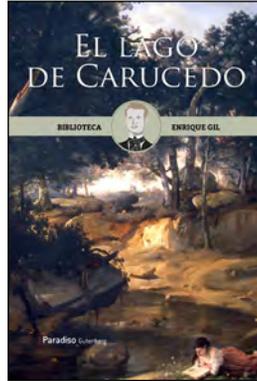
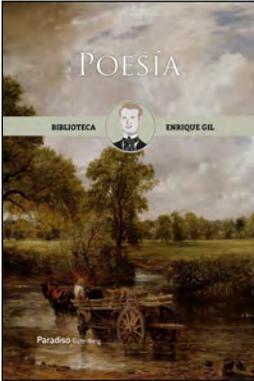
Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
Geleitwort	15
Kapitel I.....	23
Kapitel II	29
Kapitel III.....	36
Kapitel IV	45
Kapitel V.....	52
Kapitel VI	56
Kapitel VII.....	63
Kapitel VIII	71
Kapitel IX	79
Kapitel X.....	89
Kapitel XI	99
Kapitel XII.....	110
Kapitel XIII	116
Kapitel XIV.....	123
Kapitel XV	126
Kapitel XVI.....	132
Kapitel XVII	137
Kapitel XVIII.....	141
Kapitel XIX.....	155
Kapitel XX	163
Kapitel XXI.....	173
Kapitel XXII	180
Kapitel XXIII.....	191
Kapitel XXIV	196
Kapitel XXV.....	204
Kapitel XXVI	215
Kapitel XXVII.....	225
Kapitel XXVIII	231
Kapitel XXIX	243
Kapitel XXX.....	253
Kapitel XXXI	260
Kapitel XXXII.....	267
Kapitel XXXIII	279
Kapitel XXXIV	286
Kapitel XXXV	294
Kapitel XXXVI	307
Kapitel XXXVII	317
Kapitel XXXVIII	327
Schluss.....	337
Leseführer.....	347

BIBLIOTECA



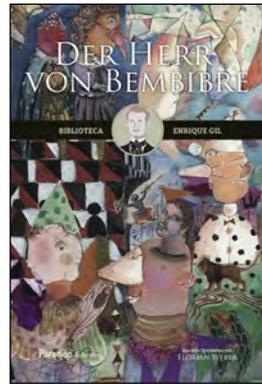
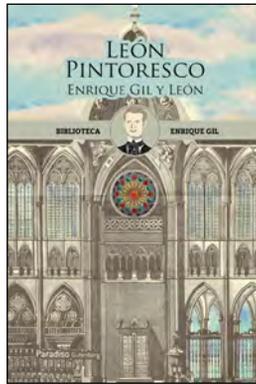
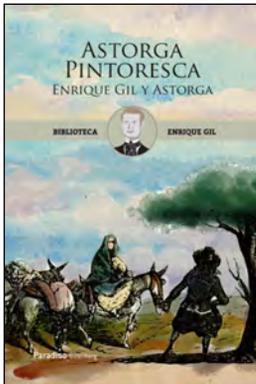
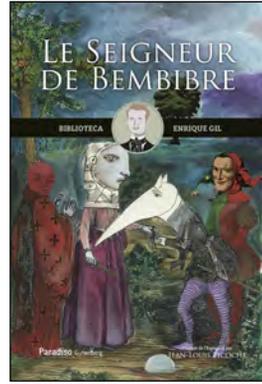
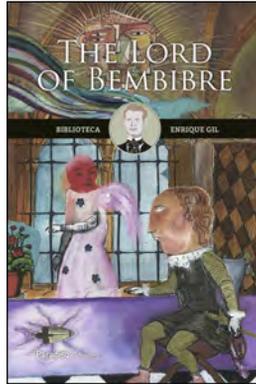
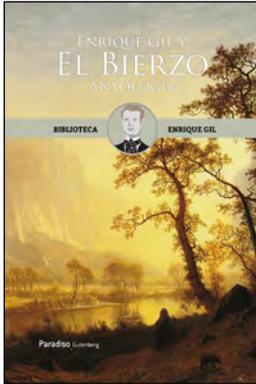
ENRIQUE GIL



BIBLIOTECA



ENRIQUE GIL



(...)

